

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG e.V.

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 55

Mit 72 Abbildungen

2001

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

ISSN 0179-1842

Herausgegeben vom Historischen Verein
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Redaktion: Dr. Thomas Schulz, Remseck
unter Mitarbeit von Wolfgang Läßle, Asperg

Produktion und Layout: Karl-Heinz Zimmerstädt, Steinheim/Murr

Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich

Gesamtherstellung: ARA-Druck GmbH + Co, Stuttgart

Geschäftsstelle des Historischen Vereins:

Stadtarchiv Ludwigsburg, Kaiserstr. 14, 71636 Ludwigsburg

Inhalt

Mitarbeiter an diesem Band	4
Vorwort (<i>Wolfgang Bollacher</i>)	5
Stadt und Amt Marbach werden pfälzisches Lehen Der Lehensrevers Graf Ulrichs V. von Württemberg vom 26. April 1463 von <i>Stephan Molitor</i>	7
Zur Geschichte der Getreidemühlen im Kreis Ludwigsburg von <i>Thomas Schulz</i>	12
»Zwischen Herzog und Herrgott« Hofprediger zur Zeit Herzog Eberhard Ludwigs von <i>Wolfgang Schöllkopf</i>	37
Aus der Geschichte des Ludwigsburger Feuersees von <i>Wolfgang Läßle</i>	59
»Zum goldenen Waldhorn« Herrschaftliches Wirtshaus und Herberge, Ludwigsburgs ältestes Haus von <i>Günther Bergan</i>	89
Sozialfälle im Marbach der Biedermeierzeit von <i>Hermann Schick</i>	127
Die Stiftskirche Oberstenfeld. Ihr Zustand kurz vor der großen Renovierung von 1888/91 und deren wesentliche Veränderungen von <i>Ernst Schedler</i>	143
Ein Dorf und eine Stadt. Zur Eingemeindung von Eglosheim vor 100 Jahren von <i>Hermann Burkhardt</i>	171
Simon Meisner (1912–1994) Leben und Schicksal des letzten jüdischen Lehrers in Freudental von <i>Theobald Nebel</i> (†)	181

Schwäbische Dichter und der Wein von <i>Werner Volke</i> (†)	211
Berichte und Notizen Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 2000/2001 (<i>Wolfgang Läßle</i>)	229
Rückblick auf das Jahr 2000 (<i>Thomas Schulz</i>)	237
Buchbesprechungen	247
Bildnachweis	255
Ludwigsburger Geschichtsblätter 1900–2001	256
Beilage: Lehensrevers Graf Ulrichs V. vom 26. April 1463 (Faksimile)	3. Umschlagseite

Mitarbeiter an diesem Band

Bergan, Günther, Diplom-Ingenieur, Ludwigsburg
 Bollacher, Dr. Wolfgang, Rechtsanwalt, Ludwigsburg
 Burkhardt, Hermann, Professor i. R., Ludwigsburg
 Klusemann, Wolfgang, Oberstleutnant a. D., Ludwigsburg
 Kretzschmar, Dr. Robert, Ltd. Archivdirektor, Ingersheim
 Läßle, Wolfgang, Stadtarchivrat, Asperg
 Molitor, Dr. Stephan, Archivdirektor, Marbach a. N.
 Nebel, Theobald (†), Rektor i. R., Besigheim
 Schedler, Ernst, Rektor i. R., Oberstenfeld
 Schick, Dr. Hermann, Studiendirektor i. R., Marbach a. N.
 Schöllkopf, Dr. Wolfgang, Jugendpfarrer, Ulm
 Schulz, Dr. Thomas, Kreisarchivrat, Remseck
 Viehöfer, Dr. Erich, Leiter des Strafvollzugsmuseums Ludwigsburg, Marbach a. N.
 Volke, Dr. Werner (†), Stv. Direktor des Deutschen Literaturarchivs, Marbach a. N.
 Zimmerstädt, Karl-Heinz, Verkaufsleiter, Steinheim a. d. Murr

Vorwort

Wieder liegt ein rasch vergangenes Jahr hinter uns. Manche Ereignisse sind schon vergessen, andere brennen wie offene Wunden. Das Jahr begann mit der BSE-Krise, der massenweisen Keulung von Rindern und dem Rücktritt der Minister Andrea Fischer und Karl-Heinz Funke. Karl Lehmann aus Mainz wurde Kardinal und Gerhard Maier Bischof der evangelischen Landeskirche Baden-Württemberg. In Israel übernahm Ariel Scharon das Amt des Ministerpräsidenten. Die russische Weltraumstation »MIR« stürzte nach 15 Jahren Flug im All kontrolliert ab. Slobodan Milosevic, ehemaliger Präsident Jugoslawiens, kam in Untersuchungshaft nach Den Haag. In Nordirland und im Nahen Osten finden Gewalt und Blutvergießen kein Ende. Erwin Teufel gewann die Wahl in Baden-Württemberg, Silvio Berlusconi die in Italien und Mohammed Chatami die im Iran. In Berlin zerbrach die Koalition zwischen CDU und SPD und der Regierende Bürgermeister Eberhard Diepgen wurde gestürzt. Im Oktober wählten die Berliner Klaus Wowereit zu seinem Nachfolger. Allianz und Dresdner Bank fusionierten. Die Aktienkurse brachen ein. Das Bundesverfassungsgericht feierte 50-jähriges Bestehen. Ein Terroranschlag unvorstellbaren Ausmaßes und mit nicht abschätzbaren Folgen ließ am 11. September die Türme des World Trade Centers in New York einstürzen und einen Teil des Pentagons in Washington in Flammen aufgehen. Die sich dabei selbst tötenden Attentäter waren islamistische Fundamentalisten aus dem Umfeld der in Afghanistan herrschenden radikalen Taliban um Osama bin Laden. Die Völker der Welt schlossen sich zu einem Antiterror-Bündnis zusammen und seit einigen Wochen kämpfen die Amerikaner in Afghanistan gegen diese Taliban. Der russische Staatspräsident Vladimir Putin hielt vor dem Bundestag eine Rede in deutscher Sprache.

Das Jahr mit seinen teilweise erdbebengleichen Geschehnissen lässt sich noch nicht beurteilen, auch nicht annähernd, und die Zukunft ist ungewiss. Wahrscheinlich steht die Welt am Beginn einer langen und Opfer fordernden Auseinandersetzung mit dem Terrorismus, dessen Wurzeln in unterschiedlichen Religionen und Ideologien zu suchen sind und in einem zu großen Gefälle zwischen Reich und Arm und den sich daraus ergebenden Spannungen. Mit der Propagierung schrankenloser Forschung, totaler Globalisierung und ungebremsten Wachstums der einen Seite wird Beunruhigung und Angst der anderen Seite geschürt und Hand an gültige Ordnungen und bisher unantastbare Normen gelegt. »Fundamentalisten« aller Lager treten auf den Plan. Redet man angesichts dieses Zustandes einer Besinnung das Wort, so ist das nicht zu belächeln. In der Geschichte vom Turmbau zu Babel liegt Wahrheit. Nicht alles ist machbar und dient dem Fortschritt und dem Leben. Von einer gewissen Größe an drohen den Gebilden aus Menschenhand und -geist Gefahren, die im Chaotischen enden können, weil seither greifende Kontroll- und Beherrschungsmechanismen versagen. Es wird daher nötig sein, Beiträge zur Stärkung des Überschaubaren, Berechenbaren und – sit venia verbo – des Vertrauten zu erbringen, um das »Beunruhigende« und »Angst-

machende«, um Machbarkeitswahn und Gigantismus zu vermindern oder wenigstens zu vermindern zu versuchen, ohne dass damit der unaufhaltsamen und wachsenden »Vernetzung« der Welt der Kampf angesagt sein soll.

Stadt und Kreis Ludwigsburg und Historischer Verein sind überschaubar, berechenbar und vertraut. Deshalb nun zu ihnen. Mit dem sehr ansehnlichen Band 55 der Ludwigsburger Geschichtsblätter, der über 250 Seiten zählt und erstmals mit mattgestrichenem Druckpapier erscheint, ist dem Redakteur Dr. Thomas Schulz wieder ein schöner Wurf gelungen. Ein reiches Angebot an Aufsätzen befasst sich mit Ludwigsburg, so mit dem Feuersee (Läpple), dem Gasthof »Zum goldenen Waldhorn« (Bergan), der Eingemeindung Eglosheims (Prof. Burkhardt), mit den Hofpredigern am württembergischen Hof (Dr. Schöllkopf), der Geschichte der Getreidemühlen im Kreis Ludwigsburg (Dr. Schulz), der Stiftskirche in Obersaufenfeld (Schedler), mit Sozialfällen der Biedermeierzeit in Marbach (Dr. Schick), schwäbischen Dichtern und dem Wein (Dr. Volke †), Simon Meisner, dem letzten jüdischen Lehrer in Freudental (Nebel †), und mit der Urkunde über die Verleihung von Stadt und Amt Marbach im Jahre 1463 als pfälzisches Lehen an Graf Ulrich V. von Württemberg (Dr. Molitor). Berichte, der Rückblick auf das Jahr 2000 und Buchbesprechungen vervollkommen das Werk, dem eine gute Aufnahme gewünscht wird.

Herzlichen Dank allen, die das Erscheinen dieses Bandes ermöglicht haben, sei es durch Mitarbeit oder durch Beiträge, sei es durch Spenden oder Fördergelder oder durch alles zusammen, allen voran der Stadt Ludwigsburg, dem Landkreis Ludwigsburg und der Wüstenrot Stiftung.

Im November 2001

Dr. Wolfgang Bollacher

Stadt und Amt Marbach werden pfälzisches Lehen

Der Lehensrevers Graf Ulrichs V. von Württemberg
vom 26. April 1463*

von Stephan Molitor

In der spätmittelalterlichen Geschichte von Stadt und Amt Marbach gibt es eine eigentümliche, rund vierzigjährige Periode. In dieser Zeit, genauer zwischen 1463 und 1504, empfangen die württembergischen Herrscher die genannte Amtsstadt, die ja bereits 1302 an Württemberg gelangt war, mit mehr als einem Dutzend zugehöriger Dörfer und Weiler¹ vom Pfalzgrafen bei Rhein zu Lehen. Dies ist ein bemerkenswerter Vorgang, hatte doch zuvor noch kein württembergischer Graf in einem Lehensverhältnis zur Kurpfalz gestanden. Die neuere Forschung sieht in dieser »Lehensauftragung« folglich einen Vorgang, der für die württembergisch-pfälzischen Beziehungen von »enormem politischen Symbolwert« gewesen sei.²

Wie kam es dazu? Bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts war das Verhältnis der beiden genannten Territorien von einer beiderseitigen Anerkennung der Interessen bestimmt. Erst um 1450 entstanden aus verschiedenen Anlässen heraus zunehmend Spannungen, insbesondere sah Württemberg seine Expansionsmöglichkeiten im Nordosten der Grafschaft durch pfälzische Initiativen in diesem Raum beeinträchtigt. Diese Spannungen zwischen beiden Territorien steigerten sich 1460 und 1461/62 zu militärischen Auseinandersetzungen, in denen nun auch reichspolitische Gegensätze eine maßgebliche Rolle spielten. Kaiser Friedrich III., der den beiden Wittelsbacher Linien in der Pfalz und Bayern feindlich gegenüberstand, ernannte Graf Ulrich V. zum Reichshauptmann. Der Reichskrieg, in den der württembergische Graf eintrat, führte schließlich auch zur direkten Konfrontation mit Pfalzgraf Friedrich I. In der berühmt gewordenen Schlacht von Seckenheim (bei Heidelberg) am 30. Juni 1462 erlitt das kaiserliche Heer eine vernichtende Niederlage. Graf Ulrich geriet dabei zusammen mit zwei anderen hochrangigen Heerführern, Markgraf Karl von Baden und dessen Bruder Bischof Georg von Metz, in die Hände des pfälzischen Kurfürsten. Die bis April des Folgejahres dauernde Gefangenschaft war durch – jedenfalls unter Adligen – ungewöhnlich harte und demütigende Haftbedingungen gekennzeichnet. Folgt man der Überlieferung, wurden die gefangenen Reichshauptleute in Ketten und in den Stock gelegt und somit beträchtlichen körperlichen Schmerzen ausgesetzt.³ Da Kaiser Friedrich III. im Gegenzug für die Freilassung seiner Gefolgsleute nicht zu Zugeständnissen gegenüber Pfalzgraf Friedrich I. bereit war, was freilich wiederum seine eigene Position untergraben hätte, stimmten die Gefangenen im April 1463 zermürbt den pfälzischen Bedingungen und den immensen Lösegeldforderungen zu.

* Eine farbige fotografische Wiedergabe der heute im Hauptstaatsarchiv Stuttgart unter der Signatur A 602 Nr. 10676 verwahrten Urkunde ist Beilage zu diesem Heft der Ludwigsburger Geschichtsblätter. Dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart ist für die Reproduktionsvorlage und die Abdruckerlaubnis zu danken.

Der Preis für die Freilassung war hoch: Neben der Zahlung von 100 000 Gulden Lösegeld musste Graf Ulrich von Württemberg eine Reihe von weiteren Verpflichtungen eingehen und Auflagen, wie die, sich nicht für die erlittene Haft zu rächen, akzeptieren.⁴ Zu den Bedingungen für die Freilassung gehörte auch die Übergabe von »sloss und statt Marppach mit der vogty und dem ampt« samt den zugehörigen Dörfern und Weilern »zu rechtem eigen« in die Hand des Pfalzgrafen, verbunden mit der Bitte, »dasselb sloss und statt mit der zugehörde als vorsteet in eigenthum zu behalten und uns das zu manlyhen zu lyhen«. Die Urkunde, mit der Pfalzgraf Friedrich Stadt und Amt Marbach als Lehen an Graf Ulrich V. von Württemberg vergibt, ist ebenso erhalten⁵ wie ihr inhaltlich damit korrespondierendes Gegenstück, ein so genannter Revers, also die Anerkennung des Lehensmannes Ulrich über den Empfang des Lehens Marbach. Die Möglichkeit, die Lehensauftragung durch Zahlung von 30 000 Gulden wieder rückgängig machen zu können, scheint angesichts der außergewöhnlichen finanziellen Belastungen Württembergs nach dem verlorenen Krieg eher theoretisch gewesen zu sein. Wie es scheint, wollte sich Friedrich mit Marbach vielmehr eine Art Faustpfand für den Fall künftiger Differenzen sichern.

Erst nach der Niederlage der Kurpfalz im pfälzisch-bayerischen Krieg im Jahre 1504 wurde das über vierzigjährige Lehensverhältnis durch Herzog Ulrich, den Enkel Graf Ulrichs V., annulliert. Der förmliche Verzicht der Kurpfalz auf die Lehenshoheit über Stadt und Amt Marbach erfolgte 1512.

Zeile

Transkription⁶

- 1 *Wir Ulrich, grave zu Wirtemberg etc., bekennen und tun kunt offembar mit disem brieff, nachdem und wir des hochgebornnen fursten und herren, hern Fridrichs, pfaltzgraven by Rine, hertzogen in Beyern, des heiligen Römi-schen richs ertzdruchsesß und kurfürsten, unsers*
- 2 *lieben herren und swagers, gefangen worden und mit im uberkomen sint, das er uns usser gefencknuss gelassen hat, darumb wir im zu anderm uns ouch verpflichtet und verbunden haben, das wir, diewil wir gelebent, wider den obgenanten unsern lieben herren und swager und sin*
- 3 *furstenthum, die pfaltzgraveschafft by Rine, sin land und lüte und die im erbiglich zu schirmen und zu versprechen steent mit krieg, uffrur und andern sachen nit sin noch tun sollen nach lut des brieffs daruber sagende.⁷ Uff das nu derselb unser herr und swager, sin erben und menglich*
- 4 *unsern gutten willen, das zu halten, erkennen und mercken mögent, so haben wir mit guter vorbetrachtung dem egenanten unserm herren und swager, dem pfaltzgraven, unser sloss und statt Marppach mit der vogty und dem ampt, daryn dise nachgeschriben dorffer und wiler*
- 5 *gehören, nemlich Plidelsheim⁸, Murr⁹, Rudingsbusen¹⁰, Kirchberg¹¹, Boppen-wiler¹², Ertmarßbusen¹³, Bunnynngen¹⁴, Affalterbach¹⁵, Wolffselden¹⁶, Burg-stal¹⁷, Erbstetten¹⁸, Schontal¹⁹, Wiler zum Stein²⁰ und Ymssenwiler²¹, das unser eigen und erb ist mit luten, guten, renten, nutzen, gefellen, rechten*
- 6 *friheiten, herlicheiten, nichtzit usßgenommen, wie unser amptlüit in Marppach von unsern wegen das inngehaft und verrechent hand, zu rechtem eigen in*

- sin handt gegeben und gesetzt und in damit fruntlich gebetten, dasselb sloss
 und statt mit der zugehörde als vorsteet in eigenthum
- 7 zu behalten und uns das zu manlyhen zu lyhen. Das er also geton und uns
 das zu manlehen gelihen hat. Nachdem und furbass zu ewigen ziten diesel-
 ben sloss und statt Marppach mit aller zugehorung, wie vorsteet, zu manle-
 hen von unserm vorgeantten herren und swager, hertzog
- 8 Fridrichen dem pfaltzgraven, und sinen erben, die pfaltzgraven by Rin und
 des heiligen Romischen richs kurfursten sin, und dem furstenthum der
 pfaltzgraveschafft by Rin zu rechtem manlehen ruren und geen sollen und
 wir und nach unserm tode unser manlehens erben, die graven zu
- 9 Wirtemberg sin und dieselben graveschafft, sovil wir zu unserm teile daran
 hon, innhaben und besitzen werden, sollen furbas als dick sich das nach
 manlehens recht geburen wirdt oder not geschicht, die obgenanten sloss und
 statt Marppach mit aller zugehörung von dem obgenanten
- 10 unserm herren und swager, hertzog Fridrich dem pfaltzgraven, diewil er
 lebet, als einem pfaltzgraven by Rin und kurfursten und rechten lehenherren
 und nach sinem tod von dem hochgebornnen fürsten hertzog Philippen,
 sinem uffgenommen und arrogirten sone²², und desselben hertzog
- 11 Philipps erben, die pfaltzgraven by Rin, ertzdruchsess und kurfürsten sin, zu
 rechtem manlehen empfaben haben und tragen und im davon mit guten tru-
 wen, gelubden und eyden gewarten, gehorsam und verbunden sin, in alltzit
 getruw zu sin, sie vor irem schaden zu warnnen, iren
- 12 fromen und bestees getruwlich zu werben und alles das zu tunde, das edel-
 man irem herren von solicher manlehen wegen von recht und gewonheit
 schuldig und pflichtig sint zu tunde und billich tun sollen on alle geverde. Als
 ouch wir grave Ulrich yetzund die vorgeantten sloss und
- 13 statt Marppach mit aller zugehorung als vorsteet von dem obgenanten
 unserm herren und swager, dem pfaltzgraven, zu manlehen empfangen und
 liplich zu gott und den heiligen gesworn haben, im getruw zu sin, sinen scha-
 den zu warnen, fromen und bestes getruwlich zu werben,
- 14 wie vorsteet. Es sollen ouch wir und unser manlehens erben die obgenanten
 sloss und statt Marppach mit iren zugehorde als vorsteet nymer mer unemp-
 fangen lassen, ouch widder den obgenanten unsern herren und swager, den
 pfaltzgraven, und sin erben, die pfaltzgraven by Rin
- 15 und kurfürsten sin, nit tun noch sin mit krieg oder in ander weg, ouch die
 lehen nit uffsagen. Ob aber unser manlehens erben nach unserm tode wider
 den egenanten unsern herren und swager, hertzog Fridrich den pfaltzgraven,
 ouch sin vorgeschriben erben sin oder tun, ouch die lehen
- 16 uffsagen wolten, so sollen sie zuvor drissig tusent guter Rinischer guldin in
 iren sichern gewalt geben und antwurten gen Heidelberg oder in vier myl
 wegs darumb, an welich end sie wollen und uns das benennen. Und uff das
 so haben wir grave Ulrich geschafft, das unser ampt-
- 17 lute, burgermeister, räte und gemeinde zu Marppach iren besigelten brieff
 gegeben und sich darinn verschriben haben by truwen an eydes statt, ob es
 were, das wir oder unser manlehens erben hinfür die obgenanten sloss und
 statt Marppach mit der zugehorde als vorsteet von dem obgenanten
- 18 unserm herren und swager, dem pfaltzgraven, und sinen vorgeschriben
 erben nit empfangen hetten oder nit empfaben wolten in jars frist, als man

- lebensgewonheit und herkomen ist, oder das wir oder unser vorgeschriben
 manlehens erben widder den egenanten unsern herren und*
 19 *swager, den pfaltzgraven, oder sin vorgeschriben erben geton hetten oder*
tetten, vor und ee wir sie der drissig tusent gulden usßericht hetten, das dann
dieselben unser amptlut, burgermeister, räte und gemeinde der statt Marp-
 20 *pach und der dorffer und zugebord als vorsteet dem*
obgenanten unserm herren und swager, dem pfaltzgraven, und sinen vorge-
schriben erben uff derselben unsers herren und swagers und siner vorgeschri-
ben erben gesynnen als irem rechten naturlichen erbherren erbiglich und
 21 *ewiglich mit sloss und statt Marppach*
und aller nutzng und zugehorung gehorsam und gewertig sin sollent.
Daran nit hindern noch irren soll deheinerley gebott oder verbott von uns
oder unsern erben noch andern, sie sint geistlich oder weltlich, die yemandt
 22 *erdenken, finden oder haben möcht, alle*
arglist und geverde usgescheiden. All und jeglich vorgeschriben punct und
artickele haben wir, grave Ulrich zu Wirtemberg, fur uns und all unser erben
und manlehens erben by unsern wirden, truwen, eren und by rechter feltsi-
 23 *cherheit gelobt und liplich zu gott und*
den heiligen geschworn, getruwlich, vest und stete zu halten und darwidder
nymer zu tund mit geistlichem oder weltlichem behelff, rat oder bystand,
dann wir uns fur uns und all unser erben uns des und alles des damit von uns
 24 *hiewidder behelffen oder beschirmen mochten,*
gantz und zu mal vertzigen hant und vertzihen uns des in krafft diss brieffs
one all geverde. Und des zu urkund haben wir grave Ulrich obgenant unser
insigel tun hencken an disen brieff, der geben ist an zinstag nach dem sonn-
 25 *tag Misericordia domini*
nach Cristi gepurt, als man zalt viertzehnhundert sechtzig und drw jare.

Anmerkungen

1 Siehe unten bei Anm. 8–21.

2 Thomas Fritz: Ulrich der Vielgeliebte (1441–1480). Ein Württemberger im Herbst des Mittelalters. Zur Geschichte der württembergischen Politik im Spannungsfeld zwischen Hausmacht, Region und Reich, Leinfelden-Echterdingen 1999, S. 280. – Vgl. außerdem: Württemberg im Spätmittelalter. Ausstellung des Hauptstaatsarchivs Stuttgart und der Württ. Landesbibliothek. Katalog bearb. von Joachim Fischer, Peter Amelung und Wolfgang Irtenkauf, Stuttgart 1985, S. 45 ff.

3 Vgl. Fritz (wie Anm. 2) S. 270 f.

4 Ebd. S. 277 und Württemberg im Spätmittelalter (wie Anm. 2) S. 47 f., Nr. 38 ff.

5 Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 602 Nr. 10675.

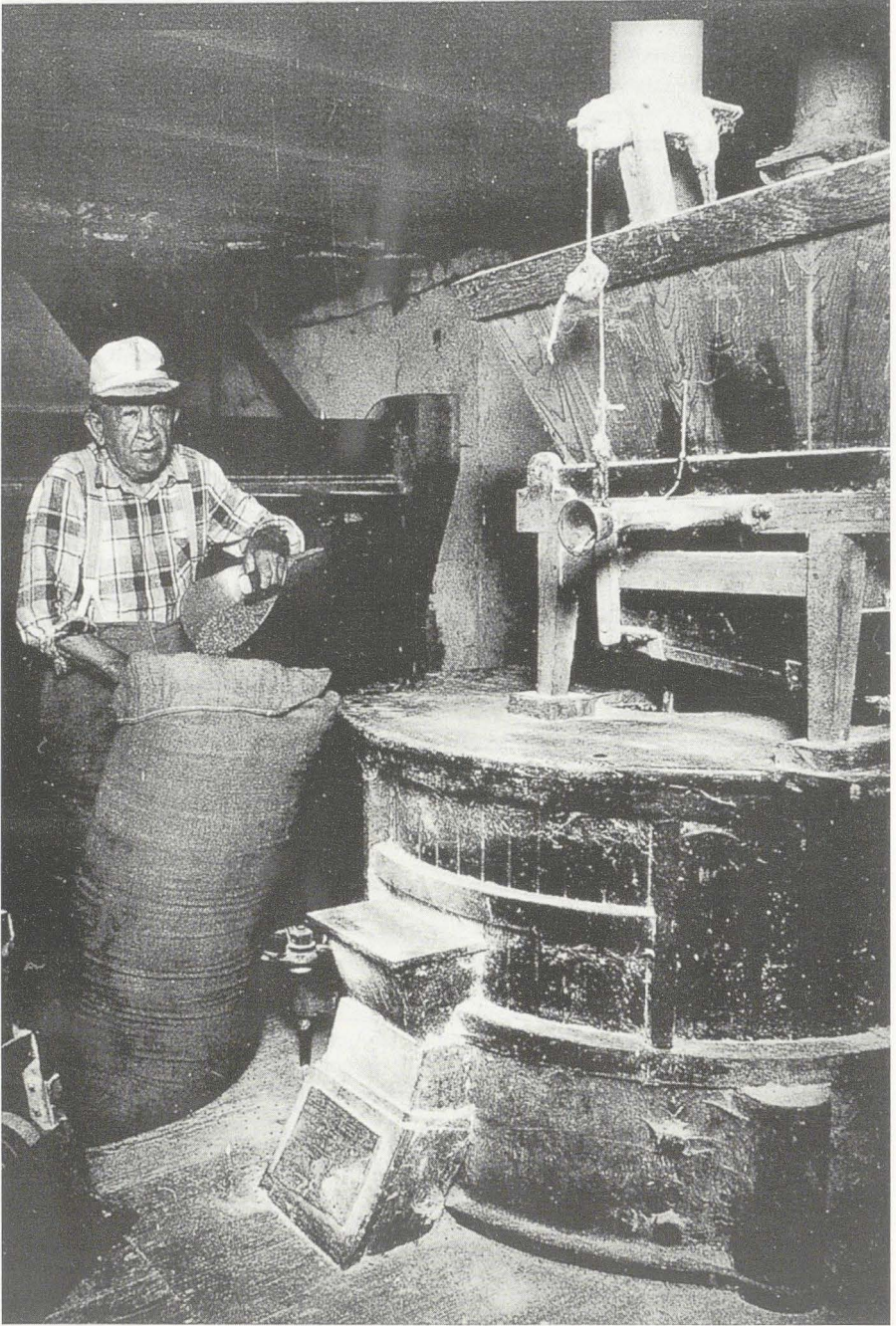
6 Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 602 Nr. 10676. – Die Transkription folgt den gebräuchlichen Richtlinien. Der Sprachentwicklung zuwiderlaufende Konsonantenverdopplung am Wortende wurde vermieden.

7 Wohl die eigenhändig abgefasste Erklärung Graf Ulrichs vom 17. März 1463; Württemberg im Spätmittelalter (wie Anm. 2) S. 48 ff. mit Abb. 23; vgl. Fritz (wie Anm. 2) S. 278 f.

8 Pleidelsheim.

9 Murr.

- 10 Rielingshausen.
- 11 Kirchberg an der Murr.
- 12 Poppenweiler.
- 13 Erdmannhausen.
- 14 Benningen.
- 15 Affalterbach.
- 16 Wolfsölden.
- 17 Burgstall an der Murr.
- 18 Erbstetten, Gde. Burgstetten, Rems-Murr-Kreis.
- 19 Schöntal (Ober-, Mittel-, Unter-), Rems-Murr-Kreis.
- 20 Weiler zum Stein, Gde. Leutenbach, Rems-Murr-Kreis.
- 21 Imsenweiler Hof, später Gollenhof, bei Weiler zum Stein.
- 22 Philipp der Aufrichtige, Neffe und (seit 1452) Adoptivsohn Pfalzgraf Friedrichs I.



Zur Geschichte der Getreidemühlen im Kreis Ludwigsburg*

von Thomas Schulz

Mühlen sind selten geworden, auch in unserer Gegend. Wo vor wenigen Jahrzehnten noch Müller ihrem Handwerk nachgingen, ist inzwischen in den meisten Fällen der Betrieb längst eingestellt, sind Mühlbäche und Mühlweiher zugeschüttet, dienen die Mühlengebäude als normale Wohnhäuser. Und nicht selten ist sogar das Mühlengebäude selbst verschwunden, erinnern nur noch Straßen- oder Flurnamen an die ehemalige Ortsmühle. Mit dem Verschwinden der Mühlen gerät zugleich mehr und mehr in Vergessenheit, welche elementare Bedeutung sie einst im Wirtschaftsleben unserer Orte, für die Menschen und ihr tägliches Brot hatten. Die Erinnerung an Mühlen wird häufig reduziert auf romantisch geprägte Vorstellungen von klappernden Mühlen am rauschenden Bach, wie sie in zahllosen Gemälden bekannter oder auch weniger bekannter Künstler festgehalten sind oder auch in alten Volksliedern besungen werden.¹ Doch solche Vorstellungen werden der historischen Wirklichkeit kaum gerecht. Der Blick auf die Fakten lässt nur wenig Platz für Nostalgie, zeigt vielmehr, dass der Alltag auf den Mühlen geprägt war von harter Arbeit und in vielen Fällen auch von einem harten Kampf um ein wenigstens bescheidenes Auskommen.

Wollte man dem römischen Geschichtsschreiber Plinius glauben, so hat Demeter, die Göttin des Ackerbaus und Hüterin der Fruchtbarkeit der Erde, die Mahlwerkzeuge erfunden. Nach einer anderen antiken Sage soll ein Grieche, Telchine Mylas, der Erfinder des Mahlsteins sein, der in Kameiros auf der Insel Rhodos den Mahlgöttern ein Heiligtum errichtete und selbst wie ein Gott verehrt wurde. Natürlich ist das alles Legende, aber doch zugleich ein Beweis dafür, wie wichtig und bedeutungsvoll der Mahlstein für das Leben der Menschen gewesen ist.²

Den Mahlstein haben freilich weder die Götter noch irgendein genialer Mensch erfunden. Er ist vielmehr, wie zahlreiche Ausgrabungsfunde an vielen Stellen Europas beweisen, das Produkt der kollektiven Erfahrung der Menschen der Steinzeit, die aus dem Stein ihre ersten Werkzeuge geschaffen haben – so auch den Mahlstein als frühestes zweiteiliges Arbeitsinstrument, stets bestehend aus einem unteren, festen Bodenstein und einem oberen, beweglichen Mahlstein, dem so genannten Läuferstein.

Die Mahlsteine wurden ursprünglich ausschließlich von Hand bedient bzw. später auch von Tieren in Bewegung gesetzt. Aber noch in der Blütezeit der Antike wurde dann mit der Erfindung des Mahlwerks die wohl entscheidendste Leistung für die weitere Entwicklung der Mühlen bzw. der Mühlentechnik vollbracht. Die Erfindung des Mahlwerks war deshalb so zukunftsweisend, weil sie

* Überarbeitete und um die Anmerkungen erweiterte Fassung des am 13. Januar 2000 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

das bis dahin übliche Prinzip der unmittelbaren, an den physiologischen Grenzen von Mensch oder Tier gefesselten Drehbewegung des Läufersteins durch das Prinzip der mittelbaren, doch viel effektiveren Kraftübertragung ersetzt hat: durch ein mehrgliedriges mechanisches System aus Zahnrädern und Wellen, für das man im 18. Jahrhundert den Begriff »Getriebe« prägte. Damit war zugleich der Weg frei, die elementaren Kräfte der Natur, Wasser und Wind, für den Antrieb der Mühlen zu nutzen und Mühlen aller Art und Größe zu bauen.³

Die Wassermühle gilt allgemein als das wichtigste technische Erbe, das die Antike dem Mittelalter hinterlassen hat.⁴ Freilich: Hand- oder Tiermühlen blieben noch lange Zeit in Gebrauch. Als ein Beispiel aus unserem Raum sei die große Rossmühle auf dem Hohenasperg erwähnt, die im Dreißigjährigen Krieg die Mehlversorgung von rund 2000 Menschen sicherstellte⁵ – und in Gegenden, wo aufgrund der natürlichen Gegebenheiten keine Wasser- oder Windmühlen angelegt werden konnten, hielten sich nach dem Göpelprinzip konstruierte Tiermühlen zum Teil bis ins 19. Jahrhundert hinein.⁶

Was die rechtliche Situation der Wassermühlen betrifft, so galt ursprünglich wohl, dass jeder, der Eigentümer eines am Wasser gelegenen Grundstücks war, dort eine Mühle errichten konnte. Im Laufe des Hochmittelalters entwickelte sich dann, abgeleitet aus dem königlichen Wasserrecht bzw. aus der Grundherrschaft, das landesherrliche Mühlenregal, das seinem Inhaber das ausschließliche Recht zur Anlage und zum Betrieb von Mühlen an öffentlichen Gewässern in seinem Hoheitsgebiet gab.⁷ Die Inhaber der »Mühlengerechtigkeit«⁸ betrieben ihre Mühlen jedoch in aller Regel nicht selbst, sondern verliehen sie oder auch das Recht, eine neue Mühle zu gründen, gegen jährliche Zinszahlungen an einen Müller, gelegentlich auch an eine Stadt- oder Dorfgemeinde, die dann ihrerseits die Mühle an einen Müller verpachtete. Der dem Landes- bzw. Lehnsherrn aus der Mühle zu entrichtende Zins war in seiner Höhe genau festgelegt und bestand für gewöhnlich aus einem Gemisch von Naturalienleistungen und Geldzahlungen. So musste, um nur ein Beispiel anzuführen, der Müller auf der Bruckmühle in Markgröningen ausweislich des Lagerbuchs von 1523 der Herrschaft Württemberg als Mühlzins jährlich 3 Pfund Heller Geld, 14 $\frac{1}{2}$ Malter Roggen und 14 $\frac{1}{2}$ Malter Kernen (gegerbter Dinkel) sowie 300 Eier abliefern.⁹

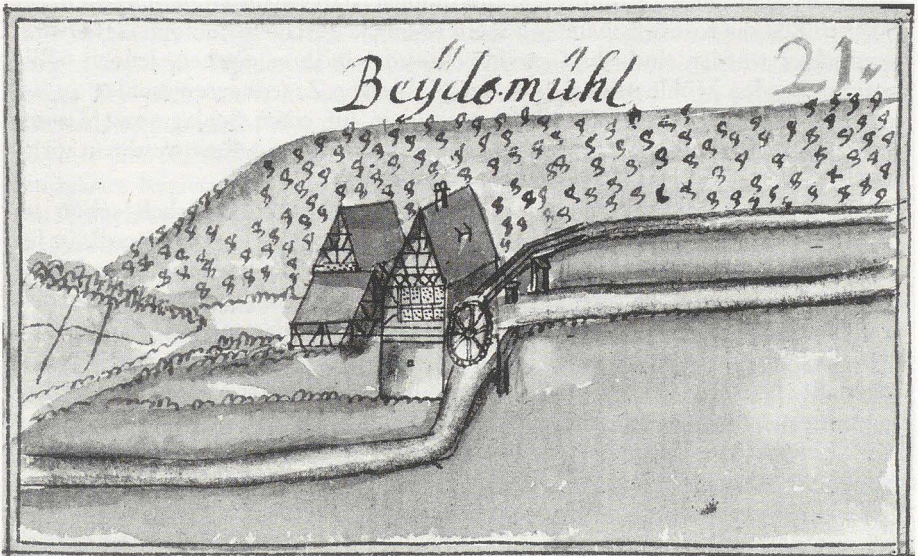
In der Regel handelte es sich um Erblehenmühlen, d. h. die Mühlen wurden meist auf Lebenszeit verliehen und konnten vom Beliehenen auch vererbt werden. Aber auch ein Verkauf der Mühle war, natürlich nur mit Zustimmung des Lehnsherrn, möglich, und manche Mühle wechselte innerhalb kurzer Zeit mehrfach den Besitzer, was wohl darauf hinweist, dass sie nicht sehr einträglich war.

Die Müller waren verpflichtet, die ihnen verliehenen Mühlen »in gutem Bau zu halten«. Nach den Bestimmungen etlicher Lehnbriefe mussten sie dies »ohne der Herrschaft Schaden«, also auf eigene Kosten tun. In vielen Fällen trug aber auch die Herrschaft zur Instandhaltung der Mühle bei, etwa indem sie bei erforderlichen Reparaturen ganz oder teilweise das benötigte Holz stellte.¹⁰ In manchen Lehnbriefen finden sich zudem Bestimmungen, die auf eine Stärkung der wirtschaftlichen Basis der Mühle abzielten. So galt zum Beispiel für die Obere Enzmühle in Besigheim seit Anfang des 16. Jahrhunderts, dass bei jedem Verkauf der Mühle Käufer und Verkäufer je fünf Gulden bezahlen und mit diesem Geld Äcker oder Wiesen zur Mühle erworben werden sollten, damit künftig sich ein Müller darauf desto besser halten könne.¹¹

Für viele Mühlen lässt sich ferner nachweisen, dass sie als so genannte Bannmühlen betrieben wurden. Der Mühlenbann bedeutete, dass eine Mühle in einem bestimmten Ort oder Landstrich das Recht des exklusiven Mühlenbetriebs hatte, also in ihrem Bezirk keine andere Mühle betrieben werden durfte. Mit dem Mühlenbann verbunden war der Mahlzwang, der die Bewohner dieses Bezirks unter Strafandrohung verpflichtete, ihr Getreide ausschließlich in der Mühle des Bannberechtigten mahlen zu lassen. Andererseits war der Müller verpflichtet, seine Bannkunden nach der Reihenfolge der Meldung und vor fremden Mahlgästen zu bedienen.

Mit der Verleihung des Zwangs- und Bannrechts wurde einer Mühle also ein bestimmtes Einzugsgebiet zugeordnet, ihr darin ein Monopol verschafft und sie vor Konkurrenz geschützt. Dadurch sollte sichergestellt werden, dass die Mühle einen möglichst optimalen Ertrag brachte und sie die Abgaben an die Herrschaft leisten konnte, d. h. die hohen Investitionskosten für die Mühle sich auch rentierten. Wenn Mühlen das Zwangs- und Bannrecht erteilt wurde, so geschah dies aber auch vor dem Hintergrund der einstigen territorialen Zersplitterung: Der Landesherr stellte auf diese Weise sicher, dass die Wirtschaftsleistung seiner Untertanen, die sich ja zu einem guten Teil in ihrer Getreideproduktion manifestierte, ausschließlich ihm und nicht einem benachbarten Grund- oder Landesherrn zugute kam.¹²

Diese Motivation spielte, wie zwei Beispiele aus unserem Kreisgebiet belegen, nicht nur im Hoch- und Spätmittelalter, sondern auch noch in der frühen Neuzeit eine große Rolle. So hat der württembergische Herzog Eberhard III. im Sommer 1657 den Einwohnern von Steinheim und Pleidelsheim, deren Mühlen im Dreißigjährigen Krieg zerstört worden waren, befohlen, ihr Getreide bis zum Wiederaufbau ihrer eigenen Mühlen ausschließlich in der Murrer Mühle mahlen zu lassen



*Die 1898 abgebrannte Beutenmühle bei Höpfigheim,
Ansicht von 1682 aus dem Reichenberger Forstlagerbuch von Andreas Kieser.*

und ihnen ausdrücklich verboten, die Mühlen in den ebenfalls benachbarten, aber reichsritterschaftlichen und somit aus württembergischer Sicht »ausländischen« Orten Kleinbottwar und Höpfigheim zu benutzen.¹³ Und als im Herbst 1770 in Heutingsheim, das damals den Herren von Kniestedt gehörte, eine neue Mühle erbaut wurde, erging wenig später an die württembergischen Oberamtsmänner in Bietigheim, Cannstatt, Großbottwar, Ludwigsburg, Marbach und Markgröningen der Befehl, den Untertanen bei Strafe von zehn Gulden die Benutzung dieser Mühle zu untersagen.¹⁴

Der Mühlenbann diente jedoch nicht nur zum Schutz vor »ausländischer« Konkurrenz. Er war, vor allem in der frühen Neuzeit, auch ein geeignetes Instrument, um innerhalb eines Territoriums gewissermaßen den Markt zu ordnen mit dem Ziel, dass jeder Müller genügend Arbeit hatte und somit auch in der Lage war, seine Familie zu ernähren und außerdem die der Herrschaft schuldigen Abgaben zu erwirtschaften. Es gibt zahlreiche Beispiele, die zeigen, dass die württembergischen Herzöge auch noch im 18. Jahrhundert in dieser Hinsicht immer wieder regulierend eingriffen, indem sie althergebrachte Bannrechte ausdrücklich bestätigten oder Mühlen sogar erstmals das Bannrecht verliehen.¹⁵

So hat, um nur ein Beispiel anzuführen, Herzog Carl Eugen im Januar 1764 durch ein Dekret verfügt, dass die Neckarremser Mühle künftig Bannmühle nicht nur für Neckarrens sein soll, sondern auch für Hegnach und für Aldingen und somit für zwei Orte, in denen es damals keine Mühle gab. Für die Neckarremser Mühle bedeutete dies eine erhebliche Erweiterung ihres Einzugsgebiets. Die Gemeinde als Eigentümerin der Mühle hat sich dies einiges kosten lassen: 600 Gulden hat sie für die Verleihung des Bannrechts in die herzogliche Privatschatulle bezahlt.¹⁶ Das Nachsehen hatte der Müller auf der benachbarten Mühle in Neckargröningen, der nun die Aldinger Bauern als Kunden verlor. Und dieser Verlust hat den Neckargröninger Müller doppelt hart getroffen, da ungefähr zur gleichen Zeit die Kornwestheimer Bauern ebenfalls durch ein herzogliches Dekret verpflichtet worden sind, ihr Getreide entweder in ihrer eigenen, jedoch völlig unzureichenden Mühle oder aber in der Mühle von Zazenhausen mahlen zu lassen. Der Neckargröninger Müller hatte somit auf einen Schlag sowohl seine Aldinger Kundschaft wie auch seine bisherigen Kunden aus Kornwestheim verloren.¹⁷

Während der Mühlenbann in anderen Gegenden offensichtlich schon im 18. Jahrhundert oder noch früher praktisch bedeutungslos geworden war¹⁸, ist für unser Gebiet festzuhalten, dass die verbrieften Rechte auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keineswegs nur auf dem Papier standen, sondern – zumindest in einzelnen Fällen – auch nachhaltig gehandhabt wurden. So musste im Jahre 1831 ein Bauer aus Großingersheim eine Strafe von drei Gulden bezahlen, weil er zwei Jahre lang sein Getreide nicht in der Kleiningersheimer Mühle, die seit dem Spätmittelalter Bannmühle für Groß- und Kleiningersheim war, hatte mahlen lassen.¹⁹ Ein weiteres Beispiel: 1845, also vier Jahre vor Aufhebung der Bannrechte, erhob Jakob Friedrich Rommel, der damalige Besitzer der Bissinger Enzmühle, unter Hinweis auf das uralte Bannrecht seiner Mühle Einspruch gegen das Vorhaben des Sägmüllers Ludwig Leo, die 1839 auf Gemarkung Bissingen am Saubach errichtete Sägmühle in eine Getreidemühle umzubauen. Die Regierung des Neckarkreises als zuständige Behörde genehmigte zwar den Umbau, berücksichtigte den Einspruch Rommels aber insofern, als in der Genehmigungsurkunde aus-

drücklich festgelegt wurde, dass Leo nur berechtigt sei, seine Mahlmühle »für auswärtige Kunden und auf den Handel zu betreiben, mithin mit Ausschluß der Einwohner zu Bissingen, solange das Bannrecht der dortigen Enzmühle zu Recht besteht«. ²⁰ Als dann die Bannrechte im Juni 1849 durch Gesetz aufgehoben wurden ²¹, erhielt der Bissinger Enzmüller eine Entschädigung von immerhin 300 Gulden, die je zur Hälfte vom Staat und von der Gemeinde bezahlt wurden. ²² Sein Kollege Gottlob Schiedt, Besitzer der kleinen, am Buchenbach gelegenen Mühle von Wolfsölden, hatte übrigens als Entschädigung für den Verlust seines Bannrechts die fantastische Summe von 11 000 Gulden gefordert; zugestanden wurden ihm nach rund dreijährigen Verhandlungen schließlich 375 Gulden. ²³

Das Zwangs- und Bannrecht war freilich kein absolutes Recht. Es gab verschiedene Ausnahmen vom Mühlenbann, etwa wenn die Mühle wegen Reparaturarbeiten oder – was vor allem bei den an kleineren Bächen gelegenen Mühlen recht häufig vorkam – wegen Niedrigwasser nicht betrieben werden konnte. Und nach der 1729 erneuerten württembergischen Mülhordnung von 1627 galt generell, dass jeder, der eigentlich zum Mahlen in einer bestimmten Mühle verpflichtet war, eine beliebig andere Mühle benutzen durfte, wenn er in der Bannmühle nicht innerhalb einer bestimmten Frist – in der Regel 24 Stunden – »gefertigt« wurde. ²⁴

Das Bannrecht wurde von den Müllern aus verständlichen Gründen hartnäckig verteidigt, auch wenn es nicht immer strikt praktiziert wurde. Dies zeigt unter anderem das Beispiel Metterzimmern. Als im August 1717 Schultheiß, Gericht und Rat von Metterzimmern die Regierung in Stuttgart bitten, dem Bietigheimer Bachmüller Hans Conrad Schill, der drei Jahre zuvor in Metterzimmern eine Ölmühle errichtet hatte, zu gestatten, in dieser Ölmühle das Getreide der Metterzimmerer Bauern zu Mehl mahlen zu dürfen, schreiben sie in ihrer Eingabe, die Einwohnerschaft zu Metterzimmern sei zwar laut Lagerbuch in die Untere Mühle zu Kleinsachsenheim gebannt, doch dieses Bannrecht sei, seit sie leben, »niemals exerciert worden«. Sie hätten vielmehr nach ihrem »Belieben da und dort ohne einige Hindernis« mahlen dürfen. Obwohl das Bannrecht offensichtlich schon seit langer Zeit nicht mehr in der Praxis gehandhabt worden war, protestierte der Kleinsachsenheimer Müller sofort gegen den Plan, die Metterzimmerer Ölmühle zu einer Getreidemühle umzubauen. Und er hatte mit seinem Protest Erfolg: Die Stuttgarter Regierung wies unter Hinweis auf das uralte Bannrecht seiner Mühle das Gesuch aus Metterzimmern ab, ungeachtet der Tatsache, dass die Gemeinde Metterzimmern vorgetragen hatte, ihre Einwohner kämen in der Mühle immer erst nach den Kleinsachsenheimer Bauern an die Reihe und könnten gerade jetzt – »bei so lang anhaltender Hitze und dürrem Wetter, da fast alle Bäche ausgetrocknet« seien und viele Mühlen der Umgebung unter Wassermangel litten – ihre Frucht in der Mühle zu Kleinsachsenheim »nicht unterbringen oder mahlen lassen«, sondern würden »von einer Zeit zur andern abgewiesen und mit dem Mahlen aufgehalten«, so dass sie trotz ihrer guten Fruchtvorräte »mit Weib und Kindern fast Hunger leiden müssen«. ²⁵

Auseinandersetzungen um das Bannrecht gab es auch in Steinheim. ²⁶ Die dortige Mühle war – wie bereits erwähnt – im Dreißigjährigen Krieg zerstört worden, dann 1671 von der Gemeinde wieder aufgebaut und 1699 um 4000 Gulden an den Müller Georg Sumser von Großheppach verkauft worden, der dann die Mühle fast vier Jahrzehnte lang zur großen Zufriedenheit der Steinheimer betrieb. In dem damals zwischen Sumser und der Gemeinde geschlossenen Kaufvertrag hieß es

ausdrücklich, dass sämtliche Bürger oder Einwohner von Steinheim »neben denen auf dem Lehrhof« in die Mühle gebannt sein sollen. 1738, nach dem Tod Sumsers, stellte die Gemeinde dieses Bannrecht allerdings plötzlich in Frage. In einem Schreiben an den Regierungsrat in Stuttgart behauptete der Magistrat, die einschlägige Bestimmung sei damals versehentlich in den Kaufvertrag aufgenommen worden. Man berief sich dabei auf die alten Lagerbücher, in denen lediglich stehe, dass von alters her die Leute vom Lehrhof sowie »diejenigen, so zur Zeit im Kloster wohnen«, in die Mühle gebannt seien. Der Bann gelte somit eigentlich nur für den Lehrhof und das Klostergebiet, nicht aber für den gesamten Ort. Bei der Ausfertigung des Kaufvertrags von 1699 sei es nicht korrekt zugegangen, und durch eine Nachlässigkeit des Gerichtsschreibers sei der Bann auf das ganze Dorf ausgeht worden.

Über die Frage, wie weit sich denn nun das Bannrecht der Steinheimer Mühle erstreckt, entbrannte ein heftiger Streit zwischen dem Müller und der Gemeinde, in dessen Verlauf der Müller Jakob Sumser, ein Sohn des Käufers von 1699, sogar für einige Tage in den Turm gesteckt wurde, weil er sich geweigert hatte, dem mit der Untersuchung der Angelegenheit beauftragten Marbacher Vogt das Original des Kaufvertrags auszuhändigen, da er befürchtete, der Vogt werde den Vertrag eigenmächtig einfach zugunsten der Gemeinde abändern. Hintergrund und Anlass des ganzen Streits war, dass Jakob Sumser im Unterschied zu seinem Vater ein schlechter und zudem überaus unzuverlässiger Müller war und die Steinheimer daher ihr Korn lieber in der benachbarten Bugmühle als in der Steinheimer Mühle mahlen lassen wollten bzw. dies auch schon seit einiger Zeit taten. Sumser wollte und konnte dies natürlich nicht akzeptieren und berief sich auf das im Kaufvertrag von 1699 festgeschriebene Bannrecht.

Der Versuch der Steinheimer, sich von dem Mahlzwang zu befreien, scheiterte. Der Streit, der sich über Jahre hinzog und zuletzt sogar das Hofgericht in Tübingen beschäftigte²⁷, wurde zugunsten des Müllers entschieden. Denn die Stuttgarter Regierung verlangte von den Steinheimern den eindeutigen Nachweis, dass die Aufnahme der Bestimmung über den Mühlenbann in den Kaufvertrag von 1699 unrechtmäßig erfolgt sei. Ein solcher Nachweis konnte aber nicht erbracht werden. Und da der Kaufvertrag seinerzeit sowohl von der Gemeinde besiegelt als auch von der Regierung genehmigt worden war, konnte an seiner Gültigkeit nicht gezweifelt werden, zumal das Bannrecht 40 Jahre lang ohne Widerspruch praktiziert worden war.

Als weiteres Beispiel sei noch ein Streitfall erwähnt, der das Bannrecht der Marbacher Stadtmühle betraf. Auch er verdeutlicht, wie wichtig das Bannrecht und der mit ihm verbundene Mahlzwang für einzelne Mühlen sein konnte.

Die Marbacher Stadtmühle war nachweislich seit 1483 Bannmühle sowohl für die Stadt Marbach als auch für Benningen.²⁸ Spätestens seit Beginn des 18. Jahrhunderts war es aber üblich, dass die Einwohner von Benningen, wo es keine Mühle gab, ihr Getreide vorwiegend in der Murrer Mühle mahlen ließen. Die Marbacher Müller hat dies lange Zeit nicht gestört, da die Mahlkapazität ihrer Mühle damals nicht ausreichte, um neben den Einwohnern von Marbach auch die Benninger zu versorgen und so der Mahlzwang ohnehin nicht durchgesetzt werden konnte. Für die Benninger war es im Laufe der Jahrzehnte quasi Gewohnheitsrecht geworden, nach ihrem Belieben auch die Murrer Mühle benutzen zu können. Doch im August 1795 beschwerte sich der Murrer Müller Fackler in einer

Eingabe an die Regierung in Stuttgart, dass Johann Friedrich Koch, der drei Jahre zuvor die Marbacher Mühle um 17 000 Gulden von der Stadt erworben hatte²⁹, ihm das Recht abspreche, für die Benninger zu mahlen – ja, Koch habe ihn sogar neulich, als er mit seinem Fuhrwerk einigen Benninger Bauern ihr Mehl nach Benningen bringen wollte, tätlich angegriffen und ihm ein Pferd weggenommen. Die Regierung solle deshalb gegen Koch vorgehen und sicherstellen, dass der Murrer Müller nicht mehr daran gehindert werde, für die Benninger zu arbeiten.³⁰

Was war geschehen? Koch hatte in seiner Mühle zu den bereits vorhandenen vier Mahlgängen noch zwei weitere Mahlgänge eingebaut.³¹ Mit den zwei zusätzlichen Mahlgängen war sie jetzt wieder in der Lage, auch alle Einwohner von Benningen »ordnungsgemäß befriedigen« zu können. Und sollte sich für Koch der Einbau der zwei neuen Mahlgänge, der ja mit einigem Geldaufwand verbunden war, rentieren, so musste er darauf bedacht sein, mehr Kunden zu bekommen – und dabei konnte er sich eben auf das uralte, auch für Benningen gültige Bannrecht seiner Mühle berufen. Die herzogliche Regierung wies deshalb auch die Beschwerde des Murrer Müllers als grundlos ab: Die Rechtslage sei eindeutig, den Benningern könne nicht gestattet werden, ihr Getreide in einer anderen als in der Marbacher Mühle mahlen zu lassen.³²

Neben den relativ zahlreichen Bannmühlen gab es aber auch etliche Mühlen, die nachweislich kein Bannrecht hatten. Als Beispiel sei die Gemmrighheimer Neckarmühle genannt, über die es in einem Lagerbuch aus dem 16. Jahrhundert ausdrücklich heißt, dass die Einwohner von Gemmrighheim »in solcher Mühlin zu mahlen nicht schuldig seyn, sondern steht zu deroselben und jeden Gelegenheit, darinnen oder in andern Mühlinen zu mahlen«. ³³ Über die Mühlen ohne Bannrecht ist in der württembergischen Mühlordnung von 1729 zu lesen, dass es in ihnen »mit dem Gerben und Mahlen nach dem gemeinen Sprichwort, da es heißt: Wer vor kommt, der mahlt vor, gehalten werden« soll.³⁴

Die Getreidemühlen – ob mit oder ohne Bannrecht ausgestattet – wurden bis weit ins 19. Jahrhundert hinein ausschließlich als Kunden- oder Lohnmühlen betrieben. Das heißt, dass die Bauern ihr Getreide zum Mahlen in die Mühle brachten und es nach dem Mahlvorgang als Mehl und Kleie wieder mitnahmen und der Müller von ihnen für seine Mahldienste ein gewisses Entgelt, das so genannte Milter, erhielt. Dieses Milter bestand in einem Teil des Mahlguts, wurde also in Naturalien entrichtet, wobei das Quantum je nach Getreideart genau festgelegt war und zwischen einem Achtel und einem Zweiunddreißigstel lag. Erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich, begünstigt und ermöglicht durch die Lockerung der alten Zunftordnungen und durch den Wegfall der Bannrechte, als betriebswirtschaftlich neue Form die Handelsmüllerei, bei der die Müller im Unterschied zu den Lohnmüllern Getreide aufkauften und ihre Mahlprodukte nach den Gesetzen des Marktes verkauften.³⁵

Die älteste schriftliche Nachricht, die die Existenz von Mühlen in unserem Kreisgebiet belegt, ist etwa 1100 Jahre alt. Sie ist im Güterbuch des Klosters Weißenburg überliefert, dem wir entnehmen können, dass dieses Kloster am Ende des 9. oder zu Beginn des 10. Jahrhunderts in Hemmingen einen Herrenhof besaß, zu dem neben mehreren Bauernhöfen und anderen Gütern auch, wie ausdrücklich vermerkt wurde, eine Mühle gehörte.³⁶ Relativ frühe schriftliche Erwähnungen – aus dem 11. und 12. Jahrhundert – finden sich auch für Mühlen in Kirchheim³⁷ und Besigheim³⁸, für die Hagsmühle bei Hemmingen und für die ehemalige Ne-



*Die ehemalige Neckarmühle in Hessigheim, 1949.
Die um 1150 erbaute Mühle war bis 1907 in Betrieb und wurde 1985 abgebrochen.*

ckarmühle in Hessigheim³⁹. Spätestens im 13. Jahrhundert bestanden Mühlen in Gemmrigheim, Steinheim, Unterriexingen, Geisingen, Hohenhaslach und Horrheim sowie die so genannte Sorgenmühle bei Nussdorf und die bereits im 16. Jahrhundert wieder aufgegebenen, unterhalb der Burg Harteneck am Neckar gelegene Hartenecker Mühle. In Urkunden und anderen Schriftstücken aus dem 14. und 15. Jahrhundert werden dann 59 weitere Mühlen unseres Kreisgebiets erstmals genannt, d. h. schon für das Spätmittelalter lässt sich ein nahezu flächendeckender Bestand an Getreidemühlen nachweisen und spätestens am Ende des 15. Jahrhunderts hatte nicht nur jede Stadt eine oder mehrere Mühlen, sondern gab es auch in fast jedem Dorf eine Mühle.⁴⁰

Im Laufe des 16. Jahrhunderts und im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts kamen weitere Mühlen hinzu. Bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges hinein sind immer wieder neue Getreidemühlen erbaut worden. Der Dreißigjährige Krieg hat dann allerdings die Mühlenzahl für längere Zeit deutlich dezimiert: Von den 78 Mühlen, die es 1625 in unserem Kreisgebiet gab, sind nachweislich mindestens 18 während des Krieges zerstört oder doch so stark beschädigt worden, dass sie nicht mehr betrieben werden konnten.⁴¹ Zumindest für eine Mühle, die urkundlich erstmals 1317 genannte Schippenmühle bei Spielberg, brachte der Dreißigjährige Krieg das endgültige Ende: Sie wurde nach ihrer Zerstörung 1634 oder 1635 nicht wieder aufgebaut, der Mühlenstandort für immer aufgegeben.⁴² Bei anderen Mühlen dauerte es zum Teil viele Jahrzehnte, bis sich jemand fand, der am alten Mühlplatz wieder eine neue Mühle errichtete. So war, um nur einige Beispiele zu nennen, die Markgröninger Spitalmühle erst 1680 wieder in Gang, die Hohenecker Mühle 1682, die Hohenhaslacher Mühle 1688, und die Neckarmühle unter-

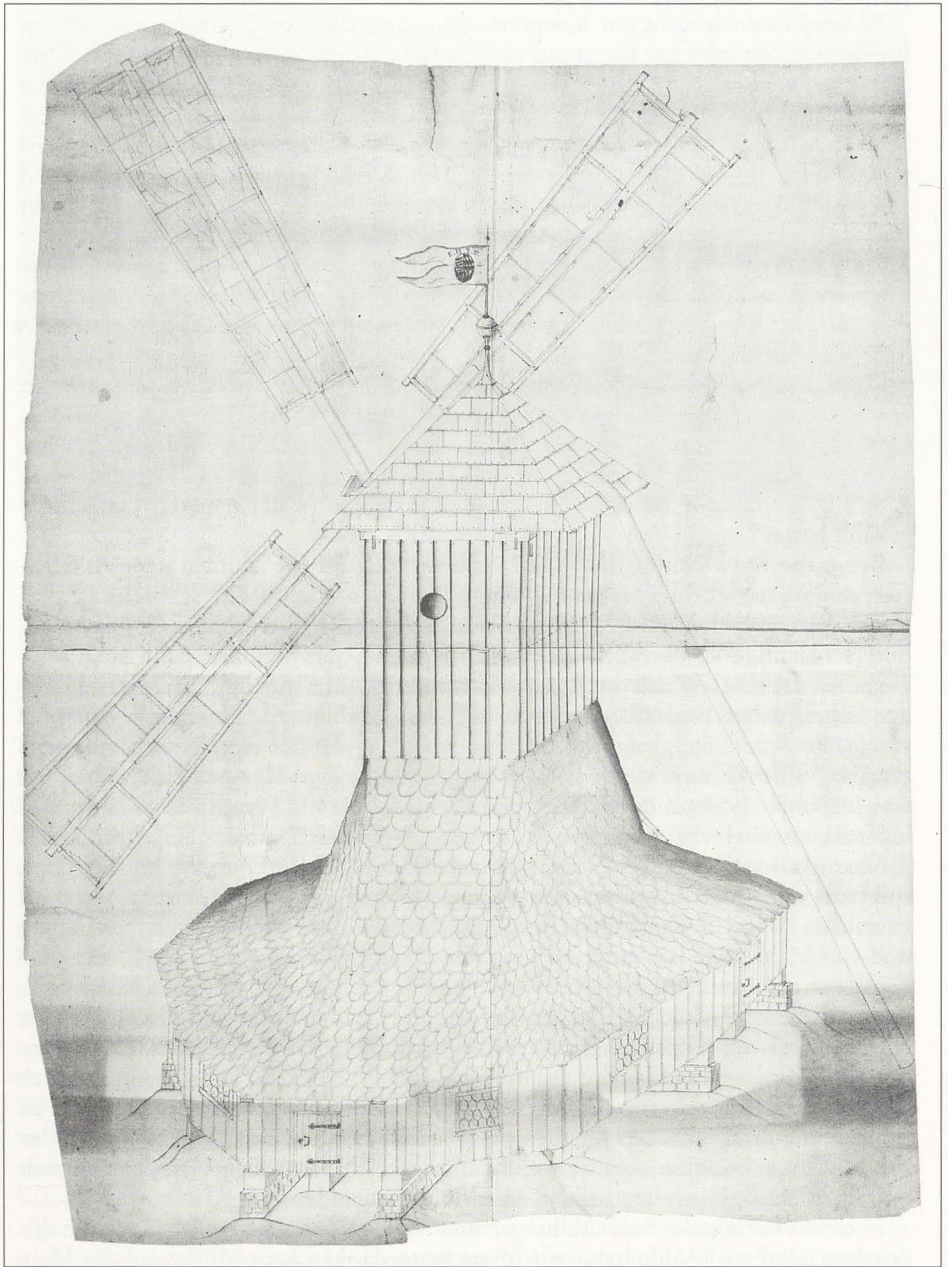
halb von Kleiningersheim und die Benzenmühle bei Großbottwar wurden sogar erst 1721 bzw. Ende der 1730er Jahre wieder aufgebaut.⁴³

Es waren jedoch nicht nur Kriegseinwirkungen, die dazu führten, dass Mühlen für längere Zeit oder gar für immer aufgegeben wurden. Für manche Mühle hatte man auch schlichtweg einen falschen Standort gewählt. So zum Beispiel für die Pleidelsheimer Neckarmühle, die 1620/22 – übrigens nach Plänen Heinrich Schickhardts – erbaut und nach ihrer Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg 1676 wieder instand gesetzt worden war. Aber schon 1686 musste sie den Betrieb einstellen, da sich der Flusslauf verändert hatte und die Mühle, wie es in einem Bericht hieß, »von dem Wasser verlassen« war. Offensichtlich bedingt durch das Mühlwehr war es zu erheblichen Aufschüttungen am mühlseitigen Neckarufer gekommen, so dass der Mühlkanal verlandete und somit die Mühle kein Wasser mehr erhielt. Der Müller Simon Friedrich wollte zwar, um seine »schön gebaute« Mühle zu retten, einen neuen Mühlkanal anlegen lassen, doch fehlte ihm das hierfür nötige Geld, und da auch seine Bitte, die Baukosten aus einer herzoglichen Kasse zu bestreiten, von der Regierung in Stuttgart abgewiesen wurde, war das Ende der Mühle besiegelt. 1696, nur zwanzig Jahre nach ihrem Wiederaufbau, wurde sie abgebrochen: Eine Mühle, die – mit drei Mahlgängen und einem Gerbgang⁴⁴ ausgestattet – ohne Zweifel zu den größeren in der näheren Umgebung gezählt hatte.⁴⁵

Bevor die Entwicklung des Elektromotors auch für die Mühlen neue Antriebstechniken ermöglichte, waren die Getreidemühlen unseres Kreisgebietes in aller Regel Wassermühlen, also Mühlen, deren Mahlwerke über oberflächliche oder unterschlächtige Wasserräder, ab der Mitte des 19. Jahrhunderts dann auch über Turbinen durch die Wasserkraft von Neckar, Enz und Murr und ihren verschiedenen Seitenbächen angetrieben wurden. Andere Mühlentypen kamen bei uns nur vereinzelt vor. Die große Rossmühle auf dem Hohenasperg wurde bereits erwähnt. Ebenfalls auf dem Hohenasperg stand einst auch eine Windmühle: Sie war 1656 oder 1657 auf Befehl Herzog Eberhards III. von Hauptmann Georg Wilhelm Kleinsträtzl erbaut worden und versorgte wohl bis Ende des 17. Jahrhunderts die dortige Festungsmannschaft im Bedarfsfall mit Mehl.⁴⁶ Und, um noch ein Beispiel aus dem 19. Jahrhundert zu nennen, in Ludwigsburg errichtete 1864 der Fabrikant Albert Frohmaier in der Solitudestraße eine Mühle, deren Gerbgang und vier Mahlgänge von einer 4 PS starken Dampfmaschine in Gang gesetzt wurden.⁴⁷

Was die wirtschaftliche Situation der Müller in früheren Jahrhunderten betrifft, so wird in der einschlägigen Literatur häufig der Eindruck vermittelt, die Müller seien im Allgemeinen überdurchschnittlich wohlhabende, ja zum Teil ausgesprochen reiche Leute gewesen.⁴⁸ In manchen Fällen mag dies durchaus zutreffen. Ein Blick in die archivalischen Quellen zeigt jedoch, dass es auch zahlreiche Müller gab, die kaum wussten, wie sie vom Mühlenbetrieb den Lebensunterhalt für sich und ihre Familie bestreiten sollten. Hierzu im Folgenden einige Beispiele.

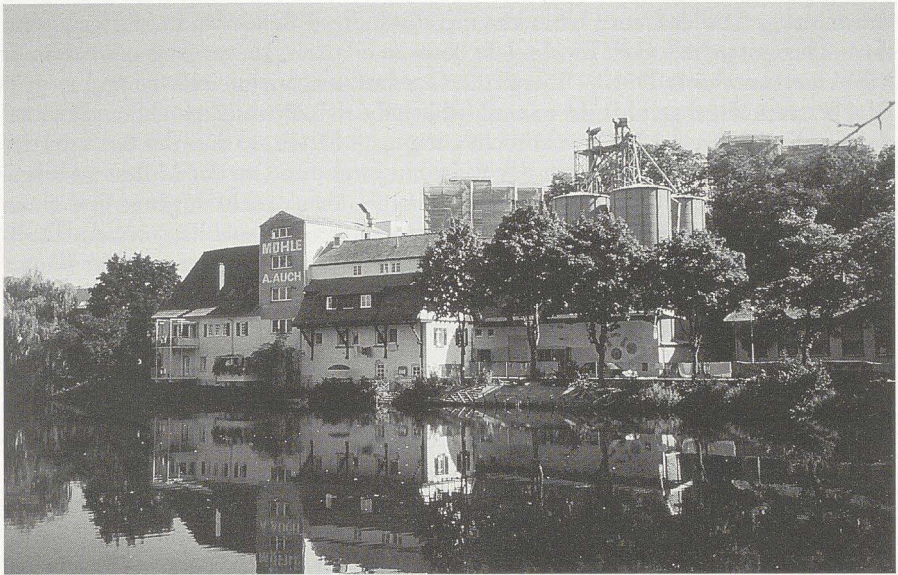
In einem Bericht der Stadt Vaihingen an Herzog Christoph heißt es 1565, in der dortigen Unteren Mühle habe seit Menschengedenken kein Müller »in die Harr bleiben« – also auf Dauer bleiben – »noch sich ausbringen« können. Allein in den letzten sechs Jahren habe die Mühle dreimal den Besitzer gewechselt, und jeder dieser drei Müller habe aus der Mühle nicht nur keinen Gewinn erzielt, sondern sie mit großem finanziellen Verlust wieder verlassen: Jakob Schielin sei mit



Bauplan für die 1656/57 erbaute Windmühle auf dem Hobenasperg.

1000 Gulden nach Vaihingen gekommen und habe in drei Jahren 600 Gulden eingebüßt; sein Nachfolger Lorenz Kasper habe in zweieinhalb Jahren fast sein ganzes Vermögen, 900 Gulden, zugesetzt, und auch der nächste Müller, Lorenz Kaiser, habe innerhalb eines halben Jahres 100 Gulden verloren. Keiner dieser Müller sei deshalb in der Lage gewesen, Geld in die Instandhaltung der Mühle zu investieren. Da aber Vaihingen dringend zwei gut funktionierende Mühlen benötige, wende man sich mit der Bitte an den Herzog, möglichst schnell Abhilfe zu schaffen.⁴⁹

Für die herzogliche Regierung war die Ursache für die schlechte Situation der Mühle klar: Der Müller, ließ sie den Vaihinger Stadtmagistrat wissen, erhalte von



Die urkundlich erstmals 1447 genannte Untere Mühle in Vaihingen ist auch heute noch in Betrieb.

seinen Kunden wohl ein zu geringes Miltel. Die Vaihinger konnten diese Vermutung jedoch eindeutig widerlegen: In der Unteren Mühle werde als Miltel der 16. Teil des zu vermahlenden Getreides gegeben, in anderen Enzmühlen hingegen nur der 20. Teil. Der Hauptgrund für die ganze Misere sei vielmehr, dass der Müller aus der Mühle an die Herrschaft zu hohe Abgaben entrichten müsse – jährlich 4 Pfund Heller Bodenzins sowie je 25 Malter Roggen und Kernen. Das Gesuch des Vaihinger Magistrats, diese Abgabenlast zu reduzieren, wurde von der herzoglichen Regierung allerdings zunächst abgelehnt. 1567 wandte sich daher der Müller Michel Haug, der die Untere Mühle im Jahr zuvor übernommen hatte, erneut an den Herzog: Beim Kauf der Mühle habe er sich zugetraut, trotz der hohen Abgaben auf ihr bestehen zu können, da er bei der Arbeit von seinen zwei erwachsenen Söhnen unterstützt werde und daher das Geld für den Müllerknecht und den Fuhrknecht einsparen könne. Er müsse aber jetzt leidvoll erfahren, dass er

sich getäuscht habe. Obwohl er und seine Familie Tag und Nacht hart arbeiten würden, müssten sie »übel essen und trinken«, und er könne sich noch nicht einmal ein Paar gute Schuhe kaufen. Die Mühle sei inzwischen – weil er genauso wenig in ihre Instandhaltung investieren könne wie seine Vorgänger – so baufällig geworden, dass sie endlich einzustürzen drohe. Daran konnte natürlich auch die herzogliche Regierung kein Interesse haben, und sie war jetzt bereit, die Abgabenlast der Mühle deutlich zu verringern.⁵⁰

Unter der Last zu hoher Abgaben hatten auch die Müller auf der zweiten Vaihinger Mühle, der Oberen Mühle, zu leiden. Spürbar wurde dies vor allem immer dann, wenn der normale Mühlenbetrieb aufgrund besonderer Ereignisse ins Stocken geriet oder sogar ganz zum Erliegen kam. So bat zum Beispiel im März 1670 der damalige Müller Georg Uhlmann die zuständigen Behörden in Stuttgart, ihm die noch ausstehende Gült für das Jahr 1669 zu erlassen: Im vergangenen Sommer habe eine »unerhörte Dürre« überall die Gewässer austrocknen lassen und zu großem Wassermangel geführt. In seiner Mühle habe sich dies umso mehr ausgewirkt, da seine Vorgänger das Mühlwehr nicht gut gebaut hätten, so dass der Großteil des ohnehin wenigen Wassers durch das Wehr hindurch- und an der Mühle vorbeigeflossen sei. Er habe deshalb in seiner Mühle, die über drei Mahlgänge und einen Gerbgang verfügte, häufig nicht einmal mit einem Gang mahlen können. Doch damit nicht genug: Auf den trockenen Sommer folgte ein äußerst strenger Winter mit einer solch »unerhörten Kälte, wie sie seit Menschengedenken unbekannt war«. Wie Uhlmann angab, war das Wasser oberhalb und unterhalb seiner Mühle auf beiden Seiten des Ufers der Enz »bis auf den Grund hinunter gefroren« und waren seine Wasserräder eingefroren, so dass er 28 Tage lang überhaupt nicht hatte mahlen können.⁵¹

Uhlmann hatte also über längere Zeit gar keine Einkünfte und über das Jahr gesehen sicherlich weniger Einkünfte als in normalen Jahren, so dass es ihm unmöglich war, die Jahregült – 33 Scheffel Frucht, je zur Hälfte Roggen und Kernen, sowie einen Geldzins von 2 Pfund Heller – zu entrichten. Seine Bitte um Nachlass oder gar Erlass der Gült wurde jedoch von der herzoglichen Regierung abgewiesen. Man könne ihm dies »um der Consequenz willen« nicht zugestehen. Im übrigen solle er künftig die Gült nicht mehr so »aufschwellen« lassen, d. h. mit ihrer Bezahlung nicht bis zum Jahresende warten, sondern sie in wöchentlichen oder monatlichen Raten entrichten. Doch dieser Ratschlag half dem Müller nicht weiter. Bis zu seinem Tod im Jahr 1682 ist er auf keinen grünen Zweig mehr gekommen, und zuletzt war er mit rund zwei Jahregülden im Rückstand, die dann beim Verkauf der Mühle verrechnet wurden.⁵²

Für beide Vaihinger Müller kam erschwerend hinzu, dass ihre Mühlen keine Bannmühlen waren. Zwar war es nach der württembergischen Müllerordnung jedem Müller unter Strafandrohung untersagt, in einem anderen Ort, in dem es ebenfalls eine Mühle gab, Getreide abzuholen und dieses in der eigenen Mühle zu vermahlen. Doch diese Bestimmung wurde zum einen häufig missachtet, und zum anderen war es nach ihr den Bauern nicht grundsätzlich verboten, eine auswärtige Mühle zu benutzen. Sie mussten nur ihr Getreide selbst dorthin bringen, durften es also nicht abholen lassen. Und von dieser Möglichkeit machten die Vaihinger Bauern vor allem dann immer wieder Gebrauch, wenn sie mit ihren eigenen Müllern nicht zufrieden waren. So heißt es zum Beispiel in einem Bericht aus dem Jahre 1723, dass viele Vaihinger ihr Getreide in der Seemühle von Rosswag mahlen

lassen, weil die Obere Mühle »wegen des darauf sitzenden liederlichen Müllers fast gar nicht mehr zu gebrauchen« sei und die Untere Mühle »wegen des langen Wellbaums kein gar gutes Mehl« gebe, außerdem der Untermüller den Leuten »zimblich importun und trotzig« begegne.⁵³ Und 1737 führen die beiden Vaihinger Müller in einer Petition an die herzogliche Regierung wortreich aus, ihre Geschäfte würden durch die Müller in Rosswag, Aurich und Sersheim so stark beeinträchtigt, dass sie bald kaum mehr in der Lage seien, an die herzoglichen Kassen die fälligen Abgaben zu entrichten und sie vor dem Ruin stünden.⁵⁴

Wie das Vaihinger Beispiel zeigt, hing der wirtschaftliche Erfolg oder Misserfolg einer Mühle nicht ausschließlich von ihrer Größe ab. Gleichwohl darf als Faustregel gelten, dass Besitzer von Mühlen, die an wasserreichen Gewässern lagen – in unserem Gebiet also vor allem die Mühlen an Neckar, Enz und Murr – und somit Wasserkraft zum Betrieb von drei, vier oder sogar noch mehr Mahlgängen zur Verfügung hatten, eher zu einigem Wohlstand kamen als ihre Kollegen auf den Mühlen an den kleinen Wasserläufen, die im Sommer schneller austrockneten und im Winter eher zufroren als die Hauptflüsse. So berichtete 1705 der Müller Heinrich Trehn in Kornwestheim, dem es eigentlich wahrlich nicht an Kunden fehlte, dass er in seiner am Gänsbach gelegenen Mühle wegen Wassermangels über viele Monate hinweg überhaupt nicht mahlen könne und er noch nicht einmal so viel an Milter eingenommen habe, wie er als Gült an die Herrschaft abführen müsse. Die Kornwestheimer Bauern könnten sich behelfen, indem sie auf die benachbarten Mühlen auswichen, er aber müsse »mit Weib und Kindern bitteren Hunger leiden«.⁵⁵

Einen guten Einblick in die wirtschaftliche Situation einer solchen kleinen Bachmühle gibt uns eine Ertragsrechnung, die 1717 für die Hohenhaslacher Mühle erstellt wurde. Diese Mühle war mit zwei Mahlgängen und einem Gerbgang ausgestattet, die über oberflächliche Wasserräder vom Wasser des Kirbachs angetrieben wurden. Ihr damaliger Besitzer Veit Hettler hatte im Jahr 1717 insgesamt 39 Scheffel Frucht als Milter erhalten, was – den Scheffel zu vier Gulden gerechnet – Einnahmen von 156 Gulden ergab. Hinzu kam der Ertrag von den zur Mühle gehörenden Wiesen, der mit 38¹/₂ Gulden beziffert wurde. Hettler hatte somit Gesamteinnahmen von 194¹/₂ Gulden. Davon gingen ab: Wöchentlich ein Gulden oder auf das ganze Jahr gerechnet 52 Gulden als Lohn für einen Knecht, 20 Gulden für die Instandhaltung des Mühlgeschirrs und 20 Gulden für Reparaturen am Wasserbau sowie fünf Scheffel Kernen und 14¹/₂ Scheffel Roggen im Gesamtwert von 63 Gulden 45 Kreuzer, die als Gült an die Herrschaft abzuliefern waren. Dem Müller verblieb somit unterm Strich ein Reinverdienst von 38 Gulden 45 Kreuzer, mithin weniger, als er selbst seinem Knecht bezahlen musste.⁵⁶ Es verwundert daher nicht, wenn der Vaihinger Keller Werner 1727 in einem Bericht an die herzogliche Regierung kurz und bündig konstatiert, dass der Müller Hettler in Hohenhaslach ein »armer Mann« sei.⁵⁷ Auch den Nachfolgern Hettlers erging es nicht besser. So schreibt 1744 der Müller Johann Melchior Schmid, der die Hohenhaslacher Mühle fünf Jahre zuvor gekauft hatte, dass alle seine Vorgänger die Mühle »mit totalem Verderben« hätten verlassen müssen und sie daher jetzt in einem ziemlich »baulosen« Zustand sei, und auch ihm drohe jetzt das Schicksal, dass er sich ungeachtet seines »unermüdeten Fleißes das Unglück des Verderbens über den Hals gezogen« habe.⁵⁸

Die zahlreichen, heute im Hauptstaatsarchiv Stuttgart verwahrten Mühlenakten

aus dem 17. und 18. Jahrhundert enthalten nicht enden wollende Klagelieder der Müller über zu hohe Abgaben, Bitten um Gültnachlass oder anderes, das eindeutig auf wirtschaftliche Not hinweist. Selbst wenn man bedenkt, dass diese Akten ein etwas einseitiges Bild vermitteln – an den Herzog bzw. die herzogliche Regierung wandte man sich in aller Regel ja nur mit Beschwerden bzw. Bitten in Not- oder Sonderfällen –, zeigen sie doch, dass es viele Müller gab, die alles andere als wohlhabend oder gar reich waren und nur deshalb ein einigermaßen hinreichendes Auskommen hatten, weil sie nebenher noch eine kleine Landwirtschaft betrieben.

Und alle Müller waren zeitlebens von den Kräften der Natur abhängig und ihren unberechenbaren Gewalten ausgesetzt. Rasch konnte da ein Unglück über den Müller hereinbrechen: Treibgut, Überschwemmungen oder Dammbüche vermochten Wehre, Wasserräder, ja ganze Mühlen zu zerstören. Andere Gefahren kamen hinzu: Der ständig vorhandene Mehlstaub konnte durch Selbstentzündung explodieren und ebenso wie heißlaufende Mühlsteine verheerende Brände auslösen. Und nicht zu vergessen: Die häufig abseits der Dörfer gelegenen Mühlen waren bevorzugte Ziele für Plünderungen, sei es von Räuberbanden, sei es in Kriegszeiten von der durchziehenden Soldateska.

Natürlich waren solche dramatischen Ereignisse, die auf einen Schlag die Früchte jahrelanger harter Arbeit zunichte machten, die Ausnahme. Doch auch der »normale« Arbeitsalltag auf einer Mühle war zu einem großen Teil von äußeren Faktoren abhängig, wurde entscheidend von den wechselnden Bedingungen der Wasserkraft bestimmt. Bei versiegendem, zu hohem oder zu Eis erstarrtem Wasser mussten die Wasserräder pausieren, zuweilen – wie wir gesehen haben – recht lange, so dass alle Müller die Gunst der Stunde in Sommer und Winter, bei Tag und Nacht, an Werk- oder Feiertagen zu nutzen gezwungen waren.

Der harte Kampf ums tägliche Brot ließ die Müller argwöhnisch darauf achten, dass sich keiner ihrer benachbarten Kollegen auf ihre Kosten irgendwelche Vorteile verschaffte. Stellte ein Müller bei der herzoglichen Regierung den Antrag, sein Mühlwehr geringfügig erhöhen zu dürfen, um mehr Wasser auf seine Mühlräder zu bekommen, war der sofortige Protest seiner Nachbarn gewiss. Der Besitzer der flussaufwärts gelegenen Mühle wandte ein, dass bei einem Höherstau seine Wasserräder zum Teil im Wasser stehen und dadurch deutlich an Leistung verlieren würden, und der Müller auf der flussabwärts gelegenen Mühle befürchtete, nun selbst weniger Wasser zu erhalten. Durch einen von Amts wegen gesetzten so genannten Eichpfahl wurde daher für jede Mühle die Höhe des Wehres und damit des Wasserstandes genau bestimmt. Eigenmächtige Veränderungen an diesem Eichpfahl zogen nach den einschlägigen Bestimmungen der württembergischen Mühlordnung empfindliche Geldstrafen nach sich. Dennoch war der Wasserbau – wie die erhaltenen Akten zeigen – immer wieder der Grund für zahlreiche Streitigkeiten zwischen den Müllern.

Proteste und Streit gab es in aller Regel auch immer dann, wenn es ein Müller unternahm, durch den Einbau eines weiteren Mahlgangs die Vermahlungskapazität seiner Mühle zu steigern. So haben sich – um nur ein Beispiel anzuführen – im Februar 1804 die Müller aus Bietigheim, Besigheim, Mundelsheim, Hessigheim, Gemmrigheim, Kleiningersheim und Hoheneck in einer gemeinsamen Eingabe an den Oberrat in Stuttgart über den Bissinger Müller Adam Klotzbücher beklagt, weil dieser beim Wiederaufbau seiner im Vorjahr abgebrannten Enzmühle statt der zuvor vorhandenen vier Mahlgänge jetzt fünf Mahlgänge eingebaut hatte. Durch



Die Rommel-Mühle in Bissingen, um 1900. In der Bildmitte die 1803 von Adam Klotzbücher erbaute Mühle, dahinter die 1879/80 von Karl Rommel erbaute Kunstmühle. Beide Mühlen brannten 1903 bzw. 1904 ab und wurden durch das heute noch vorhandene siebenstöckige Mühlengebäude ersetzt.

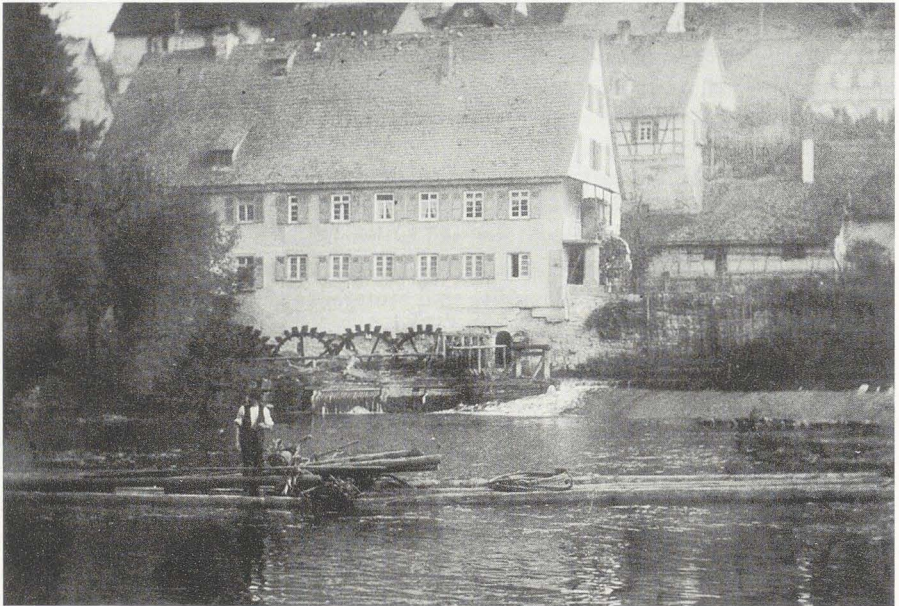
die Vergrößerung der Bissinger Mühle würden sie unweigerlich einen Teil ihrer Kunden verlieren, und da Klotzbücher den fünften Mahlgang ohne Genehmigung der zuständigen Behörden eingebaut habe, müsse – so ihre Forderung – dessen Beseitigung angeordnet werden.⁵⁹

Der Hintergrund dieses Protestes war, dass damals das eigentliche Stammgeschäft – das Mahlen für die ortsansässige Bevölkerung – die Mühlen nur knapp zu einem Drittel auslastete und die Müller daher dringend darauf angewiesen waren, auch für auswärtige Kunden zu mahlen. Um diese auswärtige Kundschaft, namentlich die Bäcker in Ludwigsburg und Stuttgart, gab es freilich einen harten Konkurrenzkampf, in dem einige Müller sich besser behaupten konnten als andere und sich eben auch etwas einfallen ließen, um Kunden zu gewinnen. So hat der Bissinger Müller Klotzbücher nicht allein auf eine Vergrößerung seiner Mühle gesetzt, sondern außerdem den Ludwigsburger und Stuttgarter Bäckern angeboten, ihnen gegen einen geringen Fuhrlohn oder sogar unentgeltlich zusammen mit dem Mehl auch Holz aus dem Bissinger Holzgarten zuzuführen. Er wusste somit die Lage seiner Mühle in der Nähe des Bissinger Holzgartens als Wettbewerbsvorteil zu nutzen. Ob er überdies von den Stuttgarter und Ludwigsburger Bäckern ein – wie ihm seine Kollegen vorwarfen – unter dem üblichen Mahllohn liegendes Milter verlangt hat, also eine Art Dumpingpolitik betrieben und somit gegen die württembergische Mühlordnung verstoßen hat, lässt sich nicht mehr feststellen. Sicher ist allerdings, dass die Stuttgarter Behörde den Protest seiner Kollegen zurückgewiesen und Klotzbücher den Einbau des fünften Mahlgangs nachträglich

genehmigt hat. Denn Klotzbücher hatte, wie er nachweisen konnte, beim Wiederaufbau seiner Mühle den Wasserbau selbst nicht verändert, namentlich auch nicht das Wehr erhöht. Dies allein, ließen die Stuttgarter Räte die protestierenden Müller wissen, wäre ein triftiger Grund gewesen, ihm den Einbau eines fünften Mahlgangs zu untersagen; so aber würden sie durch die Vergrößerung der Bissingener Mühle vielleicht Kunden verlieren, aber nicht »in der ihnen zu Treibung ihres Mühlwerks gebührenden Wasserdicke gekränkt«. ⁶⁰

Ferner lässt sich beobachten, dass bei stetig wachsender Konkurrenz viele Getreidemüller Nebenbetriebe einrichteten. Als solche kamen neben der Landwirtschaft vor allem Öl- und Sägmühlen in Frage. Aber auch Hanfreiben, Gipsmühlen und Schleifmühlen, in einigen wenigen Fällen auch Lohmühlen oder Walkmühlen wurden eingerichtet, um die Lebensgrundlage der Müllerfamilien zu erweitern und zu sichern. ⁶¹ So waren – um nur zwei Beispiele zu nennen – im Jahre 1853 in der Unteren Enzmühle in Besigheim fünf Mahlgänge, ein Gerbgang, eine Ölmühle und eine Hanfreibe vorhanden, und der Müller Jakob Heller in Murr hatte um 1870 neben fünf Mahlgängen und einem Gerbgang außerdem noch zwei Hanfreiben, eine Schleifmühle, eine Gipsmühle und eine Sägmühle in Betrieb. ⁶²

Hinsichtlich der Mühlentechnik ist bis weit in das 19. Jahrhundert hinein charakteristisch, dass die Mühlen, und insbesondere die Getreidemühlen, zumeist mehrere Wasserräder hatten. Um 1850 verfügten drei Viertel der 121 Wassermühlen, die es damals in unserem Kreisgebiet gab, über mehr als ein Wasserrad. Die größten unter ihnen – die Neckargröninger Mühle, die Untere Enzmühle in Besigheim und die Enzmühle in Bissingen – arbeiteten mit sieben Wasserrädern.



Obere Enzmühle in Besigheim, 1904. Die fünf hölzernen unterschlächtigen Wasserräder der Mühle wurden 1906 durch eine Turbine ersetzt.

Die Besigheimer Neckarmühle, die Bürgermühle in Bietigheim, die Mühlen in Oberriexingen, Unterriexingen, Hessigheim und Neckarrens besaßen sechs Wasserräder. Sieben Mühlen hatten fünf Wasserräder, 18 Mühlen vier und 26 Mühlen drei Wasserräder. Auffallend ist, dass die großen Mühlen nicht nur an Neckar, Enz, Murr und Rems standen. Mühlen mit vier oder gar wie in Riet mit fünf Wasserrädern finden sich auch am Strudelbach, an der Bottwar, der Glems und der Metter, und selbst am Kirbach, Kreuzbach, Buchenbach oder Zipfelbach gab es Mühlen mit drei oberschlächtigen Wasserrädern.⁶³ Die größte Konzentration von Wasserrädern an einem Standort findet sich übrigens ebenfalls an einem kleineren Gewässer: Ende der 1850er Jahre verfügten die zwei von Heinrich Franck im Rietertal bei Enzweihingen erbauten Zichorienmühlen über insgesamt zwölf oberschlächtige Wasserräder, die vom Wasser des Strudelbachs angetrieben wurden.⁶⁴

Dass die meisten Mühlen mehrere Wasserräder hatten, war durch das Grundprinzip der alten Mühlentechnik bedingt, wonach ein Wasserrad in der Regel nur einen Gang antrieb⁶⁵, also in der Getreidemühle zum Beispiel einen Mahlgang oder einen Gerbgang. Wollte man mehrere Gänge betreiben, so mussten auch mehrere Wasserräder vorhanden sein. Vor dem 19. Jahrhundert lässt sich nur in wenigen Fällen nachweisen, dass von einem Wasserrad über einen so genannten Trillis zwei Gänge angetrieben wurden.⁶⁶ Erst im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als der Werkstoff Eisen auch im Mühlenbau zunehmend Verwendung fand und sowohl neue Formen von Wasserrädern als auch eine verbesserte Kupplungstechnik zur Verfügung standen, wird es zum Normalfall, dass mit Hilfe von einem Zwischengetriebe, dem »Vorgelege«, und über Transmissionen ein Wasserrad zwei oder noch mehr Gänge antreibt.⁶⁷ Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatten dann die Mühlen unseres Kreisgebiets – soweit sie nicht bereits auf Turbinen umgestellt waren – in der Regel höchstens noch zwei Wasserräder, häufig sogar nur noch ein Wasserrad. Getreidemühlen, die wie die Bürgermühle in Großbottwar, die Bugmühle bei Erdmannhausen oder die Steinheimer Mühle um 1910 noch mit vier, fünf oder sechs Rädern arbeiteten⁶⁸, bilden seltene Ausnahmen.

Von den zahlreichen Wasserrädern, die es einst in unserem Kreisgebiet gab, sind gegenwärtig noch acht ganz oder teilweise erhalten. Eines davon, das Wasserrad der Mettermühle in Bietigheim, wird sogar noch zum Antrieb einer Mühle genutzt – eine inzwischen in unserem Land sehr selten gewordene Ausnahme. Die anderen sieben sind schon lange stillgelegt. Am bekanntesten sind sicherlich das Wasserrad der ehemaligen Sägmühle in Steinheim und das Wasserrad der 1,5 Kilometer südöstlich von Ochsenbach im Kirbachtal gelegenen Bromberger Mühle, das mit einem Durchmesser von neun Metern zu den größten erhaltenen Wasserrädern Deutschlands zählt. Weniger bekannt dürfte hingegen sein, dass auch in der vor einigen Jahren stillgelegten Unteren Mühle in Gronau und in der ehemaligen Lohmühle bzw. Schleifmühle zwischen Bönningheim und Hohenstein noch voll funktionsfähige Wasserräder vorhanden sind. Nur noch in ihren Eisenteilen erhalten sind die Wasserräder der ehemaligen Öl- und Sägmühle in Enzweihingen und der 1904 abgebrannten Sägmühle in Besigheim, und das 1983 stillgelegte und später ausgebaut Wasserrad der Ditzinger Tonmühle steht seit einiger Zeit als Erinnerung an die uralte Tradition der Wassermühlen in der Glemsaue unterhalb der Ditzinger Sporthalle. Dort findet sich übrigens auch noch ein weiteres bemerkenswertes Zeugnis alter Mühlentechnik: Ein so genannter Kollergang aus einer ehe-

maligen Ditzinger Ölmühle mit seinen zwei großen, senkrecht gestellten und um eine horizontale Achse drehbaren Läufersteinen, die einst dazu dienten, Raps, Hanf, Nüsse, Sonnenblumenkerne und andere ölhaltige Früchte zu zerquetschen und für die Ölgewinnung aufzubereiten.⁶⁹ Solche Kollergänge und darüber hinaus alles, was früher zur Ausstattung einer Ölmühle gehörte, können auch noch an zwei anderen Orten in unserem Kreis besichtigt werden: In der ehemaligen Ölmühle Jäger in Marbach und in der einstigen Ölmühle Ege in Neckargrönningen, die beide als Museumsmühlen Besuchern offen stehen und mit ihren vollständig erhaltenen Einrichtungen aus der Zeit um die Jahrhundertwende die frühere Technik der Ölherstellung dokumentieren.

Für die Getreidemühlen waren die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts und das erste Drittel des 20. Jahrhunderts eine Zeit grundlegender technischer Neuerungen. Auf die Veränderungen hinsichtlich der Wasserräder wurde schon hingewiesen. Aber auch im Innern der Mühlen wurden Neuerungen wirksam, die eine neue Phase der Müllerei einläuteten und die Müllerei technisch gesehen revolutionierten. Nahezu überall wurden jetzt die alten Mahlgänge mit Läufer- und Bodenstein durch moderne Walzenstühle ersetzt, deren Hartguss- oder Porzellanwalzen nicht nur leistungsfähiger waren, sondern auch feineres Mehl zu erzeugen vermochten als die herkömmlichen Steinmahlgänge. Und viele Mühlen wurden jetzt ganz oder wenigstens teilweise zu so genannten Kunstmühlen umgebaut.

Der Begriff »Kunstmühle« sei an dieser Stelle kurz erläutert, da er oft missverstanden wird. Er bezeichnet eine neue Form der Mühlentechnik, die Ende des 18. Jahrhunderts in Amerika entwickelt worden war, seit ca. 1820 auch in Deutschland Einzug gehalten hatte und sich von der Technik der alten, in der Literatur als »deutsche« Mühlen bezeichneten Mahlmühlen wesentlich unterschied. Während die traditionelle »deutsche« Mühle handwerklich produzierte – der Müller schleppte beispielsweise sein Mahlgut innerhalb der Mühle bei jeder neuen Mahlpassage nach oben, um es erneut einzufüllen –, war in der »Kunstmühle« der gesamte Mahlprozess weitgehend automatisiert. Das Mahlgut musste nur ein einziges Mal aufgeschüttet werden, den weiteren Transport besorgten Becherwerke und Förderschnecken. Auch wurde die Reinigung des Getreides und die Trennung des Mehls von der Kleie in vorher völlig unbekanntem Maße maschinell durchgeführt und auf diese Weise eine Mehlausbeute erreicht, die quantitativ wie auch qualitativ die in einer traditionellen Mühle erzielte Mehlausbeute bei weitem übertraf und den neuen »Kunstmühlen« einen deutlichen Wettbewerbsvorteil verschaffte.⁷⁰

Die mühlentechnische Entwicklung des 19. Jahrhunderts bedeutete für die Mehrzahl der Mühlenbetriebe den Anfang vom Ende. Denn zum einen waren für die neue Mühlentechnik hohe Investitionen notwendig, die viele kleinere Mühlen nicht verkraften konnten. Zum anderen ermöglichte und beschleunigte sie das Aufkommen großer, industriell arbeitender Mühlen, die schnell den Markt beherrschten und die Existenz der kleinen Mühlen sowohl direkt als auch indirekt bedrohten. Direkt, weil die kleinen Mühlen im Konkurrenzkampf mit den Mehlfabriken hoffnungslos unterlegen waren. Und indirekt, weil durch die Industrieböhlen die im Ganzen gesehen ohnehin schon zu großen Vermahlungskapazitäten noch weiter vergrößert wurden. Hierzu eine Zahl aus dem Jahr 1878: In den 3154 Mühlenbetrieben, die damals im Königreich Württemberg gezählt wurden, konnten jährlich theoretisch rund 412 000 Tonnen Getreide gemahlen werden –

der Jahreskonsum des Landes erforderte jedoch nur etwa die Hälfte dieser Produktion.⁷¹ Mit anderen Worten: Es gab viel zu viele Mühlen und die kleinen unter ihnen hatten keine Chance zu überleben. Noch in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts setzte dann auch jene Entwicklung ein, die im Allgemeinen als »Mühlensterben« bezeichnet wird und im Grunde bis heute anhält.

Für den Kreis Ludwigsburg lässt sich hierzu Folgendes feststellen⁷²: Im Jahre 1870 gab es in unserem Kreisgebiet 87 Getreidemühlen, rund 15 Prozent mehr als noch um 1830. Rein zahlenmäßig waren die Jahrzehnte vor 1870 die Blütezeit des Mühlengewerbes in unserem Kreis. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich aber, dass



Die 1899 abgebrannte Neckargröninger Mühle mit ihrem großen Wehr quer über den Neckar.

es sich um eine Scheinblüte handelte und viele der Neugründungen von Anfang an betriebswirtschaftlich wenig sinnvoll waren. Denn von den zehn Mühlen, die zwischen 1840 und 1870 neu eingerichtet worden waren, stellten sechs noch vor der Jahrhundertwende den Mahlbetrieb wieder ein. Darüber hinaus sind im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts noch acht weitere Mühlen für immer stillgelegt worden, darunter auch einige – gemessen an den regionalen Verhältnissen – relativ bedeutende Anlagen, so zum Beispiel die Neckarmühlen in Besigheim und Marbach, die Obere Mühle in Vaihingen, die Oberriexinger Mühle oder die große Mühle in Neckargröningen, die im August 1899 durch ein Großfeuer zerstört worden ist und danach nicht mehr aufgebaut wurde. Die Wasserkräfte, die bis dahin die Mahlwerke dieser fünf genannten Mühlen angetrieben hatten, wurden übrigens weiterhin genutzt: Nun allerdings nicht mehr zur Vermahlung von

Getreide, sondern zur Erzeugung von elektrischer Energie in den neuen Wasserkraftwerken an Enz und Neckar.

1930 waren dann im Kreisgebiet noch 65 Mühlen in Betrieb. Im Vergleich zum Stand zu Beginn der 1870er Jahre war also rund ein Viertel der Mühlen verschwunden. Die staatlich gelenkte Agrarpolitik des NS-Staates hat dann das Mühlensterben zwar etwas aufgehalten, da nun für alle Mühlen Kontingente und Preise festgelegt und die Müller gewissermaßen Angestellte der Planwirtschaft wurden.⁷³ Die Überkapazitäten und damit eine der Hauptursachen für das Mühlensterben hat sie aber nicht beseitigt. Eine Statistik von 1939 für den Altkreis Ludwigsburg macht dies deutlich: Die 39 Mühlen, die es damals im Gebiet des Altkreises noch gab, hatten zusammen eine Vermahlungskapazität von 46 500 Jahrestonnen, ihre tatsächliche Produktion betrug jedoch nur 33 500 Tonnen, d. h. das Angebot lag um 28 Prozent über dem realen Bedarf.⁷⁴

Bleiben wir noch kurz bei dieser Statistik von 1939, die uns einen guten Einblick in die allgemeine Situation des Mühlengewerbes vor 60 Jahren im damaligen Ludwigsburger Kreisgebiet vermittelt. Von den 39 Mühlen galten 21 als Kleinstmühlen, also Mühlen, die ausschließlich für den lokalen Bedarf produzierten. Signifikant war ferner, dass drei der hier ansässigen Mühlenbetriebe zu den 40 leistungsstärksten württembergischen Mühlen zählten: Die Steinheimer Mühle mit einer Vermahlungskapazität von 1920 Tonnen im Jahr, die Neckarremser Mühle mit 3600 Tonnen und vor allem die Rommel-Mühle in Bissingen, die seinerzeit die modernste und mit weitem Abstand größte Mühle in Württemberg war.⁷⁵ Die Tagesleistung der Rommel-Mühle lag 1939 bei 100 Tonnen, ihre Jahresleistung bei 24 000 Tonnen, d. h. die Rommel-Mühle allein konnte mehr Getreide vermahlen als alle übrigen Mühlen im damaligen Kreisgebiet zusammen.⁷⁶



Neckarremser Mühle, um 1930.

Das Grundübel der Überkapazitäten brach nach dem Zweiten Weltkrieg erneut auf. Das Mühlensterben ging weiter, in unserem Kreisgebiet zunächst noch relativ langsam, schließlich aber doch sehr schnell, nachdem der Bund – um den wirtschaftspolitisch gewollten Abbau der Mahlkapazität zu forcieren – mit dem Mühlengesetz vom 27. Juni 1957 finanzielle Anreize für die Stilllegung von Mühlen geschaffen hatte.⁷⁷ Von den 61 Mühlen, die es 1957 im Gebiet des heutigen Landkreises Ludwigsburg noch gab, stellten bis Ende der 70er Jahre 33 den Betrieb ein. In den 80er und 90er Jahren verringerte sich die Zahl der Mühlen im Landkreis nochmals um zehn, so dass wir heute noch 18 aktive Mühlen haben.⁷⁸

Ob das Verschwinden der kleinen Mühlen wirklich, wie von den Verfassern des Mühlengesetzes von 1957 intendiert, volkswirtschaftlichen Nutzen gebracht hat, soll und kann hier nicht beurteilt werden. Sicher ist nur, dass die Mühlenstilllegungen mehr bedeuteten als die Aufgabe x-beliebiger Wirtschaftsbetriebe. Mit ihnen wurden immer zugleich auch Traditionen abgebrochen, die noch vor wenigen Jahrzehnten erlebbar waren – es ging ein Stück Ortsgeschichte zu Ende, das über Jahrhunderte hinweg Bestand hatte und an das nun in vielen Fällen nur noch Akten in den verschiedenen Archiven erinnern. Dies aber mag man, auch ohne falsche Nostalgie, dann doch bedauern.

Anmerkungen

- 1 Johannes Mager, Günther Meißner, Wolfgang Orf: Die Kulturgeschichte der Mühlen, Leipzig 1988, S. 146 ff.
- 2 Ebd. S. 11.
- 3 Ebd. S. 14; vgl. auch Herbert Jüttemann: Bauernmühlen im Schwarzwald, Stuttgart 1990, S. 22 ff.
- 4 Dieter Hägermann: Technik im frühen Mittelalter zwischen 500 und 1000, in: Landbau und Handwerk 750 v. Chr. bis 1000 n. Chr. (= Propyläen Technikgeschichte Bd. 1), Berlin 1997, S. 357.
- 5 Theodor Bolay: Der Hohenasperg. Vergangenheit und Gegenwart, Bietigheim 1972, S. 23.
- 6 Otfried Wagenbreth: Mühlen. Geschichte der Getreidemühlen, Leipzig/Stuttgart 1994, S. 30.
- 7 Mager/Meißner/Orf (wie Anm. 1) S. 126 ff.; Herbert Schempf: Zur Volkskunde und Rechtsgeschichte der Mühlen in Württemberg, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 55, 1996, S. 93–108, bes. S. 102.
- 8 In unserem Kreisgebiet waren dies vor allem die Grafen bzw. seit 1495 Herzöge von Württemberg, daneben bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts der reichsritterschaftliche Adel sowie im Mittelalter zum Beispiel die Grafen von Vaihingen oder die Markgrafen von Baden oder auch kirchliche Institutionen wie die Klöster Maulbronn, Hirsau, Bebenhausen und Weißenburg.
- 9 Thomas Schulz (Bearb.): Altwürttembergische Lagerbücher aus der österreichischen Zeit 1520–1534, Bd. V, Ämter Asperg, Bietigheim, Besigheim, Markgröningen, Leonberg und Vaihingen, Stuttgart 1989, S. 139.
- 10 Beispiele für solche Lehnbriefe bei Schulz (wie Anm. 9) S. 58, 139, 288, 378 f.
- 11 Ebd. S. 84.
- 12 Gerhard Fritz: Darstellung, in: Die Mühlen im Rems-Murr-Kreis, Teil 2, Remshalden-Buoch 1996 (= Mühlenatlas Baden-Württemberg Bd. 2,1), S. 11–109, hier S. 100.
- 13 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 206 Bü 3492; vgl. auch Thomas Schulz: Zur Geschichte der Mühle in Murr, in: Hie gut Württemberg 49, 1998, S. 17–21.

- 14 HStAS A 213 Bü 6948.
- 15 HStAS A 213 Bü 6944.
- 16 Eduard Theiner: Alte Mühlen in Remseck, in: Flößerei, Mühlen, Fischerei im Raum Remseck am Neckar, Remseck 1993 (= Heimatkundliche Schriftenreihe der Gemeinde Remseck am Neckar, Heft 13), S. 30–71, hier S. 58.
- 17 HStAS A 213 Bü 6944.
- 18 Vgl. zum Beispiel für den Schwarzwald Jüttemann (wie Anm. 3) S. 16 oder für die Pfalz Friedrich Wilhelm Weber: Die Geschichte der Mühlen und des Müllerhandwerks der Pfalz, Otterbach 1978, S. 304.
- 19 Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL) F 154 II Bü 4255.
- 20 StAL F 181 III Bü 558.
- 21 »Gesetz über Bannrechte und dingliche Gewerbs-Berechtigungen mit Ausschließungs-Befugnis« vom 8. Juni 1849, veröffentlicht im Regierungsblatt für das Königreich Württemberg vom 11. Juni 1849.
- 22 Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg, Stuttgart 1859, S. 68.
- 23 Paul Sauer: Affalterbach 972–1972, Affalterbach 1972, S. 348.
- 24 Die bis Mitte des 19. Jahrhunderts gültige württembergische Mühlordnung von 1729 ist abgedruckt bei August Ludwig Reyscher: Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze, Bd. 14, Tübingen 1843, S. 48 ff.
- 25 HStAS A 249 Bü 2223.
- 26 Zum Folgenden HStAS A 206 Bü 3598.
- 27 HStAS A 264 Bü 363.
- 28 Dagmar Kraus (Bearb.): Altwürttembergische Lagerbücher aus der österreichischen Zeit 1520–1534, Bd. VII, Ämter Cannstatt, Göppingen, Heidenheim, Hoheneck, Marbach und Winnenden, Stuttgart 1995, S. 494 f.
- 29 Albrecht Gühring: Die Ölmühle Jäger in Marbach am Neckar. Das Technische Kulturdenkmal und die Marbacher Mühlengeschichte, Marbach 1999, S. 11.
- 30 HStAS A 213 Bü 6866.
- 31 HStAS A 213 Bü 6867.
- 32 HStAS A 213 Bü 6866.
- 33 HStAS A 206 Bü 3070.
- 34 Reyscher (wie Anm. 24) S. 66.
- 35 Fritz (wie Anm. 12) S. 40.
- 36 Hans-Martin Maurer: Hemmingen zur Zeit der Karolinger und Ottonen, in: Heimatbuch Hemmingen, Horb a. N. 1991, S. 49–52, hier S. 49 f.
- 37 Württembergisches Urkundenbuch Bd. 1, Stuttgart 1849 (ND Aalen 1972), S. 240.
- 38 Württembergisches Urkundenbuch Bd. 2, Stuttgart 1858 (ND Aalen 1972), S. 76.
- 39 Alfons Schäfer: Zur Besitzgeschichte des Klosters Hirsau vom 11. bis 16. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 19, 1960, S. 1–50, hier S. 15 f.
- 40 Thomas Schulz: Die Mühlen im Landkreis Ludwigsburg, Remshalden-Buoch 1999 (= Mühlenatlas Baden-Württemberg Bd. 3), S. 46 ff.
- 41 Ebd. S. 48 f.
- 42 HStAS A 249 Bü 932; Friedrich Wißmann: Die abgegangene Schuppenmühle im Kirchbachtal, in: Zeitschrift des Zabergäüvereins 1965, S. 28–30.
- 43 Schulz (wie Anm. 40) S. 129, 190, 198, 230, 235.
- 44 Bei einigen Getreidearten, namentlich Dinkel und Hafer, ist das Getreidekorn nach dem Dreschen noch von einer Spelze umhüllt und muss vor dem Mahlen zuerst die Spelze entfernt werden. Dies geschah im Gerbgang; Wolfgang Strakosch: Der Schäl- und Gerbgang der Museumsmühle St. Julian, in: Eugen Ernst, Heinz Reitz (Hrsg.): Mühlen in Geschichte und Zukunft, Neu-Anspach 1991, S. 85–87.
- 45 HStAS A 249 Bü 1609; Fritz Bürkle: Der Neckar und Pleidelsheim, in: Pleidelsheimer Heimatbuch, Horb a. N. 1994, S. 285–313, hier S. 288 ff.
- 46 HStAS A 202 Bü 2850, A 249 Bü 1666; Robert Uhland: Georg Wilhelm Kleinsträtzl. Hauptmann auf Hohenasperg, in: Beiträge zur geschichtlichen Landeskunde. Festgabe für Ruthardt Oehme, Stuttgart 1968, S. 166–193, bes. S. 172 f.
- 47 StAL F 181 III Bü 105 und Bü 110.

- 48 Konrad Bedal: Mühlen und Müller in Franken, Bad Windsheim 1992, S. 127; Weber (wie Anm. 18) S. 123 ff.
- 49 HStAS A 249 Bü 2883.
- 50 Ebd.
- 51 HStAS A 249 Bü 2884.
- 52 Ebd.
- 53 HStAS A 206 Bü 5168.
- 54 HStAS A 206 Bü 5183.
- 55 HStAS A 249 Bü 1483.
- 56 HStAS A 415 L Bü 49.
- 57 HStAS A 249 Bü 2888.
- 58 HStAS A 249 Bü 2889.
- 59 HStAS A 213 Bü 6827.
- 60 Ebd.
- 61 Schulz (wie Anm. 40) S. 62 ff.
- 62 Ebd. S. 118, 222.
- 63 Ebd. S. 104 ff.
- 64 Ebd. S. 153.
- 65 Bedal (wie Anm. 48) S. 65 f.
- 66 So zum Beispiel 1711 in der Murrer Mühle; HStAS A 249 Bü 1609.
- 67 Fritz (wie Anm. 12) S. 104 f.
- 68 Schulz (wie Anm. 40) S. 130, 219 f.
- 69 Zur Technik der Ölmühlen vgl. Fritz (wie Anm. 12) S. 51 und Friedrich Wilhelm Weber: Die Geschichte der pfälzischen Mühlen besonderer Art, Otterbach 1981, S. 377 ff. Eine Übersicht über die Ölmühlen und sonstigen »Werkmühlen«, die es einst im Kreis Ludwigsburg gab, bei Schulz (wie Anm. 40) S. 62 ff.
- 70 Zur Entwicklung der Kunstmühlen vgl. Wagenbreth (wie Anm. 6) S. 103 ff. sowie Michael Kamp: Die Kunstmühle. Die Entwicklung und Verbreitung neuer Mühlentechniken seit dem 19. Jahrhundert, in: Bedal (wie Anm. 48) S. 74–125.
- 71 Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat, Bd. 2, Stuttgart 1884, S. 725.
- 72 Zum Folgenden Schulz (wie Anm. 40) S. 51 ff.
- 73 Weber (wie Anm. 18) S. 127.
- 74 Walter Gauss: Die württembergische Müllerei in Binnen- und Außenwirtschaft, Diss masch. Tübingen 1949, S. 159.
- 75 Adolf Heller: Die Walzenmühle C. Rommel, in: Ludwigsburg und das Land um den Hohenasperg. Ein Heimatbuch für den Bezirk Ludwigsburg, hrsg. von Oscar Paret, Ludwigsburg 1934, S. 254–256.
- 76 Gauss (wie Anm. 74) S. 153 ff.
- 77 Gesetz über die Errichtung, Inbetriebnahme, Verlegung, Erweiterung und Finanzierung der Stilllegung von Mühlen, veröffentlicht im Bundesgesetzblatt vom 4. Juli 1957.
- 78 Schulz S. 45 ff. Ende 1999 waren im Kreis Ludwigsburg noch folgende Mühlen in Betrieb: Die Erligheimer Mühle, die Bürgermühle in Bönningheim, die Hohensteiner Mühle, die Stiftsmühle in Oberstenfeld, die Eselsmühle in Großbottwar, die Untere Mühle in Vaiblingen, die Enzweihinger Mühle, die Obere Mühle und die Untere Mühle in Sersheim, die Mettermühle in Bietigheim, die Spitalmühle in Markgröningen, die Wolfsöldener Mühle, die Tonmühle, die Zechlesmühle und die Schlossmühle in Ditzingen, die Talmühle bei Schöckingen sowie die Stumpenmühle und die Neumühle in Schwieberdingen.

»Zwischen Herzog und Herrgott«

Hofprediger zur Zeit Herzog Eberhard Ludwigs*

von Wolfgang Schöllkopf

»Ich bin zwischen die Zeiten gefallen«, so schildert der schwäbische Literat Hermann Kurz (1813–1873) seine Situation zwischen Revolution und Realismus.¹ Und so könnte man auch die Umstände beschreiben, in denen die evangelischen Hofprediger zur Zeit Herzog Eberhard Ludwigs – zuerst in Stuttgart, dann später in Ludwigsburg – ihren Dienst taten: zwischen dem Gebot Gottes und den Gesetzen des Gebieters, zwischen Thron und Altar, Kirche und Staat, zwischen dem Lebensgefühl des Barock und der Lebenseinstellung des Protestantismus, zwischen Leben und Tod in der Hof- und Gruftkirche, zwischen der alten Residenz Stuttgart und der neuen Residenz Ludwigsburg.

Die besondere Stellung des Hofpredigers

Diesem vielfältigen Zwischenzustand entsprach eindrucksvoll die besondere Stellung, die dem Hofprediger innerhalb des Hofes und der Landeskirche eingeräumt wurde. So hatte er in der festgefügtten barocken Ständegesellschaft zu allen Ständen des Hofes jederzeit Zugang, vom Herzog bis zum Hofmohren, von der Dame bis zur Dienerin, vom Kanzler bis zum Kerzenanzünder. In dieser Freiheit war er allein noch mit dem Hofnarren vergleichbar, was gar an das Pauluswort vom »Narren um Christi willen« (1. Korinther 4, 10) erinnert. Und so nützten auch alle Hofprediger zur Zeit Herzog Eberhard Ludwigs diesen schrankenlosen Zugang für ihren seelsorgerlichen und mahnenden Dienst im sozialen Schmelztiegel des Hofes, zusammengewürfelt aus einflussreichen Familien, geltungsbedürftigen Beratern, entwurzelten Hofadeligen und schlechtgestellten Bediensteten.

Auch innerhalb der Landeskirche stand dem Hofprediger eine für einen württembergischen Pfarrer einmalig freie Sonderstellung zu. Als Hofprediger war er zugleich Mitglied des kirchenleitenden Konsistoriums im Amt eines Konsistorialrats. Das hatte zur Folge, dass er in seinem Hofamt nicht ordentlich visitiert wurde, da er selbst einen Sitz in der Visitationsinstanz wahrnahm. Dies brachte für ihn eine große Freiheit in der Gestaltung seines Amtes mit sich, zugleich war ihm Einfluss und Rückhalt durch die Kirchenleitung gewiss. Allerdings mussten gerade die Hofprediger zur Zeit Herzog Eberhard Ludwigs eine zeittypische Entmachtung des kirchenleitenden Gremiums hinnehmen: Im Jahr 1698 wurde die Kirchenleitung in den Mittelbehörden des Landes im Stil der absolutistischen Verwaltung aufgeteilt einerseits in den Kirchenrat, der so genannten »weltlichen

* Überarbeitete und um die Anmerkungen erweiterte Fassung des am 8. März 2001 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

Bank«, in dem Verwaltungsfachleute und Juristen die Verwaltung des Kirchengutes organisierten, und andererseits in das Konsistorium, die »geistliche Bank«, in dem die Theologen über Inhalte und Gestaltung von Kirche und Schule entschieden. Die Aufmerksamkeit des Herzogs und seiner Behörden galt zunehmend nur noch der Arbeit des finanziell interessanten Kirchenrates; wesentliche Gravamina der Kirche kamen zudem immer vor die Oberbehörde, den Geheimen Rat.

Der Hofprediger unterstand »in liturgicis« dem Konsistorium, dessen Mitglied er selbst war, und »in civilibus« dem Hofmarschallamt und dem Geheimen Rat.

Zu seinen Aufgaben gehörten die Wochentags-, Sonntags- und Festtagsgottesdienste in den Hofkapellen, oft nach Ständen geordnet, Sakramente und Kasualien für die herzogliche Familie und die Mitglieder des Hofes, Katechismusunterricht und Seelsorge. Wegen letzterem Schwerpunkt trägt der Hofprediger oft auch noch den alten Titel des Beichtvaters, meist einem konkreten Mitglied der herzoglichen Familie zugeordnet. Eine Besonderheit stellte auch der Titel des Hofpredigers dar, denn er bringt zum Ausdruck, dass es sich nicht um einen Pfarrer mit eigener Parochie handelt, sondern um einen Sonderauftrag. Kirchenrechtlich waren die Hofgemeinden keine eigenen Kirchengemeinden, sondern an eine solche angegliedert; die Hofkirchen heißen deshalb kirchenrechtlich korrekt Hofkapellen. So gehörte die Hofgemeinde und Kapelle im Alten Schloss in Stuttgart zur Stiftskirche. In der Residenz Ludwigsburg war dies schwieriger zu regeln, da es keine alte Stadtparochie gab, so dass zuerst die umliegenden Landgemeinden (Eglosheim, Ossweil) die zuständige Parochie für das Schloss vertraten und etwa Taufen in ihre Kirchenbücher eintrugen, bis dann die Ludwigsburger Stadtkirche und das Dekanat in Markgröningen zuständig wurden.

Die Kleidung des Hofpredigers, in der er auch auf Kupferstichen dargestellt wurde, bestand aus dem schwarzen Gelehrtenrock, der auf Luthers Schaubild zurückgeht und aus dem sich später der Talar entwickelte, mit dem Beffchen (lateinisch: biffa) und der Hofperücke. Letztere gab den Hofpredigern immer wieder Gelegenheit zu Zeichen des Protests, durch unkorrekten Sitz oder Zustand der unbeliebten Hofinsignie!

Schließlich sei noch auf den geistesgeschichtlichen Aspekt in der Zwischenstellung des Hofpredigers verwiesen: Die Amtszeit Herzog Eberhard Ludwigs entspricht der Frühzeit des württembergischen Pietismus, der eine Reform der Kirche aus ihren Quellen, nämlich Bibel, Gebet und Gemeinschaft, in Gang brachte. Zugleich ging der frühe Pietismus, im Unterschied zu seiner späteren Entwicklung, in vielem mit der beginnenden Aufklärung zusammen, etwa in der Pädagogik, im Wissen von der Entwicklung des Menschen und der ganzen Schöpfung. Beide geistesgeschichtlichen Strömungen trafen nun auf den politischen Absolutismus, dargestellt in der neuen Residenz Ludwigsburg. Die Vertreter des Pietismus kritisierten diese säkulare Entwicklung scharf und erwiesen sich darin als mündig und wenig obrigkeitshörig. Zugleich verband sich diese Kritik mit einer altwürttembergischen Tradition, drängte doch die zentralistische Politik das landständische Prinzip, das in Württemberg seit dem Tübinger Vertrag von 1514 galt und in den Kompetenzen des Landtags gipfelte, immer weiter zurück.

Da dazwischen standen die Hofprediger. In der kirchengeschichtlichen Forschung wird diese württembergische Sonderstellung oft nicht berücksichtigt. Die gesellschaftliche Situation in anderen Fürstentümern, wie sie Wolfgang Sommer gründlich erarbeitet hat, ist nicht auf Württemberg übertragbar.² Differenzierter

urteilte Konrad Hoffmann, vielleicht, weil er selbst noch Hofprediger in Württemberg war.³

In das Amt des Hofpredigers wurden nur die besten Absolventen des Studiums im Tübinger Stift berufen, die alle zuvor eine Zeit lang Stiftsrepetent, Prinzenrezeher oder Feld- und Reiseprediger waren. Wissenschaftlich gebildet, mit hoher seelsorgerlicher und kommunikativer Kompetenz ausgestattet, dazu von einer tiefen Frömmigkeit und mit einem festen Charakter, so musste ein Hofprediger sein. Zudem wurde ihnen allen eine den Horizont erweiternde Bildungsreise (»peregrinatio«) als Stipendiaten des Herzogs ermöglicht.

Wie aber kam es, dass ausgerechnet der seiner Landeskirche und besonders der pietistischen Bewegung nicht gerade nahe stehende Herzog Eberhard Ludwig Zeit seines Lebens von Hofpredigern aus dem kritischen Geist des Pietismus begleitet wurde? Hinter dieser gezielten Personalpolitik steht nicht nur das einflussreiche Konsistorium, sondern die Herzoginmutter Magdalena Sibylle (1652–1712) persönlich, die eine große Förderin des Pietismus war und über die Hofprediger noch Einfluss auf ihren Sohn nahm.⁴

Im Folgenden werden einige Hofprediger in ihrem Leben und Wirken porträtiert und kommen je mit einer ihrer Predigten selbst zu Wort.

Johann Friedrich Hochstetter (1640–1720; Oberhofprediger 1680–1713)⁵

Er stammte aus einer der großen württembergischen Pfarrerdynastien, die zu seiner Amtszeit gar die Hälfte der Mitglieder im Konsistorium stellte! Johann Friedrich Hochstetter wurde zwanzigjährig bereits Pfarrer in Unterlenningen, 1663 Stadtpfarrer in Zavelstein, der kleinsten Stadt Württembergs, und anschließend Dekan in Knittlingen. Als Vertrauter der Herzogin Magdalena Sibylle widmete er ihr seine beiden Predigtsammlungen. Er war mit Johann Albrecht Bengel befreundet, der zu seiner Bestattung 1720 die Predigt hielt.⁶

Die ungewöhnlich lange Amtszeit als Oberhofprediger, besonders in der schwierigen Zeit seit 1693, der vorzeitigen Mündigkeitserklärung von Herzog Eberhard Ludwig⁷, versah er diplomatisch vorsichtig und doch souverän. Sein Kollege Johann Reinhard Hedinger schilderte ihn 1704 in einem Brief an Konsistorialdirektor Jakob Friedrich von Rühle als einen Mann, der »sein judicium nach andern richtet und nirgends seine Finger verbrennen will«.⁸ Dass dieses Urteil jedoch aus der Situation Hedingers zu verstehen ist und nicht alles über Hochstetter sagt, zeigt ein Beispiel aus Hochstetters Predigten.

Die hauptsächliche Wirkung des Hofpredigers geschah durch das gesprochene Wort, das landesweit Verbreitung und Aufmerksamkeit fand, besonders bei außergewöhnlichen Ereignissen. Ein solches war die Eröffnung des württembergischen Landtags am 30. September 1698, mitten in den kriegerischen Auseinandersetzungen mit dem französischen König Ludwig XIV. Herzog Eberhard Ludwig hatte bereits verlauten lassen, dass er diesen alten Zopf der landständischen Verfassung abschneiden und Württemberg zu einem modernen absolutistischen Staatswesen umgestalten wolle. In dieser politisch angespannten Lage wählte Hochstetter für seine Eröffnungspredigt in der Stuttgarter Schlosskirche ein Bibelwort aus 2. Könige 23, 1–3, in dem König Josia von Juda in schwieriger Zeit gemeinsam mit seinem Volk den Gottesbund erneuerte. Der Hofprediger assoziiert bedeutungsvoll:



Johann Friedrich Hochstetter

»Josia war schon damals und also noch in seinen jungen Jahren ein verständiger Herr, der wohl auch für sich und allein hätte ersinnen und erfinden können, wie dem künftig drohenden Unglück möchte begegnet und das Königreich in gutem Stand erhalten werden; doch aber wollte er seinem eigenen Kopf nicht folgen, seinen eigenen Gedanken nicht trauen, sondern viel lieber auch anderer Gutachten hören. Und eben auf diese Weise, meine Liebsten, lassen sich noch jetzt kluge Regenten es wohl gefallen. Sie gehen deshalb behutsam vor, ziehen weise Leute zu Rate, besonders aber denken sie lobenswerterweise an ihre Reichs- und Landstände, deren Aufrichtigkeit, Treue und Redlichkeit sie sich in der Tat versichert halten können, und sie begehren ihr Gutachten. Daran ist

noch jetzt über alle Maßen viel gelegen, und wir halten's nicht unbillig für eine rechte Grundfeste des Vaterlandes und des Gemeinwesens, wenn der Fürst und seine Ältesten, wenn die Herrschaft und die gesamte Landschaft sich wohl miteinander verstehen, ihre Ratschläge eifrig zusammentragen und auf die Förderung der allgemeinen Wohlfahrt zugleich zielen. Wenn das Haupt und die Glieder sich entzweien, so muß der menschliche Leib darüber zerfallen. So kann auch nichts als Unglück und Verderben folgen, wenn zwischen Regenten und Untertanen eine gefährliche Mißhelligkeit Platz findet.«

Man muss versuchen, die Worte mit damaligen Ohren zu hören, um ihnen gerecht zu werden. Sowohl der Herzog als auch die Vertreter der Stände, Städte und Ämter, werden die feinen, aber deutlichen Zwischentöne wohl vernommen haben. Der Hofprediger nimmt damit eine für ihn typische Position auf Seiten der Landstände ein, den Vertretern der altwürttembergischen Ehrbarkeit, aus der er selbst stammt. Zugleich versucht er, dies dem Herzog zu vermitteln, indem er ihm die Vorteile eines solchen Miteinanders aufzeigt.

Weiter erinnert Hochstetter an das Fundament des Glaubens, das die Gemeinschaft trägt und an die Zusage des Friedens aus Gott: »Sorgfalt um die wahre Lehre und Glauben will noch immer hochnötig sein, kann auch solche nicht besser bezeugt werden, als wenn man Kirchen und Schulen in gehörigem guten Stand erhält, tüchtige Lehrer und Vorsteher ordnet und bestellt, auch denselben in ihrem Amt alle Förderung neben schuldiger und zulänglicher Versorgung leistet, besonders aber diejenigen längst gestifteten heiligen Kirchengüter nicht anderswohin verwendet, als wie es die Intention frommer Seelen erfordert und haben will. Wo finden wir heutigen Tages unter den Großen des evangelischen Israels, die solchen

Eifer für die wahre Lehre und den christlichen Wandel bezeugen? Leider ist's nicht mehr um die Zeit, daß sie, wie der fromme Josia, in eigener hoher Person derenthalben die gehörige gute Anstalt zu machen sich bemühten; noch weniger, daß sie mit David sich den Gottesdienst etwas kosten ließen.«

In Württemberg galt der Einsatz für Kirche und Schule schon seit der Reformation mehr als der für Kunst und Kriegswesen. Der Hofprediger wagt es gar, den überaus heiklen Punkt anzusprechen, dass mit Mitteln aus dem Kirchengut Missbrauch getrieben wird. Auch das Kirchengut ist eine Besonderheit aus der Reformationszeit, als der Kirchenbesitz nicht einfach in das Herzogtum einverleibt wurde, sondern als zweckgebundene Stiftung für Kirche und Schule eigens vom Kirchenrat verwaltet wurde. Immer wieder gab es Übergriffe, um Kriegseinsätze oder, später, die neue Residenz Ludwigsburg zu bezahlen.

Schließlich erinnert der Hofprediger daran, dass Kriegszeiten gute Ordnungen und Sitten außer Kraft setzen und tröstet die Gemeinde mit der Zusage des Gottesfriedens: »Es hat leider die so viele und lange Jahre währende verderbliche Kriegsunruhe bei Jungen und Alten, bei Hohen und Niederen allerlei Ärgernis und Unrat verursacht; man ist dadurch fast in eine durchgehende Zerrüttung eingesunken und verfallen. Gute Gesetze und Ordnungen hat man in den Kot getreten, christliche Zucht und Gottseligkeit verhöhnt. Allein neue Gnade und Wohltat erfordern auch einen neuen Dank, daß wir dahin uns von neuem verbinden . . . in zuversichtlicher Hoffnung, es werde dann der Herr, unser Gott, solchen heiligen Sinn und gutes Vornehmen sich wohl gefallen lassen und auch hinwiederum treulich halten, was er seinen lieben Bundesgenossen versprochen und zugesagt hat, er werde Gedanken des Friedens über uns haben und nicht des Leides.«⁹

*Johann Reinhard Hedinger (1664–1704; Hofprediger 1699–1704)*¹⁰

Als er 1699 auf die Hofpredigerstelle berufen wurde, war Johann Reinhard Hedinger dem württembergischen Herzoghaus längst wohlbekannt. Bereits 1687 begleitete Hedinger als Sekretär und Reiseprediger den damals achtzehnjährigen Prinzen Johann Friedrich (1669–1693)¹¹, Sohn des Herzogs Eberhard III. Die Kavaliertour des Prinzen, über die Hedinger einen Reisebericht fertigte¹², führte die beiden durch die Schweiz, Savoyen und die Provence nach Westfrankreich, musste aber wegen des Krieges mit Frankreich abgebrochen werden. Auf seiner anschließenden Bildungsreise traf Hedinger auf dem Weg nach England mit Prinz Carl Rudolph von Württemberg-Neuenstadt (1667–1742)¹³ zusammen, dessen 1682 verstorbener Vater, Herzog Friedrich von Württemberg-Neuenstadt, in regem Kontakt mit Philipp Jakob Spener (1635–1705), dem Haupt der pietistischen Bewegung, gestanden hatte. Schließlich wurde Hedinger 1692 zum Feldprediger bei Herzogadministrator Friedrich Carl von Württemberg (1652–1698)¹⁴ berufen, mit dem er im pfälzischen Erbfolgekrieg bei Ötisheim in französische Gefangenschaft geriet und darüber an Herzogin Magdalena Sibylle berichtete.¹⁵

Bevor Hedinger 1699 nach Stuttgart zurückkehrte, versah er fünf Jahre lang eine Professur, zuerst für Naturrecht, später für Rhetorik an der Universität Gießen. Durch seine Werke bereits als der pietistischen Reformbewegung zugehörig ausgewiesen, entwickelte sich Hedinger dort als scharfer Kritiker der personellen Verfil-



Johann Reinhard Hedinger

zungen an der ersten pietistischen Fakultät Deutschlands. Als er in seine Kritik schließlich gar den regierenden Landgrafen mit einbezog, wurde er in Hausarrest genommen, und nur die Vermittlung der beiden Herzogsmütter, Landgräfin Elisabeth Dorothea von Hessen-Darmstadt und ihrer Stieftochter, Herzogin Magdalena Sibylle von Württemberg, geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt, konnte ihn durch die Berufung auf die Stuttgarter Hofpredigerstelle daraus befreien. Beide Höfe hatten somit dieselbe Konstellation mit einer einflussreichen Regentemutter. Deshalb resümiert Hartmut Lehmann: »Für eine ganze Reihe absolutistischer Höfe war die vom Fürsten durchaus missbilligte Allianz zwischen seiner Frau oder seiner Mutter und dem Hofprediger durchaus typisch.«¹⁶ Es ist allgemein auffällig, dass die gefühlsbetonte pietistische Frömmigkeit mit ihrer sensiblen individuellen Wahrnehmung und

tiefgründigen Lebensdeutung besonders Frauen von gehobener Stellung und Bildung ansprach.

In seiner Zeit als Hofprediger und Konsistorialrat in Stuttgart betätigte sich Hedinger als Reformator der kirchlichen Praxis im Geist der Theologie Speners. Ein besonderes Anliegen war ihm die gründliche Ausbildung von Pfarrern und Lehrern, weshalb er für alle wesentlichen Arbeitsfelder in Kirche und Schule grundlegende Lehrbücher verfasste, die weitreichende Nachwirkungen hatten. Seine Katechetik enthält eindruckliche Erkenntnisse über die Entwicklung des Kindes und eine darauf eingehende sensible Pädagogik. Er entwarf eine theologische Grundlegung und liturgische Form für die Feier der Konfirmation, die auf dieser Basis 1722 in Württemberg eingeführt wurde. Ein Gesangbuch und eine kommentierte Bibel-Ausgabe sollten Gottesdienst und Unterricht der Hofgemeinde fördern.

Immer wieder geriet Hedinger in Konflikt mit der zugleich freizügigen und genormten Lebenshaltung des Barock. So entwickelte er einen »Beichtspiegel« für die Hofstände, dem eine Liste von »Comödien, Opern und anderen kurzweiligen Schau-Spielen«¹⁷ beigegeben war, vor deren Besuch er warnte. Scharf kritisierte er die Pläne für das neue Jagd- und Lustschloss Ludwigsburg, zumal der als Baugrund benötigte Erlachhof Kirchengut war und vom Herzog konfisziert werden sollte. Gegenüber dem Konsistorialdirektor prangerte Hedinger die Verschwendungssucht an, die zugleich eine typische Gewichtung der Ausgaben deutlich macht:

»50 Taler für Geigen und Futter, 50 Taler fürs Lautenstimmen, 1000 Gulden für Hunde und Jagdgebäude und 1000 Gulden für bex [lat. pex = Schmuck] sind hinausgeschleudert!«¹⁸

Hedinger fühlte sich immer mehr zum Propheten gegen Verweltlichung, Verantwortungslosigkeit und Verschwendung berufen. In zahlreichen Anekdoten machte sich das einfache Volk diesen stellvertretenden Protest zu Eigen. Hedinger jedoch pauschalierte seine Kritik zunehmend, etwa an den unfähigen Pfarrern und Lehrern, und isolierte sich dadurch immer mehr. In der Auseinandersetzung mit dem Herzog entstand ein denkwürdiges Gutachten, das Hedingers Nachfolger noch dienlich sein sollte: »Ob ein Prediger, der menschlicher Hülffe in seinem Amte ermangelt, einen vornehmen Sünder excommuniciren und von dem Genuß des Heiligen Abendmahls für seine Person ausschließen solle, wenn er gleich siehet, daß er nichts, sondern nur seine Entsetzung vom Amte dadurch gewinnen werde?«¹⁹ Der »vornehme Sünder« war der Herzog selbst, dem dieser Akt schwerer Kirchengenossenschaft wegen seines unbotmäßigen Lebenswandels drohte. Aber erst bei Hofprediger Samuel Urlsperger sollte dies eskalieren.

Der scharfe Kritiker nach außen hatte nach innen eine andere Seite. In der problematischen Hofgesellschaft betätigte sich Hedinger vor allem seelsorgerlich. Zwei Lehrbücher zur Seelsorge sind aus dieser Arbeit entstanden und auch hier, wie in der Pädagogik, beeindruckt sein tiefes Wissen um den Menschen und sein Einfühlungsvermögen in besondere Notlagen. Wieder kann er anthropologische Erkenntnisse der Aufklärung und die Frömmigkeit des Pietismus zueinander in Beziehung setzen. Erstmals seit Martin Luther widmet er besondere Aufmerksamkeit der Glaubensanfechtung und dem Krankheitsbild der Depression. Dafür gab es einen konkreten Anlass bei Hofe: Am 3. März 1702 verstarb nach einem Selbsttötungsversuch der Stuttgarter Hofmusiker Philipp Gottfried Weydner. Der Hofprediger lehnte die damals bei Selbsttötung wegen ihrer moralischen Verwerflichkeit verordnete Bestattung bei Nacht und ohne Liturgie ab und bestattete den Hofmusiker ordentlich. Dieser geradezu revolutionäre Protest erregte großes Aufsehen und Hedinger nahm deshalb in einer Predigt mit dem Titel »Wie man die Schwermuth und tiefe Traurigkeit der Gläubigen, als auch die Anfechtungen derselben, klüglich und ohne Verletzung der Liebe beurtheilen solle« dazu Stellung. Zusätzlich verfasste er eine seelsorgerliche Schrift »Wie mit angefochtenen Personen umzugehen«, worin er zu einfühlsamer Wahrnehmung hilft, jede moralische Verurteilung verbietet und schließlich den Glaubens- und Lebenszweifel nicht als geringen Glauben abtut, sondern zulässt. In seinen Überlegungen zum Krankheitsbild der Depression macht er gar Beobachtungen zur Psychosomatik, dem inneren Zusammenwirken von Leib und Seele.²⁰

Am 13. August 1699 hielt Hedinger seine Antrittspredigt als Hofprediger in der Stuttgarter Schlosskirche. Dabei ist seine Predigt selbst ein Musterbeispiel für die Predigtlehre, die er ein Jahr später verfasste und die in Württemberg lange als Lehrbuch Verwendung fand. Als Bibelwort wählte er – wie könnte es anders sein – ein Prophetenwort Jeremias aus: »Aber ich bin nicht vor dir geflohen, mein Hirte. So habe ich Menschentage nicht begehrt, das weißt du. Was ich gepredigt habe, das ist recht vor dir.« (Jer. 17, 16) Im Folgenden erinnert er an die schweren Jahre in Gießen, die ihn mit Gottes Hilfe nicht gebeugt haben. Bringt den Propheten sein Amt in Gegensatz zu Menschen und Mächten, so ist ihm doch Gottes tragende Liebe gewiss. Seine Hauptaufgabe ist die der Seelsorge, die Hedinger gut

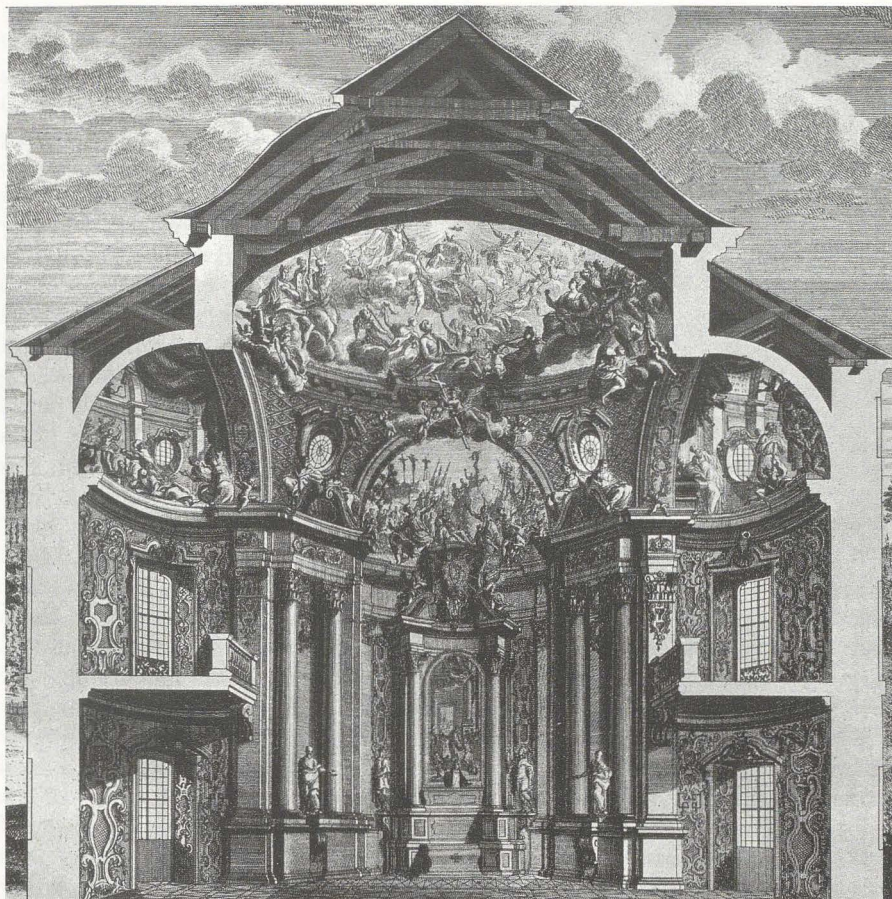
lutherisch als Tröstung und Schärfung der Gewissen zugleich beschreibt. Der Gegensatz heißt für ihn »Bauchsorge«, womit er scharfe Kritik an etlichen seiner Amtsbrüder übt, denen es allein um Positionen und Pfründen zu gehen scheint. In seinem Prophetenamt am Hof werden ihm, so seine Prophezeiung, bevorstehen: »Menschentage, die zugleich Gerichtstage sind; Feiertage, die etwas vom himmlischen Glück in sich haben; Jammertage, die den Amtsträger prüfen sollen.« Er schließt mit einer deutlichen Mahnung an den Herzog persönlich: »Sera, princeps, animam tuam!«²¹ (Rette, Fürst, deine Seele!)

Dazu hat Hedinger selbst, durch sein Verhalten am Hof und durch seine umfassende Arbeit zur Reform der kirchlichen Arbeitsfelder, einen wesentlichen Beitrag geleistet.

*Samuel Urlsperger (1685–1772; Oberhofprediger 1715–1718)*²²

Er erlebte die schwierigsten Zeiten am Hof Herzog Eberhard Ludwigs und hatte persönlich ihre weitreichenden Folgen zu tragen. Von einer Reise nach England und zu seinem Lehrer August Hermann Francke, dem Begründer des großen pietistischen Schul-, Sozial- und Missionswerks in Halle, zurückgekehrt, wurde er 1713 Pfarrer in Stetten im Remstal, dem Witwensitz von Herzogin Magdalena Sibylle. Ihr war er bei der Konzeption der emblematischen Ausmalung der Stettener Schlosskapelle behilflich. Bereits 1714 wurde er zum Hofkaplan – ein eigentlich unevangelischer Titel, der mit dem kirchenrechtlichen Status der Hofkapelle zusammenhing –, 1715 zum Oberhofprediger berufen.

Als die Entscheidung zur Verlegung der Residenz von Stuttgart nach Ludwigsburg fiel, sollte auch dort eine evangelische Hofkapelle eingerichtet werden. Der italienische Schlossbaumeister Donato Giuseppe Frisoni (1683–1735) entwarf einen eigenständigen Kirchenbau als Drei-Konchen-Anlage, der in der Zeit von 1716–1723 ausgeführt wurde. Außergewöhnlich für das evangelische Württemberg, das in seiner reformatorischen Tradition wohl das Ohr als Sinnesorgan, aber kaum das Auge berücksichtigte, ist die Ausstattung in prächtigem italienischem Barock! Allerdings entstand, wohl auch unter Einfluss des theologisch versierten Oberhofpredigers, das besondere Programm eines, so widersprüchlich das klingen mag, evangelischen Barock. Das – inzwischen in einer glänzenden kunsthistorischen Studie²³ aufgearbeitete – ikonographische Programm der Hofkapelle zeigt ganz ausschließlich biblische Motive, dagegen keinen einzigen Heiligen oder Kirchenfürsten. Das Patrozinium der Kirche wurde die Heilige Dreieinigkeit, wohl nach dem Vorbild des frühbarocken Kirchenbaus im herzoglichen Bad in Teinach. Der zentrale Hochaltar weist auf das Sakrament des Heiligen Abendmahls, allerdings in seiner ganzen barocken Theatralik, und war in der ursprünglichen Form, vor dem Umbau für die katholische Nutzung, ein Kanzelaltar, der die zentrale Stellung des biblischen Wortes in der evangelischen Tradition zum Ausdruck brachte: in einem eindrucklichen Kupferstich Frisonis, der einen Schnitt durch die Schlosskapelle darstellt, ist dies deutlich zu erkennen, sogar mit eingefügtem Hofprediger auf der Kanzel.²⁴ Neben dem Thema der Dreieinigkeit durchzieht das Bildprogramm in alt- und neutestamentlichen Bezügen das des Tempels. Die Sitzordnung in der Kapelle spiegelt die Ständeordnung des Hofes wider, mit separaten Bereichen für Bedienstete, Hof-



Schnitt durch die Schlosskapelle, Kupferstich von Frisoni

damen und Kavaliere und einer eigenen, abgeschlossenen Loge für die herzogliche Familie, damit »die Herrschaft ohne durch die Kirche und durch die Leuthe zu gehen hinein kommen können.«²⁵

Der als evangelische Barockkirche gestaltete Kirchenraum hatte zugleich weitreichende Folgen für die Liturgie im kargen Württemberg. Zum einen ordnete der Herzog an, dass das Hoforchester in jedem Gottesdienst Teile aus der Messe zu musizieren habe. Zum anderen führte die zentrale Stellung des Kanzelaltars dazu, dass der regelmäßige Altardienst üblich wurde, so dass nach der herzoglichen Verordnung vom 3. Februar 1708 der Hofgeistliche zum Eingangs- und Schlussteil des Gottesdienstes vor den Altar trat.²⁶ Das, was uns heute selbstverständlich scheint, war es damals nur für die Hofkapellen; im Land wurde, manchmal bis ins 20. Jahrhundert, der ganze Gottesdienst von der Kanzel aus gehalten.²⁷

Samuel Urlsperger konnte zwar noch wesentliche Impulse zur Gestaltung dieses außergewöhnlichen Kirchenbaus geben, aber im Amt war er bei dessen Fertig-

stellung schon nicht mehr. Die Auseinandersetzungen um den Einfluss der herzoglichen Mätresse Wilhelmine von Grävenitz (1686–1744), mit der der Herzog gegen geltendes Recht seit 1707 in einer Doppelehe verheiratet war, trieben ihrem Höhepunkt zu. Dabei ging es gar nicht darum, dass der Herzog überhaupt eine Mätresse hatte, sondern darum, dass diese über ihre ins Land gebrachte Familie großen politischen Einfluss nahm und wichtige Ämter besetzte. Die Wut des Volkes, die eigentlich dem wankelmütigen Herzog galt, traf die sicher geschickt taktierende Frau. Urlsperger fand nach anfänglicher Zurückhaltung deutliche Worte. Wenn die reich überlieferte Anekdote von der siebten Vaterunser-Bitte überhaupt einen historischen Ort und eine Zeit hat, dann gehört sie hierher: Die Grävenitz forderte vom Hofprediger, wie der Regent ausdrücklich in das sonntägliche Kirchengebet aufgenommen zu werden. Dieser antwortete, dass dies bereits geschehen sei in der siebten Vaterunser-Bitte: Erlöse uns von dem Übel!

Schon in seiner Predigt am Vorabend des Reformationstages 1717 erklärt Urlsperger: »Wenn wir Prediger nichts sagten, so würden endlich die Steine reden. Die Sünde des obrigkeitlichen Standes und den Mißbrauch der Macht, so ihm von Gottes Gnaden allein zur Beförderung des Guten und zum Schutz der Frommen wider alles Böse gegeben ist, siehet und empfindet man.«²⁸ Ein schriftlicher Bericht von Urlsperger über die Machenschaften der Grävenitz-Sippe, wohl von Herzogin Magdalena Sibylle beauftragt, brachte das Fass zum Überlaufen: Urlsperger wurde inhaftiert, entlassen und gar mit der Todesstrafe bedroht. Ohne Versorgung musste er mit seiner Frau und damals sechs Kindern zwei Jahre überstehen, was ihm nur durch die Hilfe vieler Freunde aus dem Pietismus gelang. So schreibt ihm August Hermann Francke im Mai 1718 eine bewegende Einladung: »Aber ich will meinen Bißen Brod mit ihm und seinem Weib und seinen Kindern theilen, daß ihr nicht Hunger leiden sollt.«²⁹

Dem Einfluss der Freunde und der Sorge des Herzogs um seinen internationalen Ruf ist es zu verdanken, dass Urlsperger 1720 als Dekan nach Herrenberg berufen wurde. 1722 wählte ihn die Reichsstadt Augsburg zu ihrem Stadtpfarrer und Senior (= Dekan) und Urlsperger wirkte dort segensreich, indem er sich um die Schulreform, das Waisenhaus und um Seelsorge und Predigt kümmerte. Wie bei seinem väterlichen Freund August Hermann Francke, schlug sein Herz für die weltweite Mission. Mit diesen Beziehungen begründete er 1731 das große Hilfswerk für die protestantischen Flüchtlinge aus Salzburg, die der Erzbischof aus ihrem Land vertrieben hatte. Für über 6000 Menschen fand er über Augsburg eine neue Heimat, vor allem im amerikanischen Georgia.

Das Jahr der Salzburger Vertreibung war übrigens dasselbe, in dem in Württemberg Herzog Eberhard Ludwig die Grävenitz aus ihrer Position vertrieb und sich mit seiner Frau, Herzogin Johanna Elisabeth, geb. Prinzessin von Baden-Durlach (1680–1757)³⁰ versöhnte. Aus diesem Anlass wurden die Tapeten im Vorraum der Ludwigsburger Schlosskapelle ausgemalt mit der Szene »Einzug der Königin von Saba bei König Salomo« (nach 1. Könige 10). Ebenso andeutungsvoll schmückte man die Decke der Fürstenloge zuvor mit einem Gemälde von Livio Retti »Die drei Männer bei Abraham« (nach 1. Mose 18). Diese Boten hatten dem Stammvater Israels wider alle Vernunft einen Nachkommen verheißen. So sollte der Nachkommenswunsch des regierenden Herzogs verheißungsvoll aufgenommen werden.

Als ein Beispiel für die Predigten Urlspergers sei jene Predigt vorgestellt, die er am 18. Mai 1716 zur Grundsteinlegung der Ludwigsburger Hofkapelle hielt.³¹ Zuerst nützte er die Gelegenheit, einige grundlegende Bemerkungen zum Verhältnis von Staat und Religion zu machen: »Es ist keine Republic wohlgegründet ohne die Religion.«³² Und: »Die Religion ist es allein, die die menschliche Gesellschaft unter sich befestiget: ohne dieselbe ist keine Treu, keine Gerechtigkeit, kein Gewissen, sondern lauter Untreu, Frechheit und eine gottlose Unordnung anzutreffen.«³³

Im Stil barocker Emblematik nimmt er das Bild vom Grundstein auf und setzt es zu dem des biblischen Ecksteins aus Psalm 118, 22, in Matthäus 21, 42 auf Christus gedeutet, in Beziehung: »Auf diesen Stein, in dessen Adern alle wahre Regierungs-Regeln und eine zum allgemeinen Besten abzweckende Weißheit verborgen, leget sich das Haupt eines Regenten mit seiner Regiments-Last, wie dorten Jacob auf seinen Stein sich hingeleget.«³⁴ Dem Gesetz als Schutz des Lebens traut es Urlsperger zu, dass »Obrigkeit und Unterthanen sich an das gantze Gesetz, und nicht nur was ihnen daraus zu halten beliebt, verbunden zu seyn achten.«³⁵ Das wichtigste sei doch, dass »man in einem christlichen Lande ein stilles und ehrbares Leben führe.«³⁶ Wieder kehrt der Hofprediger zum Bild vom Bau zurück und fordert, dass »Geistliche und weltliche Baumeister eines Christlichen gemeinen Wessens die Steine der Ungerechtigkeit und Schmeichelei« austreiben müssen.³⁷ Die vornehmste Aufgabe des Fürsten sieht er in der Fürsorge für die den Menschen dienende Kirche: »Die Könige sollen deine Pfleger und ihre Fürsten deine Säug-Ammen seyn.«³⁸ Zu diesem Fürstenamt der »Säug-Amme« singt Urlsperger das Lob der evangelischen Reformationsherzöge Württembergs. Und wieder einmal ruft der findige Mittelbeschaffer zu einem Opfer für das große Halle'sche Werk der Ostindischen Mission auf, diesmal mit dem Wort aus Prediger 11, 1: »Laß dein Brod über Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit.«³⁹

Urlsperger schätzt den moralischen Schaden am Hof und im Land hoch ein, deshalb ist für ihn wieder zu ergänzen, »was in Kirche und Staat in einer Republic zerschellet worden.«⁴⁰ Abschließend äußert er Wünsche an das Fürstenhaus, mit denen er wieder an die Steine-Bilder anknüpft: »Die Allmacht dessen, der einsten die Felsen in Wasser-See und die Steine in Wasser-Brunnen verwandelt, wolle auch in Dero Hertzoglichen Landen und Fürstlichem Hause viele Brunnen des Lebens geben und alles, was sumpfficht ist, zu hellen Quellen machen. Der Stein mit sieben Augen (Off. 5, 6) bestrahle Euer Durchlaucht und Dero Hoch-Fürstliche



Samuel Urlsperger

Dependenz, Kirchen- und Schulen-Staat, damit bey allen anzutreffen seye Licht und Recht.«⁴¹

Den festlichen Anlass nutzte der Hofprediger also nicht für Lobreden, sondern zur Stellungnahme über die Grundfesten einer christlichen Gesellschaft.

Eberhard Friedrich Hiemer (1682–1727; Oberhofprediger 1718–1727)

Er versah während seiner nur 45 Lebensjahre höchste kirchliche Ämter und blieb doch selbst unauffällig und bescheiden. Eberhard Friedrich Hiemer wurde 1707 Stadtpfarrer in Rosenfeld und 1714 Dekan in Wildbad. Eine Besonderheit war seine Ernennung zum beratenden Kirchenrat der Herrschaft Brandenburg-Bayreuth. Als Nachfolger des entlassenen Samuel Urlsperger berief ihn das Konsistorium als Oberhofprediger nach Ludwigsburg, wo er die Fertigstellung der Schlosskapelle miterlebte. Als Mitglied des Konsistoriums wurde ihm die wichtige Aufgabe des Visitators der Universität und des Evangelischen Stifts in Tübingen übertragen. In dieser Eigenschaft nahm er auch an der Inspektionsreise des Herzogs Eberhard Ludwig nach Mömpelgard teil, bei der es um Erbensprüche des Hauses Württemberg ging und gleichzeitig der dortige Hofgeistliche Johann Caspar Bockshammer (1671–1748) wegen illegaler Machenschaften visitiert wurde.⁴² Als Anerkennung seiner Verdienste erfolgte 1725 die Ernennung zum Prälaten von Hirsau (Hirsau war schon seit seiner Zerstörung 1692 nicht mehr Klosterschule, sondern gehörte zu den Titularprälaturen, die ehrenhalber verliehen wurden und keinen Dienstsitz vor Ort mehr erforderten). Hiemer setzte sich für die Einführung der Konfirmation 1722 nach dem Formular Hedingers ein und gab im Jahr darauf das württembergische Konfirmandenbüchlein »Evangelischer Unterricht«⁴³ heraus, das ebenfalls die Hedingersche Vorlage aufnimmt.

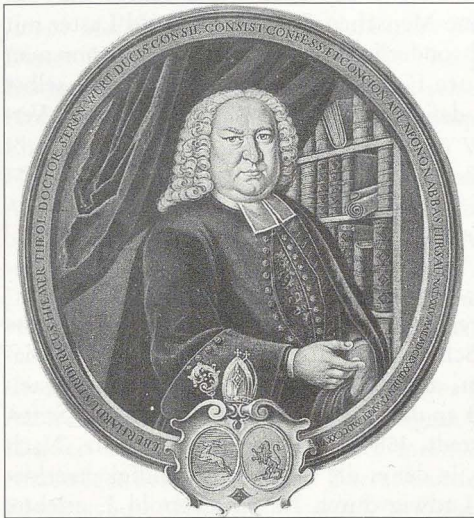
Seine höchst ehrenvollen Ernennungen zum Mitglied der Königlich Preussischen Sozietät der Wissenschaften 1724 und der Kaiserlichen Academia Naturae 1725 weisen auf seine naturwissenschaftliche Leidenschaft hin. Schon als Pfarrer in Rosenfeld betätigte er sich auf der Balinger Alb als Paläontologe und erforschte Gesteinsschichten und Versteinerungen. Internationale Berühmtheit erlangte er durch seine Arbeit über das »Medusenhaupt Schwabens«.⁴⁴ Darin deutete Hiemer den Fund einer großen Versteinerung von Seelilien aus dem oberen Lias bei Ohmden als den Schlangenstein (Medusenhaupt), wie er an der Küste des Ostindischen Ozeans entdeckt wurde, und dies der langen, verzweigten Arme wegen. Um die schwierige Frage der weiten Entfernung der Fundorte zu klären, bemühte Hiemer gar die Sintflut und zugleich einen der größten Natur- und Bibelgelehrten seiner Zeit, den Zürcher Arzt und Forscher Johann Jacob Scheuchzer (1682–1733). Dieser hatte zwar in seine berühmte »Kupferbibel«, die den biblischen Text mit Darstellungen der Naturkunde verband, eine Abbildung der Seelilien aufgenommen, empfahl jedoch, zur Erklärung der weiten Entfernung der Funde statt der Sintflut lieber ein eigenes, aber einfaches Meer zu bemühen.⁴⁵

Ausführlich beschäftigte sich Hiemer mit den Auswirkungen des exzessiven Hoflebens auf den Charakter und die christliche Einstellung der Höflinge. Dazu verfasste er eine Untersuchung: »Kurtze Erörterung der Frage: Ob und welcher gestalten ein wahres Christenthum bey Hofe zu führen möglich seye? Zu Heilsamer Erweckung und Aufmunterung vorgestellt«.⁴⁶ Darin kommt er zu dem

Ergebnis, dass es zwar über die Maßen schwer, aber doch möglich sei, am Hof ein Christ zu sein und zu bleiben!

Oberhofprediger Hiemer hielt die Festpredigt bei der feierlichen Einweihung der evangelischen Schlosskapelle zu Ludwigsburg, die wohl mit Bedacht auf den Reformationstag, den 31. Oktober 1723 gelegt wurde.⁴⁷ Als biblische Textgrundlage wählte er Psalm 84, der den Einzug der Wallfahrer in den Jerusalemer Tempel besingt (»Wie lieb sind mir deine Wohnungen, Herr Zebaoth!«). Gleich gegen barocke Gewohnheiten gerichtet, zitiert er aus Hedingers Bibelkommentar zur Stelle: »Gottes Hauß, der Frommen Lust-Hauß«.⁴⁸

Überhaupt ist der Prediger zu diesem festlichen Anlass kaum feierlich gestimmt, sondern bemüht sich, das Ereignis der Kirchweihe nicht überzubewerten gegenüber dem, worauf es im Christenleben wirklich ankommt, nämlich einem frommen und aufrechten Lebenswandel. Deshalb ist sein Thema die für den Pietismus typische Unterscheidung zwischen äußerem und innerem Gottesdienst: »Wann Cantzel und Altar zugleich unser eigen Hertz ist, und nicht nur der Prediger mit seinem feinen Vortrag die Ohren füllet, sondern der Heilige Geist die Hertzen rühret und lehret...«⁴⁹ Auf das Herz kommt es also an, nicht auf das Heiligtum! Die wahren Christen, so steigert Hiemer seine Warnung noch, »freuen sich nicht über die Schönheit des Gebäudes, wodurch öfters die Andacht mehr gehindert als befördert wird, oder über ihren vornehmen



Eberhard Friedrich Hiemer

und bequemen Platz in der Kirche, welcher manchmal mit vielem Ehrgeitz, Neid und Zanck zu großem Aergernuß gesucht, erhalten und behauptet wird, oder über die Menge der Anwesenden, unter welchen der halbe Theil Heuchler und wohl gar offenbahre Gottlose, auf welche man aber nicht zu sehen hat«.⁵⁰ Alle diese Äußerlichkeiten und Wichtigkeiten verurteilt der Prediger scharf, dazu auch in überdeutlichen Worten das Hofleben, das einem christlichen Wandel allzu oft im Wege steht: »O unglückliche, verderbte und verlorne Zeit! in welcher man Zeit, Geld und Seel mit Spielen verspielet, gantze und halbe Tage damit zubringt und bisweilen wohl gar gantze und halbe Nächte darzu nimmet.«⁵¹ Um einprägsam zu reden, bedient er sich kurzer Aphorismen aus der Predigtschule Hedingers: »Lang bey Hof, lang in der Hölle! Es ist anderswo gezeiget worden, daß fromm bey Hof leben nicht schlechterdings ohnmöglich seye und daß noch einiger massen der Hof-Dienst mit dem Christenthum, ob gleich über die massen schwehr, jedennoch bey ernstlichem Vorsatz und mit Göttlichem Beystand vereiniget und combiniret werden möge... heißt also auf Hof-Art leben, elend und gar nicht leben.«⁵²

Man versuche, diese deutliche Kritik am Hofleben mit den Ohren eines feierlich

gestimmten Kirchweihfest-Teilnehmers zu hören! Aber da wird ja doch noch ein Lob auf die neue Kirche laut: »Es ist die Fürstliche Hof-Capell sehr magnifique kostbar und aufs herrlichste gezieret.«⁵³ Dies jedoch so, dass gleich wieder die Äußerlichkeiten zurücktreten müssen, damit die Hauptsache deutlich wird: dass die schöne neue Kirche »werde und seye wie das geringe und schlechte Kripplein Jesu, worinn Er unser Heyland als erstgebohren gelegen: Ach! so gebe doch Gott, daß in diesem Haus viele Seelen durchs Wort der Wahrheit neu gebohren werden.«⁵⁴ Auch die schöne Kirche ist im Grunde wie die schlechte Krippe, irdische Behausung des menschgewordenen Gottessohnes. Deshalb kommt es in der Kirche auf die Menschwerdung Gottes und die Menschwerdung der Menschen an, weshalb Hiemer schließt mit der Bitte um aufrichtige Diener und Lehrer, die »das Wort der Wahrheit zu theilen, auch ohne Menschen-Furcht Sünd und Laster mit gebührendem Ernst straffen; welches absonderlich an Höfen nöthig ist, wann man nicht will mit Stillschweigen Gottes Zorn fürsetzlich und wissentlich sich selbst über den Hals ziehen und verursachen, daß Herr und Knecht miteinander ins Verderben gerathen.«⁵⁵

Die anderen Hofprediger zur Zeit Herzog Eberhard Ludwigs

Johann Wolfgang Dieterich (1636–1706; Hofprediger 1692–1699)

Er stammt aus einer der großen Pfarrerdynastien Württembergs, allerdings aus einer Seitenlinie, denn sein Vater war Schneider in Tübingen. 1661 wird er »Diakonus« (zweiter Pfarrer) in Göppingen, danach versieht er Stuttgarter Pfarrstellen: 1662 an der Leonhardskirche, 1663 an der Hospitalkirche, 1669 an der Stiftskirche. 1671 wird er Dekan in Neuenstadt, 1684 in Vaihingen an der Enz. Nach seiner Zeit als Hofprediger in Stuttgart, in der er die vorzeitige Mündigkeitserklärung des sechzehnjährigen Eberhard Ludwig durch Kaiser Leopold I. erlebte, wurde er zum Propst und Generalsuperintendent von Denkendorf berufen (1699–1706). In dieser Eigenschaft war er Mitglied der obersten Visitationsinstanz, des Synodus. Übergangsweise versah er zugleich 1705–1706 das Hofpredigeramt. Sein Sitz als Landschaftsassessor des Größeren Ausschusses des württembergischen Landtags weist die Nähe der Hofprediger zu den Landständen aus.

*Christian Eberhard Weismann (1677–1747; Hofkaplan 1702–1706)*⁵⁶

Er steht für die Reihe der Hofprediger, deren Weg von der Kanzel zum Katheder führte, indem sie die wissenschaftliche Laufbahn einschlugen. Zunächst Professor für Philosophie und Kirchengeschichte am Obergymnasium in Stuttgart, daneben Mittwochspre diger (1706–1721), wechselte er 1722 an die Theologische Fakultät der Universität Tübingen und durchlief dort die verschiedenen Ordinariate: zuerst die 4., außerordentliche Professur für Dogmatik und Apologetik, dann die 3. ordentliche Professur für alttestamentliche Exegese (1726–1730), zu der er zugleich das Tübinger Stadtdekanat versah, und schließlich die 2. Professur für Kirchengeschichte, zu der das Amt eines Frühpredigers an der Tübinger Stiftskirche und das eines Superattendenten am Evangelischen Stift gehörten (1730–1747). Weismann setzte sich für eine gründliche und wohlwollende Beurteilung der pietistischen Bewegung ein, verwies jedoch auch auf Gefahren und Irrtümer, etwa bei der biographischen Überbewertung der Wiedergeburt (»Vorrede von der bei

Lesung der Lebensbeschreibungen der für Wiedergeboren gehaltenen Personen zu beobachten nöthigen Klugheit«, Stuttgart 1731/32⁵⁷). Besonders beeindruckte ihn die Förderung der Frömmigkeit einfacher Leute durch den Pietismus. Den damaligen Unionsbestrebungen zwischen Lutheranern und Unierten stand er ablehnend gegenüber, zugleich aber sprach er sich gegen Verdammungsurteile aus. Seine vermittelnde Position in der Tradition des württembergischen Reformators Johannes Brenz prägte lange Zeit Theologen und Theologie im Land. Sein Hauptwerk wurde seine lateinische Kirchengeschichte, von den neutestamentlichen Anfängen bis zur Gegenwart, in der er dem Pietismus erstmals einen respektvollen Platz einräumte.⁵⁸

Joseph Malblanc (1674–1727; Hofkaplan 1706–1714)

Dieser Amtsinhaber erinnert an die Theologen, die aus der württembergischen Exklave Mömpelgard kamen. Bereits sein Vater, Julius Friedrich Malblanc, war Hofprediger bei Gräfin Sibylla von Mömpelgard⁵⁹, die sich nach der glücklosen Ehe mit Herzog Leopold Friedrich von Württemberg-Mömpelgard auf Schloss Héricourt zurückgezogen hatte. Anschließend wurde der Vater als evangelischer Abt (Vorgänger des späteren Prälaten-Titels) nach Murrhardt und Blaubeuren berufen. Der Sohn Joseph konnte als herzoglicher Stipendiat im Tübinger Stift studieren und wurde zunächst Pfarrer an der französischen Kirche in Stuttgart (1699–1702), bevor er das Amt des Feldpredigers wahrnahm. Nach seiner Zeit als Hofkaplan ging er 1714 als Dekan nach Weinsberg.

Christoph Zeller (1650–1727; Hofprediger 1707–1711)

Auch er stammt aus einer weitverzweigten württembergischen Pfarrersfamilie, ein Hinweis darauf, dass an den Hof meist nur Leute aus dem inneren Kreis der Amtsträger berufen wurden. Zuerst wurde er 1680 Präzeptor und Pfarrer an der Klosterschule Maulbronn, dann 1701 Dekan in Calw. Am Hof wurde er zum dritten Hofprediger ernannt, was wohl mit den damals beginnenden doppelten Aufgaben in Stuttgart und Ludwigsburg zusammenhing. 1711 verlieh man ihm den Titel eines Prälaten von Herrenalb, 1713 von Lorch. Auch er war Mitglied des Größeren Ausschusses des Landtags. Im Jahr 1712 verliert er durch einen Schlaganfall während der Predigt die Stimme, was an das Schicksal des großen pietistischen Liederdichters Philipp Friedrich Hiller erinnert.

*Andreas Adam Hochstetter (1668–1717; Oberhofprediger 1711–1714)*⁶⁰

Wie Weismann gehört auch Hochstetter zu denen, die aus dem Pfarramt in die Wissenschaft gingen. Zugleich stammte er aus der bedeutendsten Theologendynastie des Landes. Sein Onkel Johann Friedrich Hochstetter war noch zwei Jahre zeitgleich mit ihm Oberhofprediger, sein Vater Johann Andreas Hochstetter (1637–1720), Theologieprofessor in Tübingen und Generalsuperintendent von Maulbronn und Bebenhausen, wurde wegen seiner Förderung der pietistischen Reformen der »schwäbische Spener« genannt, was wohl auf August Hermann Francke zurückgeht. Nimmt man noch seinen anderen Onkel, Johann Siegmund Hochstetter (1643–1718) dazu, der als Abt von Anhausen, wie die anderen auch, Sitz im Synodus und Konsistorium hatte, so trug die Hälfte der Mitglieder des kirchenleitenden Gremiums damals denselben Familiennamen!

Andreas Adam Hochstetter wird 1691 Diaconus in Tübingen, bereits 29-jährig

Professor für Beredsamkeit und Poesie an der philosophischen Fakultät, danach Professor der Theologie, dazu Stadtdekan von Tübingen. 1712 zum Abt von St. Georgen ernannt, das damals als säkularisiertes Kloster noch zu Württemberg gehörte, kehrte er nach seiner Zeit als Oberhofprediger wieder an die Universität Tübingen zurück. 1701 gibt er eine kurz gefasste Predigtlehre⁶¹ heraus, 1717 eine weitverbreitete Armenbibel⁶². Hochstetter sorgte für eine theologisch gediegene Aufnahme der pietistischen Reformideen. Er wurde zum prägenden Lehrer für Johann Albrecht Bengel. Von seiner Berufung zum Oberhofprediger wird das Bonmot des Herzogs überliefert, dass er »gedenke, mit ihm in den Himmel zu kommen«. ⁶³ Ob daraus der der Konflikte doch überdrüssig und müde gewordene Herzog spricht?

Johann Andreas Grammlich (1689–1728; Hofkaplan 1715–1728)

Er wurde am Hof bekannt als Erzieher des Erbprinzen Friedrich Ludwig von Württemberg (1698–1731)⁶⁴, den er auf Reisen in die Niederlande und nach Paris begleitete. Der Erbprinz litt unter der zerrütteten Ehe seiner Eltern und nahm, auch wegen seines zeitlebens schlechten Gesundheitszustands, den Beistand des Seelsorgers gerne in Anspruch. Als er zwei Jahre vor seinem Vater Herzog Eberhard Ludwig starb, endete mit ihm auch die männliche Nachkommenschaft der Hauptlinie des Hauses Württemberg. Seine Bestattung war die erste in der Gruft der neu erbauten Ludwigsburger Schlosskapelle.⁶⁵ Diese wurde bei Bestattungen zeitüblich mit zeltartigen schwarzen Tüchern verhängt (»castrum doloris«), da die lebendige barocke Ausmalung wohl dem Ernst des Todes widersprach.⁶⁶

Auch Grammlich war, wie schon Samuel Urlsperger, vor seiner Zeit am Ludwigsburger Hof Pfarrer in Stetten im Remstal bei der Herzoginwitwe Magdalena Sibylle und gehört damit in die einflussreiche Reihe ihrer Vertrauten. Er verfasste pietistische Erbauungsschriften, so Betrachtungen zur Passion Christi⁶⁷ und eine Evangelien-Postille⁶⁸. Er verstarb im Amt des Hofpredigers im Alter von nur 39 Jahren.

Johann Christoph Aulber (1675–1743; Hofprediger 1727–1731)

Nach seiner ersten Pfarrstelle in Leonberg ging Aulber zunächst 1705–1711 in den Dienst der Evangelisch-lutherischen Kirche Ungarns nach Preßburg. Er erinnert damit an die vielen württembergischen Theologen, die, für das Land oft in zu großer Zahl, die besondere Ausbildung des Tübinger Stifts durchlaufen hatten und anschließend in die Dienste evangelischer Auslandskirchen traten. Dorthin exportierten sie nicht selten auch Eigenheiten der württembergischen Theologie und Kirche. Umgekehrt hatten Studierende aus den evangelischen Minderheitskirchen, besonders aus habsburgischen Landen, die Möglichkeit, ein Stipendium für das Tübinger Stift zu bekommen.

Nach Württemberg zurückgekehrt, wurde Aulber auf das Dekanat Lustnau bei Tübingen ernannt, welches das Landdekanat der Universitätsstadt bildete. Anschließend ging er 1713 als Dekan nach Kirchheim, wo wiederum Herzogin Magdalena Sibylle im Schloss ihren Witwensitz nahm. 1724 wurde er zum Propst von Herbrechtingen, 1730 zum Abt von Königsbronn ernannt, beides Ehrentitel mit bleibendem Amtssitz in Stuttgart, wo Aulber zugleich Mitglied des Konsistoriums war.

Johannes Oechslin (1676–1738; Hofprediger 1728–1738)

Nach seiner Amtszeit als Diaconus in Waiblingen durchlief Oechslin – wie Johann Wolfgang Dieterich – die Stuttgarter Pfarrstellen: Leonhardskirche 1712, Hospitalkirche 1713, Stiftskirche 1714, und kehrte danach als Stadtpfarrer an die Leonhardskirche zurück. Als Stuttgarter Hofprediger war er nach dem Tod von Herzog Eberhard Ludwig 1733 zugleich Beichtvater der Herzoginwitwe Johanna Elisabeth.⁶⁹ Im selben Jahr wird er zum Abt von St. Georgen ernannt und sitzt als Landschaftsassessor im Größeren Ausschuss des württembergischen Landtags. Von Oechslin ist eine große Zahl von Predigten erhalten, darunter die Bestattungspredigten mit ausführlichen Lebensläufen seiner Amtsvorgänger Christoph Zeller⁷⁰ und Eberhard Friedrich Hiemer⁷¹. Ebenso erhalten ist seine pädagogisch bemerkenswerte Predigt zur Konfirmation der Prinzessin Luise Friederike⁷², der Tochter von Herzog Friedrich Ludwig.⁷³

An die Tradition des langjährigen Oberhofpredigers Johann Friedrich Hochstetter erinnert die Predigt, die Oechslin hielt, als Herzog Carl Rudolph von Württemberg-Neuenstadt, nach dem plötzlichen Tod von Herzog Carl Alexander zum Regierungsadministrator ernannt, 1737 nach vierzig Jahren endlich wieder einen Landtag einberief.⁷⁴ Zur Eröffnung brachte der Hofprediger in seiner Predigt das Gefühl der Abgeordneten und des Volkes deutlich zum Ausdruck unter dem Titel: »Das um einen nachdrücklichen Land-Tags-Seegen zu Gott hertzlich seuffzende Württemberg«. ⁷⁵ Als beziehungsreiches Bibelwort verwendete er aus dem Tempelweihe-Gebet König Salomos – übrigens dargestellt am Hochaltar der Ludwigsburger Schlosskapelle – die Bitte: »Der Herr, unser Gott, sei mit uns, wie er mit unseren Vätern gewesen ist. Er verlasse uns nicht und ziehe seine Hand nicht von uns ab. Er neige unser Herz zu ihm, daß wir wandeln in allen seinen Wegen und halten seine Gebote, Satzungen und Rechte, die er unsern Vätern geboten hat.« (1. Könige 8, 57 u. 58) Es gehörte zur Freiheit der Hofprediger, dass sie für ihre meist kasualen Predigten das zugrunde liegende Bibelwort selbst aussuchen durften, während ihre Amtsbrüder in den Gemeinden für die Sonntagspredigten streng an die vorgeschriebene Perikope gebunden waren. Inhaltlich ging es bei dieser wichtigen Landtagssitzung um die Rücknahme katholischer Einflüsse, die Herzog Carl Alexander in die Wege geleitet hatte, und um die Wiederherstellung des landständischen Einflusses. Wieder einmal wird überdeutlich, auf welche Seite der Hofprediger gehörte.

Wilhelm Gottfried Tafinger (1691–1757; Oberhofprediger 1729–1744)

Tafinger war der Schwiegersohn von Andreas Adam Hochstetter. Er wurde 1711 Garnionsprediger bei der herzoglich-württembergischen Garde in Stuttgart. Während allen diesen Sonderaufgaben als Garnions-, Reise-, Feld- und Hofprediger blieben die Amtsinhaber übrigens formal Mitglieder des Tübinger Stifts, aus dem sie erst beim Antritt der ersten festen Anstellung in einer Parochie entlassen wurden.⁷⁶ Dies war bei Tafinger der Fall beim Bezug der Pfarrstellen in Bietigheim (1714) und Tübingen (1716). 1728 wurde er zum Reise- und Abendprediger (!) in Ludwigsburg ernannt. In seiner Eigenschaft als Oberhofprediger erlebte er den Tod Herzog Eberhard Ludwigs und die schwierigen Jahre unter Herzog Carl Alexander. Er wurde zum Visitator der Universität Tübingen berufen und mit den Titeln eines Abtes von Herrenalb und Adelberg ausgezeichnet; letzteres war mit einer Generalsuperintendentur verbunden.

Tafinger war maßgeblich beteiligt an der Sammlung und Herausgabe des württembergischen Gesangbuchs von 1741, das mit Maß neue Lieder des Pietismus aufnahm und zu dem er selbst eigene Lieder beisteuerte. Seine Nähe zu Vertretern des schwäbischen Pietismus kommt auch darin zum Ausdruck, dass er dem bedeutendsten pietistischen Theologen Johann Albrecht Bengel 1752 die Bestattungspredigt hielt.⁷⁷

Wilhelm Adam Drommer (1672–1740; Oberhofprediger 1731–1733)

Er war zunächst Hofmeister bei Herzogadministrator Friedrich Carl, in dessen Diensten auch schon Hedinger stand. Danach wurde er Pfarrer in Nusdorf (1698) und Diaconus in Tübingen (1707), bevor auch er unter dem Einfluss von Herzogin Magdalena Sibylle nach Stetten im Remstal berufen wurde (1709). Anschließend ging er als Stadtpfarrer nach Besigheim und als Dekan nach Calw (1715), bevor er Propst und Generalsuperintendent in Denkendorf wurde (1727–1740). Zeitgleich holte man ihn in den letzten zwei Lebensjahren Herzog Eberhard Ludwigs an den Ludwigsburger Hof, vermutlich aufgrund einer persönlichen Beziehung zur herzoglichen Familie. Die Predigt bei seiner Bestattung hielt Johann Albrecht Bengel.⁷⁸

Damit sind alle Hofprediger aus der Zeit Eberhard Ludwigs, zwischen Stuttgart und Ludwigsburg, Barock und Pietismus, »zwischen Herzog und Herrgott«, vorgestellt. Sie hatten einen außergewöhnlichen und festen Stand, den sie auf dem »Schleudersitz«⁷⁹ des Hofpredigeramtes – die meist kurze Verweildauer und der ständige Wechsel sprechen Bände – wohl auch nötig hatten. Auch die engen Familienbande trugen zu ihrem Rückhalt bei, was jedoch immer die Gefahr des Verwandtschafts-Klüngels in sich birgt. Deutlich geworden ist wohl auch, dass sie, theologisch gesehen, die Aufbruchsbewegung des Pietismus zur Mündigkeit vor dem Fürstenthron ermutigt hat und, politisch gesehen, die Heimat der Hofprediger, im Gegensatz zu den Traditionen in anderen Fürstentümern, eindeutig die altwürttembergische Ehrbarkeit und die Landstände waren. Somit erübrigt sich – vielleicht – ein terminologischer Streit: Ob sie denn nun in die Schublade des Pietismus oder in die der Orthodoxie gehören.

Auf die hier Porträtierten lässt sich andeutungsvoll beziehen, was Conrad Ferdinand Meyer in seinem Gedicht »Luther« über den Reformator sagt: »Er fühlt der Zeiten ungeheuren Bruch, und fest umklammert er sein Bibelbuch.«

Quellen und Literatur

Hauptstaatsarchiv Stuttgart

A 202 (Geheimer Rat), Bü 527: Prälaten in Württemberg, 1619–1720; Bü 542: Hofprediger in Stuttgart, 1654–1792

Landeskirchliches Archiv Stuttgart

D 14 (Nachlass von Prälat D. Christoph von Kolb, 1847–1928), Nr. 5: Die württembergischen Hofprediger (Manuskript)

Binder, Christian: Württembergs Kirchen- und Lehramter, II. Teil, Tübingen 1799.

Gott und Welt in Württemberg. Eine Kirchengeschichte, hg. von Hermann Ehmer, Heinrich Frommer, Rainer Jooß und Jörg Thierfelder, Stuttgart 2000.

Sigel, Christian (Bearb.): Das evangelische Württemberg. Seine Kirchenstellen und Geistlichen von der Reformation an bis auf die Gegenwart, Teil 1: Ortsteil, Bde. 1–9 (masch.), 1910–1928; Teil 2: Generalmagisterbuch. Mitteilungen aus dem Leben der evangelischen Geistlichen von der Reformation an bis auf die Gegenwart, Bde. 10–17 (masch., mit handschriftl. Nachträgen), 1931 ff.

Anmerkungen

- 1 »Ich bin zwischen die Zeilen gefallen«: Hermann Kurz, Schriftsteller des Realismus, Redakteur der *Revolution*, Übersetzer und Literaturhistoriker. Katalog zur Ausstellung zum 175. Geburtstag, Reutlingen 1988.
- 2 Wolfgang Sommer: Politik, Theologie und Frömmigkeit im Luthertum der Frühen Neuzeit, Göttingen 1999.
- 3 Konrad Hoffmann: Artikel »Hofprediger«, in: RGG², 2. Bd., Tübingen 1928, Sp. 1985 f. (Konrad Hoffmann, 1868–1959; 1904 Hofprediger, 1917–1919 Oberhofprediger in Stuttgart, 1925–1927 Prälat von Heilbronn, 1927–1938 Prälat von Ulm.)
- 4 Das Haus Württemberg. Ein biographisches Lexikon, hg. von Sönke Lorenz, Dieter Mertens und Volker Press, Stuttgart/Berlin/Köln 1997, S. 162 f.; Martin Brecht: Herzogin Magdalena Sibylle und die Frömmigkeit ihrer Zeit, in: Schwäbische Heimat 26, 1975, S. 21–31; Albert Knapp: Aus dem Leben der Herzogin Magdalena Sibylle von Württemberg, in: ders., Gesammelte prosaische Schriften, 1. Teil: Altwürttembergische Charaktere, Stuttgart 1870, S. 52–77.
- 5 Wolfgang Schöllkopf: Hedinger und die Hochstetters, in: Kirchengeschichte Württembergs in Porträts. Pietismus und Erweckungsbewegung, hg. von Siegfried Hermlé, Holzgerlingen 2001, S. 37–41.
- 6 Gottfried Mälzer: Die Werke der württembergischen Pietisten des 17. und 18. Jahrhunderts (Bibliographie zur Geschichte des Pietismus 1), Berlin/New York 1972, Nr. 275.
- 7 Zu Eberhard Ludwig: Das Haus Württemberg (wie Anm. 4) S. 169–172; Bernd Wunder: Herzog Eberhard Ludwig (1677–1733), in: 900 Jahre Haus Württemberg. Leben und Leistung für Land und Volk, hg. von Robert Uhländ, Stuttgart 1984, S. 210–226.
- 8 Wolfgang Schöllkopf: Johann Reinhard Hedinger (1664–1704). Württembergischer Pietist und kirchlicher Praktiker zwischen Spener und den Separatisten, Göttingen 1999, S. 69.
- 9 Zitiert nach: Lesebuch zur Geschichte der Evangelischen Landeskirche in Württemberg, hg. von Konrad Gottschick und Gerhard Schäfer, 2. Band, Stuttgart 1991, S. 114 ff. – Die Quelle ist nachgewiesen bei Mälzer (wie Anm. 6) Nr. 1356.
- 10 Schöllkopf (wie Anm. 8) bes. S. 62–71; dort auch weitere Quellen und Literatur.
- 11 Das Haus Württemberg (wie Anm. 4) S. 166.
- 12 Württembergische Landesbibliothek Stuttgart (WLB), Handschriftenabteilung: Cod. hist. 4° 195; vgl. Schöllkopf (wie Anm. 8) S. 38 ff.
- 13 Das Haus Württemberg (wie Anm. 4) S. 227 ff.; Schöllkopf (wie Anm. 8) S. 44.
- 14 Das Haus Württemberg (wie Anm. 4) S. 233 ff.; Schöllkopf (wie Anm. 8) S. 46.
- 15 Brief vom 22. November 1692; veröffentlicht in Schöllkopf (wie Anm. 8) S. 165 f.
- 16 Hartmut Lehmann: Das Zeitalter des Pietismus. Gottesgnadentum und Kriegsnot, Stuttgart 1980, S. 34.
- 17 Schöllkopf (wie Anm. 8) S. 67.
- 18 Ebd. S. 68 (Brief vom 20. Mai 1703).
- 19 Ebd. S. 66.
- 20 Ebd. S. 123–127; dort sind auch die erwähnten Titel nachgewiesen.
- 21 Ebd. S. 64 f.; dort sind auch die Zitate nachgewiesen.
- 22 Reinhard Schwarz (Hg.): Samuel Urlsperger (1685–1772). Augsburger Pietismus zwischen Außenwirkungen und Binnenwelt, Augsburg 1986; Wolfgang Schöllkopf: Samuel Urlsperger, in: Kirchengeschichte Württembergs in Porträts (wie Anm. 5) S. 99–114.

- 23 Ute Esbach: Die Ludwigsburger Schlosskapelle. Eine evangelische Hofkirche des Barock. Studien zu ihrer Gestalt und Rekonstruktion ihres theologischen Programms, 3 Bände, Worms 1991.
- 24 Donato Giuseppe Frisoni: 18 Kupferstiche zu Schloss Ludwigsburg, in: Vues de la Residence de Louisbourg, Augsburg 1727; abgebildet in Richard Schmidt: Schloss Ludwigsburg, München 1954, Abb. q. – Ein Exemplar dieses Kupferstichs ist auch im Schloss Ludwigsburg, im Vorzimmer zum Riesensaal, zu sehen.
- 25 Esbach (wie Anm. 23), Band 1, S. 255.
- 26 Ebd. S. 250.
- 27 Christoph Kolb: Die Geschichte des Gottesdienstes in der evangelischen Kirche Württembergs, Stuttgart 1913, S. 33–35.
- 28 Schöllkopf (wie Anm. 22) S. 105.
- 29 Ebd. S. 106.
- 30 Das Haus Württemberg (wie Anm. 4) S. 172.
- 31 Gedruckt Stuttgart 1718; Mälzer (wie Anm. 6) Nr. 2843; WLB Theol. 4° 7186.
- 32 WLB Theol. 4° 7186, S. 4.
- 33 Ebd. S. 5.
- 34 Ebd. S. 7; gemeint ist Jakob an der Himmelsleiter in Bethel nach 1. Mose 28.
- 35 Ebd. S. 11.
- 36 Ebd.; hier wird auf den Begriff von den »Stillen im Lande« angespielt, mit dem die Pietisten bezeichnet wurden.
- 37 Ebd. S. 13.
- 38 Ebd. S. 15.
- 39 Ebd. S. 20. – Immer wieder findet Urlsperger treffende Worte, wenn es um Spendenaufrufe geht. So sagt er 1752 in einer Predigt in Augsburg: »Heraus, heraus ihr Thaler und Dukaten, der Herr Jesus ist da und möchte euch gern sprechen!«; Schöllkopf (wie Anm. 8) S. 110.
- 40 WLB Theol. 4° 7186, S. 27.
- 41 Ebd. S. 28.
- 42 Freundliche Mitteilung von Dieter Duill, Erdmannhausen. Bockshammer war später, 1725 bis 1748, Pfarrer in Erdmannhausen.
- 43 Mälzer (wie Anm. 6) Nr. 1186.
- 44 Eberhard Friedrich Hiemer: Caput Medusae detectum in agro Württembergico, Stuttgart 1724; Mälzer (wie Anm. 6) Nr. 1181; vgl. auch Helmut Hölder: E. F. Hiemers Traktat über das »Medusenhaupt« Schwabens (*Seiocrinus subangularis*) aus dem Jahr 1724 (Stuttgarter Beiträge zur Naturkunde, Serie B: Geologie und Paläontologie, hg. v. Staatlichen Museum für Naturkunde, Nr. 213), Stuttgart 1994 (mit einer Übersetzung des lateinischen Textes von Hiemer).
- 45 Johann Jacob Scheuchzer: Kupfer-Bibel, in welcher die Physica Sacra oder Geheiligte Natur-Wissenschaft derer in Heil. Schrift vorkommenden natürlichen Sachen deutlich erklärt und bewährt, 4 Bände, Augsburg und Ulm 1731–35 (vorhanden u. a. in: Bibliothek des Ev. Stifts Tübingen; Ev. Kirchenbibliothek Esslingen; Stadtbibliothek Ulm); vgl. auch bei Hölder (wie Anm. 44).
- 46 Stuttgart 1721; WLB Theol. 8° 8069; Mälzer (wie Anm. 6) Nr. 1182.
- 47 Gedruckt Stuttgart 1723; WLB Theol. fol. 823; Mälzer (wie Anm. 6) Nr. 1179.
- 48 WLB Theol. fol. 823 S. 17.
- 49 Ebd. S. 21.
- 50 Ebd. S. 22.
- 51 Ebd. S. 39.
- 52 Ebd. S. 40; hier spielt Hiemer auf seine genannte Schrift an (vgl. Anm. 46).
- 53 Ebd. S. 53.
- 54 Ebd. S. 54.
- 55 Ebd.
- 56 Karl Heinrich von Weizsäcker: Lehrer und Unterricht an der evangelisch-theologischen Facultät der Universität Tübingen von der Reformation bis zur Gegenwart (Festprogramm zur vierten Säcularfeier der Universität im Sommer 1877), Tübingen 1877, S. 100-

- 106; Christoph Kolb: Die Aufklärung in der Württembergischen Kirche, Stuttgart 1908, S. 18–21.
- 57 Mälzer (wie Anm. 6) Nr. 3062.
- 58 Christian Eberhard Weismann: *Introductio in Memorabilia Ecclesiastica historiae sacrae Novi Testamenti*, Bde. 1 u. 2, Stuttgart 1718/19; WLB Kirch G gt. 2367; Mälzer (wie Anm. 6) Nr. 2997.
- 59 Das Haus Württemberg (wie Anm. 4) S. 183.
- 60 Reinhard Breymayer: Andreas Adam Hochstetter (1668–1717). Pietistischer Theologe und Rhetoriker, in: 500 Jahre Tübinger Rhetorik, 30 Jahre Rhetorisches Seminar, Katalog zur Ausstellung, hg. von Joachim Knape, Tübingen 1997, S. 80–86.
- 61 Mälzer (wie Anm. 6) Nr. 1314; siehe auch bei Breymayer (wie Anm. 60).
- 62 Mälzer (wie Anm. 6) Nr. 1273.
- 63 Heinrich Hermelink: *Geschichte der Evangelischen Kirche in Württemberg von der Reformation bis zur Gegenwart*, Stuttgart 1949, S. 209 f.
- 64 Das Haus Württemberg (wie Anm. 4) S. 173 f.
- 65 Harald Schukraft: *Die Grablegen des Hauses Württemberg*, Stuttgart 1989, S. 95, 158.
- 66 Ebd. S. 97 (Abb. des Trauergerüsts in der Ludwigsburger Schlosskapelle anlässlich der Bestattung von Herzog Carl Eugen).
- 67 Mälzer (wie Anm. 6) Nr. 860.
- 68 Ebd. Nr. 857.
- 69 Das Haus Württemberg (wie Anm. 4) S. 172.
- 70 Mälzer (wie Anm. 6) Nr. 1803.
- 71 Ebd. Nr. 1797.
- 72 Das Haus Württemberg (wie Anm. 4) S. 175.
- 73 Mälzer (wie Anm. 6) Nr. 1808.
- 74 Das Haus Württemberg (wie Anm. 4) S. 227 ff.
- 75 Mälzer (wie Anm. 6) Nr. 1809.
- 76 Archiv des Ev. Stifts Tübingen, K IV, F 13, 2: Feld- und Garnisonsprediger 1588–1793.
- 77 Mälzer (wie Anm. 6) Nr. 368.
- 78 Ebd. Nr. 277.
- 79 Breymayer (wie Anm. 60) S. 81.

Aus der Geschichte des Ludwigsburger Feuersees

von Wolfgang Läßle

Auf heutiger Ludwigsburger Gemarkung lag bekanntlich im Mittelalter das vermutlich im 7. Jahrhundert entstandene Kirchdorf Geisnang. Im 13. Jahrhundert gelangte diese Ansiedlung dann in den Besitz des Zisterzienserklosters Bebenhausen, das aus ihr in der Folgezeit eine Grangie, also einen Wirtschaftshof, machte.¹ Einer der Gründe für das Kloster Bebenhausen, sich hier niederzulassen, dürfte der vorhandene Wasserreichtum gewesen sein. Wie alle Zisterzienser galten auch die Bebenhäuser Mönche als Spezialisten für den Wasserbau. Wo immer es möglich war, errichteten sie an Gewässern Mühlen; in den von ihnen angelegten Teichen und Weihern züchteten sie Fische für ihre Fastenspeisen.²

Die Blütezeit der Grangie in Geisnang, die später im Fuchs-, Schaf- und Erlachhof aufging, lag zwischen 1280 und 1310. Ein erster schriftlicher Beleg für dortige, künstlich angelegte Fischeiche – natürliche Seen gab es in diesem Gebiet nicht – findet sich für das Jahr 1431. Allerdings spricht einiges dafür, dass von den insgesamt fünf im Laufe der Zeit geschaffenen Fischeichen einzelne bereits um 1300 angelegt wurden. Vermutlich stammten die beiden kleinen Weiher, die später in die Schlossanlagen einbezogenen »Erlenhofer Seen«, aus der damaligen Zeit.³ An ihren Ufern wuchsen zahlreiche Erlen, die dem späteren Erlachhof seinen Namen gaben.⁴ Dagegen dürften die drei durch Dämme voneinander getrennten »Schafhofer Seen« erst nach 1360 entstanden sein⁵, von denen der obere 1,75 Hektar groß war und nach der Kieserschen Forstkarte von 1682 in etwa entlang der Solitudestraße bis nahe an die Friedrichstraße reichte. Der drei Hektar große untere Schafhofer See befand sich im Gebiet der Garten- und Schillerstraße. Der mittlere war mit rund zehn Hektar der größte der Schafhofer Seen; er erstreckte sich schätzungsweise von der Musikhalle bis zum Zeughaus in der Mathildenstraße und weiter bis zum Dragonergässle. Den Rest dieses Sees bildete dann schließlich der spätere Feuersee, der noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das ganze Rechteck zwischen Karl- und Mathildenstraße sowie See- und Solitudestraße bedeckte. Sein entlang der Mathildenstraße gelegenes Nordufer bezeichneten die alten Ludwigsburger in aller Bescheidenheit als ihre »Riviera«.

Oscar Paret schrieb 1950 in einem in der hiesigen Presse erschienenen Artikel über die Topographie dieses Sees: »Wenn wir heute durch die Straßen der Stadt wandeln, verstehen wir kaum, dass in der genannten Gegend ein größerer See gelegen sein soll. Wenn wir aber das Gefälle in den Straßen betrachten, können wir auch noch nach der Überbauung des ganzen Gebietes Folgendes erkennen: Das vom Neckar bei Hoheneck sich heraufziehende, tiefeingeschnittene ›Täle‹ mit seinem kanalisiertem Tälesbach hört heute beim Schloss plötzlich auf. Die Planie einschließlich des unteren Teiles der Vorderen Schlossstraße [heute Schlossstraße] wurde 1745/46 aufgefüllt mit Boden und Felsen, die im Favoritepark geholt wurden. Man erkennt dort noch die Brüche. Die Fortsetzung des ›Täles‹ finden wir bei der ehemaligen Talkaserne und der Talstraße, weiter im Zuge der Abelstraße. Die Asperger- und Wilhelmstraße queren das nun schon flachere Tal zwischen

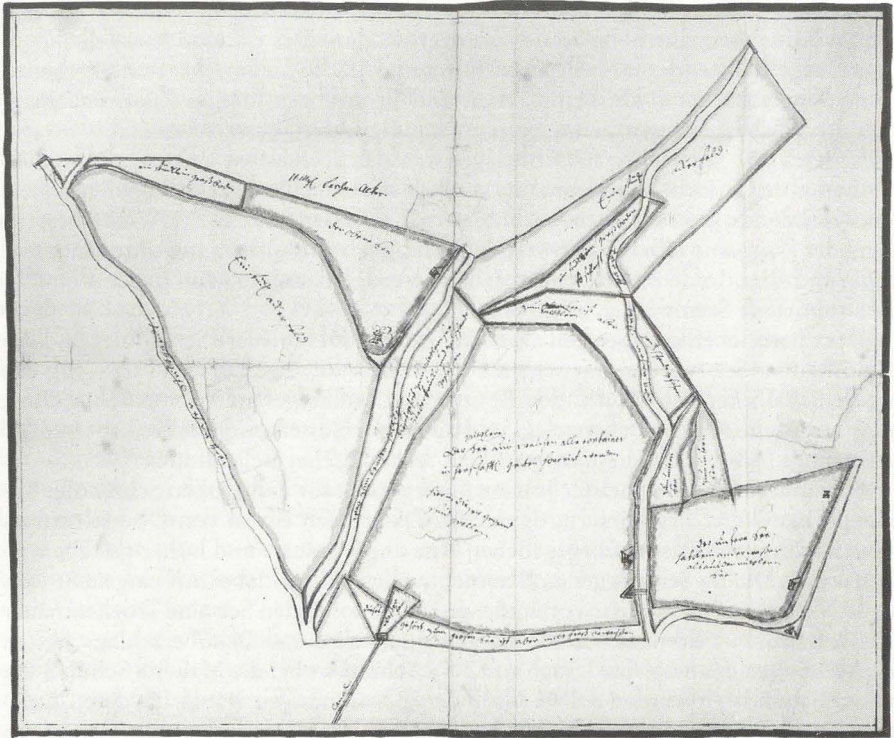
Hospital- und Bismarckstraße. Weiterhin erreichen wir, nun 100 m über dem Neckar, die Hochfläche des ›Langen Feldes‹ und das ganz flache Quellgebiet des Tälesbaches um den ehemaligen Feuersee. Hier bilden den Untergrund die wasser- und durchlässigen Ton-, Mergel- und Dolomitschichten der Lettenkohlenformation (Unterster Keuper), die den durchlässigen Muschelkalk überlagern. Ein natürliches Becken für einen See hat hier nie bestanden, nur eine flache Mulde, in der da und dort eine Quelle austrat. Vereint zum kleinen Tälesbach floss das Wasser dann nach Nordwest in Richtung zum ehemaligen Schafhof ab, der Ecke Wilhelm- und Umlandstraße lag.«⁶

Das 1596 angelegte und heute in der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart verwahrte »Seebuch« von Jakob Ramminger, in dem alle Seen im Herzogtum Württemberg aufgeführt sind, enthält auf einer Seite eine kolorierte Zeichnung mit den Schafhofer Seen samt ihren Dämmen, den umliegenden Zelgen sowie dem Schafhof, außerdem folgende Beschreibung (siehe hierzu das Umschlagbild der vorliegenden Ausgabe der Ludwigsburger Geschichtsblätter): »Drey Seeh oder Weyher bey dem Fuchs oder ErlenHof Inn Grüninger Ampt und Vogtey. Dise drey Seeh, zwischen dem Fuchs und Erlenhof gelegen, halten Inn so weit sie mit wasser geschwöllt, wan sie voll angeloffen ausserhalb der Dreyer Seehdammen und waß sonsten darzwischen und daran gelegen. Welches alles der Mayer uff dem bemelten Fuchshof [Ramminger bezeichnete auf seinem Plan den Schafhof fälschlicherweise als Fuchshof!], zu nechst daran gelegen, wie oben mit A verzeichnet, zu seinem Inhabenden Hof zu nutzen und zu niessen haben fürgüpt. Darumb auch kain undermarck ymahls gesetzt worden oder vorhanden sey. Der Ober Hallt Innen Fünff morgen 3 achtel, der Mittel Hallt Innen Dreissig zwen morgen 3 viertl, der Under Hallt Innen neun morgen ain vierthl.«⁷ Festzuhalten ist also, dass damals der Meier des Schafhofes die drei Seen in Benutzung hatte.

Ein Jahr nach dieser im Jahre 1596 erfolgten Bestandsaufnahme verkaufte das Kloster Bebenhausen diese drei Seen an Herzog Friedrich von Württemberg; sie gingen damals also in weltlichen Besitz über. In Johannes Öttingers »Landbuch« von 1624 werden die Teiche als »der ober, mittler und unter Erlachhofer See« bezeichnet.⁸

Bekannt ist, dass beispielsweise der obere See 1657 »zur Vertreibung der Rohr« umgepflügt werden musste.⁹ In jenen Jahren wurden die Seen von Zeit zu Zeit trockengelegt, wofür ihr Wasser vorübergehend abgelassen werden musste. Nur so war es möglich, das massenhaft wuchernde Unkraut und Röhrriech zu entfernen. Gewissermaßen als eine Maßnahme zur Erhaltung des ökologischen Gleichgewichts säte man dann nach der »Umbackherung« des Seegrunds mit dem »Seepflug« Rübsamen oder Gerste ein, »damit das Fischwerk seinen Gang und Nahrung wieder haben könne«. Die Reinigung hatten damals Angehörige des Amts Gröningen (Markgröningen) zu besorgen. Da sie diese Arbeit bereits dreimal durchführen mussten, schlug ihr Vogt vor, dass »solcher See, welcher widerumb gantz verwildert, von denen zue Kornwesten, Cannstatter Ampts, also welche am nechsten, umbgezackhert werde«. Die Gröninger wollten dafür pro eingesetzten Mann täglich zwei Pfund Brot und ein Maß Wein liefern, außerdem ein Vierling Hafer für jedes Pferd.

Im Dezember 1660 meldete der für die Verwaltung der herrschaftlichen Seen zuständige Seemeister Hans Georg Brehlin, der seinen Amtssitz in »Cannstatt ob der Steig« hatte, seinem Dienstherrn, Herzog Eberhard III., den Fischertrag des



Die drei Schaffhofer Seen um 1722

Eglosheimer und mittleren Schaffhofer Sees, nämlich: 674 Speisehechte, 972 Setzhechte, 1326 Speisekarpfen, 25 941 (!) Setzkarpfen sowie 50 Imi Weißfische. Wahrlich ein stolzer Fischertrag, von dem der größte Teil an die fürstliche Hofhaltung in Stuttgart abzuliefern war. Immerhin wurden von diesem Fang wieder über 10 000 Fische in den unteren Schaffhofer und in die beiden Erlenhofer Seen eingeworfen, um auch eine zukünftige Abfischung zu gewährleisten.

In den Jahren 1661, 1665, 1669 und 1685 berichtete die Seemeisterei, dass die Schaffhofer Seen vollständig mit »Rörich und anderem Unkraut« überwuchert seien. 1669 waren zur Säuberung des oberen Schaffhofer Sees 150 Mann aus den Ämtern Bietigheim, Gröningen und Marbach eingesetzt. Zu ihrer »Ergötzlichkeit« erhielten sie die bereits oben erwähnten Naturalien als Entschädigung: ein Maß Wein und zwei Pfund Brot je Tag und Mann.

An den Seen entstanden von Zeit zu Zeit auch Schäden, die repariert werden mussten. Beispielsweise war im Jahre 1676 der Damm am mittleren Schaffhofer See durchbrochen. Als Verursacher wurden die Meier auf dem Erlach-, Schaf- und Fuchshof ausgemacht, die – trotz strengen Verbots – das Vieh, Pferde und Schafe »uff die drey Schaffhoffer Seethämme eigenmächtig weyden und treiben«. Im Übrigen dienten die Dämme auch als Fußwege für »menschliche« Passanten. Wegen des verbotswidrigen Vieh- und Weidebetriebs waren die drei Hofmeier zu

verwarnen. Sollten sie sich in Zukunft nicht strikt an das bestehende Verbot halten, würde ihnen eine hohe Strafe auferlegt werden. Des Öfteren baten die Vögte und Bürgermeister der umliegenden Ämter und Städte darum, ihre »untergebenen Innwohnerschaften« von Handfronen und Fronfuhren, die im Zusammenhang mit den Ausbesserungen an den Seen notwendig waren, zu verschonen.

Unterm 25. September 1693 beklagte sich der Seemeister, dass die Franzosen nicht nur den Erlachhof abgebrannt, sondern auch die Fischgarne, von denen stets drei vorhanden gewesen seien, verbrannt und zerrissen hätten. Zur Wiederherstellung der Zuggarne erbat er sich von der herzoglichen Rentkammer unter anderem 90 Pfund Blei. In den kommenden Jahren wurden dann die »von denen Frantzoßen ruinirten« Seen wieder hergestellt.

Der obere Schafhofer See galt als guter Brutsee. Der mittlere Schafhofer und der Eglosheimer See wurden mit seinen Fischen besetzt. Nach Oscar Paret ging der obere Schafhofer See 1726 in den Besitz des Comitalgesandten von Schüz über, der ihn anschließend trockengelegt und zu einem Garten umgestaltet haben soll.¹⁰ Allerdings ließ sich für diese Angabe kein archivalischer Beleg finden.¹¹

1729 musste Landseemeister Johann Georg Reyh für den großen Schafhofer See einen »Bauüberschlag« liefern, da das Gewässer nach einem von Oberstleutnant und Baudirektor Frisoni vorgegebenen Riss enger gefasst und höher gestaut werden sollte. Die im See gelegenen Brunnenquellen sollten dabei mit eingefasst werden. Nach dem (nicht mehr vorhandenen?) Riss sollte den See eine Trockenmauer aus behauenen Feldmauersteinen umgeben. Nach dem »Bauüberschlag« hatten die vier Seiten des Sees eine Länge von 3072 Schuh, wobei die Mauer 8 Schuh hoch und 3 Schuh breit werden sollte. Nach den Berechnungen waren für deren Anlegung 4032 Wagen Mauersteine notwendig, die vom nächstgelegenen Steinbruch bezogen werden sollten. Die im See befindlichen Quellen speisten die Brunnen und Fontänen in den Schlossanlagen. Offen blieb zunächst, ob die Wasserzufuhr in den Schlossbereich mittels Dohle oder Teuchel erfolgen sollte. Des Weiteren wollte man den See mit eichenen »Schrancken« einfassen. Alles in allem wurden für diese Baumaßnahmen 4486 Gulden an Kosten veranschlagt. Ein weiterer Vorschlag, den See nur mit einem Damm zu begrenzen, wäre dagegen wesentlich billiger gewesen. Diese Alternative wurde lediglich mit 2629 Gulden beziffert.

In den Archivalien findet sich erstmals 1730 ein konkreter Hinweis auf die Verwendung des Schafhofer Sees als Löschwasserbehälter im Falle eines Brandes. Damals erließ Herzog Eberhard Ludwig ein Dekret, wonach er es als »höchstnützlich und nützlich« erachte, dass »zum besten des allhiesigen [Ludwigsburger] Stattwesens und mehrerer Sicherheith des Publici bey, Gott verhüthe, entstehender Feuersgefahr der Schafhofer See in guten Stand gesetzt und erhalten, zu dem End auch deßen Räum- und Säuberung veranstaltet werde«.

Ein weiteres herzogliches Dekret mit der Anweisung, aus dem unteren Schafhofer See einen Fischbehälter zu machen, folgte kurze Zeit später. Nach dem wieder von Landseemeister Reyh vorgelegten und von Frisoni mitunterzeichneten »Bauüberschlag« sollte diese Baumaßnahme 782 Gulden kosten. Zugrunde gelegt war ein 30 Ruthen langer und 26 Ruthen breiter Behälter, der »mit guthen wärhafften Thamm versehen« werden sollte. Mit Seegräber Mattheß Philipp aus Freudental wurde ein Akkord wegen der Anlegung des Fischbehälters geschlossen. Danach sollte er für seine Arbeit 650 Gulden, vier Eimer Wein und vier Scheffel Dinkel erhalten sowie alle erforderlichen Materialien (z. B. Schubkarren) kostenlos

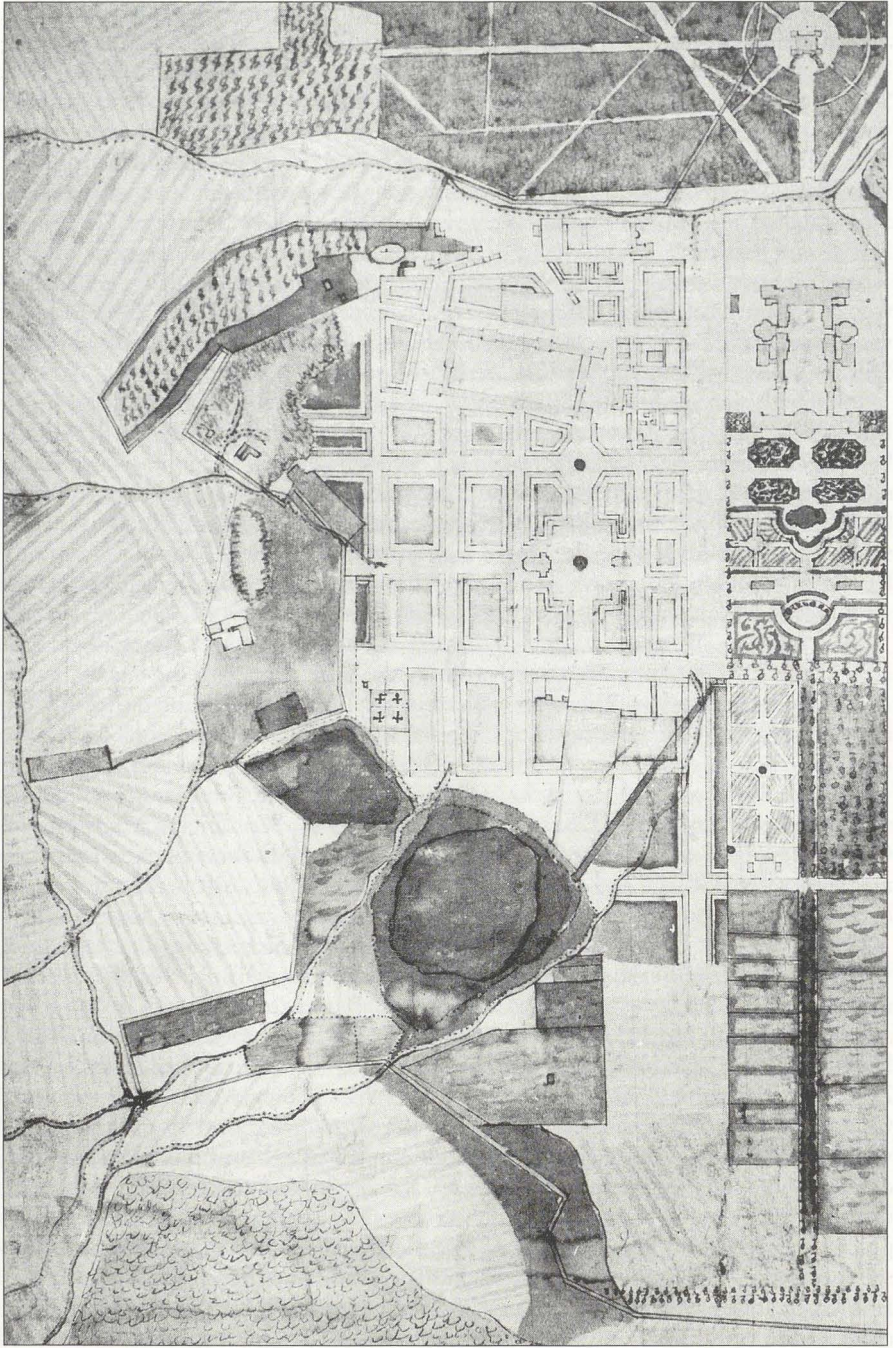
gestellt bekommen. Da die obrigkeitliche Genehmigung zu diesem Bauvorhaben aber ausblieb, wurde der Behälter nicht realisiert. Dieser Umstand veranlasste den Landseemeister dazu, im Juni 1731 in einem an den Herzog gerichteten weiteren Schreiben das Projekt erneut in Erinnerung zu bringen. Nunmehr schlug er aber vor, nicht nur einen, sondern insgesamt drei unterschiedliche Fischbehälter anzulegen. Der Landseemeister begründete dies mit einer »besseren Sortirung und Erhaltung der zuem fürstlichen Hofstaath erforderlichen Fische«. Den Bauüberschlag und einen von Baumeister Weyhing gefertigten Riss lieferte er gleich mit. Interessant ist, dass sich die veranschlagten Kosten gegenüber dem ersten Vorschlag nicht verändert hatten. 1731 wurde dann der untere See aufgegeben und trockengelegt. Auf seiner Fläche entstanden schließlich nicht nur drei, sondern vier Fischbehälter für den Hof sowie ein »Schildd-Krotten-Behälter«, in dem Herzog Eberhard Ludwig Schildkröten aufbewahrte.

Im Schaffhofer See befanden sich nach wie vor Fische, die man von Zeit zu Zeit fing, wobei auch das Wasser abgelassen wurde. Da man befürchtete, im Brandfalle bei abgelassenem See nicht genügend Löschwasser zur Verfügung zu haben, schlug man vor, dass »denen hießigen Bürgern und einem jeden möchte anbefohlen werden, sich mit einem Kübel mit Wasser ad interim vor der Thür stets zu versehen, damit man in Zeit der Noth sich solches bedienen könne«. Daraufhin bestimmte die Rentkammer, den See vorerst nicht mehr abzulassen und die Fische »mit Garn« zu fangen.

1732 war der »Weg über den Schaffhofer Seedamm« so stark beschädigt, dass eine Reparatur fällig war. Für die erforderlichen Arbeiten hatten die benachbarten Ämter und Ortschaften Wagen und Karren mit Pferdebespannung sowie Handfröner zu stellen. Die benötigten Eichen mussten aus dem Leonberger Forst, die »Pallisaden« aus dem herrschaftlichen Holzgarten in Bissingen herbeigeschafft werden. Allerdings stieß der Arbeitseinsatz mancherorts auf ziemlichen Widerstand. Bekannt ist, dass sich beispielsweise Bietigheim, Waiblingen, Marbach und Güglingen gegen diese Fron zur Wehr setzten. In ihren diesbezüglichen Eingaben machten sie vor allem anderweitige Frondienste geltend. Allem Anschein nach hatten sie mit ihren Beschwerden aber keinen Erfolg.

Um zukünftige Beschädigungen zu vermeiden, befahl Herzog Eberhard Ludwig, dass der Weg über den Seedamm nach seiner Ausbesserung »von niemandem mehr, wer der auch seye, bei herrschaftlich darauf gesetzter Strafe passirt, sondern alleinig zu Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht und dero Frau Gemahlin Durchlaucht höchster spazirfahren plaisir gebraucht und reservirt werden solle«. Im Zusammenhang mit den anstehenden Reparaturen schlugen der Ludwigsburger Obervogt von Pöllnitz und Stadtvogt Glaser vor, zu Pferd und zu Fuß Reisende, vor allem aber das »Bettelgesindel« durch einen Schlagbaum daran zu hindern, den Weg über den Seedamm zu benutzen. Darüber hinaus empfahlen sie, den Weg bis an den See mit »dicht aneinander gesetzten Pallisaden einzufassen« und ein geschlossenes Gatter anzubringen. Verwendet werden sollte ein »Quantum Pallisaden, so von Umzaunung des herrschaftlichen Lustgartens übrig geblieben«. Immerhin sollte »vorhero die ordinari Straßen in solchen Stand« gesetzt werden, damit sie von »Fahrend und reitenden füglich zu gebrauchen« war.

1733 wurde der Schaffhofer See wieder einmal abgelassen und ausgefischt. Man wollte diesen Umstand zum Anlass nehmen, den See neu einzufassen zu lassen. Bedauerlicherweise liefern die Archivalien hierüber keine näheren Informationen.



Plan von Marco Gerhard, 1735

Wahrscheinlich wurde dieses Vorhaben damals aber nicht realisiert – ein möglicher Grund könnte der plötzliche Tod des Herzogs im selben Jahr (31. Oktober) gewesen sein. Erst fünf Jahre später nämlich, also im Jahre 1738, erließ der Administrator Herzog Carl Friedrich an den Ludwigsburger Vogt den Befehl, dass »der größere See soviel möglich enger zusammen gefaßt und das Übrige druken gelegt werde, welches wir der Stadt zur Allmand und Wayd überlaßen haben wollen«. Zu erwähnen ist, dass die Stadt bereits seit ihrer Gründung beim großen See ein Gelände in Größe von neun Morgen als Viehweide benutzte. Es ist davon auszugehen, dass das Projekt aus dem Jahre 1733, den See enger zu fassen, frühestens 1738 ausgeführt wurde. Aus den Archivalien geht hervor, dass die erwähnte Viehweide acht Morgen groß war.

Für das Jahr 1737 sind die Fischfangergebnisse für den mittleren Schafhofer See bekannt. Damals wurden unter anderem fünf Zentner 72 Pfund Hechte, zwei Zentner 71 Pfund Karpfen, zwölf Zentner »Bersiche« (Barsche), drei Zentner Karauschen und zwei Zentner 59 Pfund Schleien gefangen. Man hätte einen noch höheren Ertrag erzielt, so Seemeister Faber in seinem Bericht, »wenn nicht die Fische bey Laich und anderen Zeithen in den Canal, so in Schloßgarten gehet, von bößen Purschen heraufgefangen worden wären«. Bekannt ist, dass der Schafhofer See 1738 abgelassen und über den Winter trockengelegt wurde.¹² Vorgeschlagen wurde, seinen Schlamm an Interessenten zur Düngung der Äcker kostenlos abzugeben. Ausgrabung und Abtransport des Schlammes sollten die Abnehmer auf eigene Kosten in die Hand nehmen. Allerdings wurde dieser Vorschlag auf höhere Weisung abgelehnt. Im Frühjahr 1739 richtete der Ludwigsburger Magistrat an den Herzog das Gesuch, wenn nicht auf mehrere, so doch wenigstens dieses Jahr den Schlamm des Sees ausgraben zu dürfen oder aber die Fläche des abgelassenen Sees zur Anlegung einiger Krautgärten zur Verfügung gestellt zu bekommen. Gleichzeitig schlug man vor, die Hauptquelle des Sees zu fassen und einen Kanal so anzulegen, dass sowohl den herrschaftlichen Lustgärten als auch den vier Fischbehältern genügend Wasser zugeführt wird. Dem Gesuch wurde aber »aus erheblichen Ursachen«, allerdings ohne dies näher zu begründen, nicht entsprochen. In späteren Jahren legte man den See über den Winter alle zwei Jahre trocken.

Bei den Seen gab es ein herrschaftliches Fischhaus, zu dessen »Reparation« Bauverwalter Faber mit Baumeister Weyhing 1745 einen Akkord abschloss. Nach vorliegendem Überschlag wurden damals in das Fischhaus fünf Fischbehälter aus Stein eingebaut, die je 13 Schuh lang und sechs Schuh breit waren.

Wie bereits in den Jahren 1738, 1739 und 1743 geschehen, erneuerte der Ludwigsburger Magistrat auch im Jahre 1747 »unterthänigst« sein Gesuch, den See trockenenzulegen und der Stadt »entweder kauffsweise oder gegen Abraichung eines jährlichen canonis in Gnaden zu überlaßen«. Folgende »triftige Umstände« wurden angeführt: »1. könnte bey Truckenlegung des Sees das Waßer, wovon die Fontaine in dem fürstlichen Gartten gespeißet wird, höher gespannt und dardurch effectuiret werden, daß die Fontaine weit höher als bißher springen thäte; 2. [sind] mehrere Gutachten von denen ehemaligen Leibmedicis vorhanden, daß der See denen Innwohnern hiesiger Statt höchstschädlich und deswegen noch alle Jahr geschehen seye, daß die Innwohnerschafft außerordentlich mit febrilitischen Kranckheiten heimgesucht worden und dahero 3. die nahe an dem See gelegene Häuser, wo nicht gar nicht verkäuflich, doch am allerunwerthesten hier seynd; 4. wird seitdeme nahe an dem See quaest. die Statt erbauet, aller Unrath und c. v.

Aaß von Hund, Katzen und dergleichen von boßhafften Leuthen dahin gebracht, das Waßer dardurch verunreiniet und noch stinckhender gemacht, welches hernach die Fontaine in dem fürstlichen Schloßgarthen speißet, so daß kein Tropfen reinen Waßers dahin kommen kann, solange der See nicht würclich truckhen geleet wird, da hingegen man bey deßem Truckhenlegung die Hauptquellen faßen und entweder durch Deuchel oder den Canal dergestalten in den fürstlichen Garten leiten kann, daß das Waßer Jahr aus, Jahr ein frisch und alß ein anderes Bronnenwaßer zu gebrauchen ist. Über diß alles aber 5. würde die Überlaßung des Sees quaest. der Bürgerschafft dahier auch deswegen wohl zu statten kommen, weilen Sie ohnehin Mangel an Wißwachs [d. h. Wiesen] haben.«

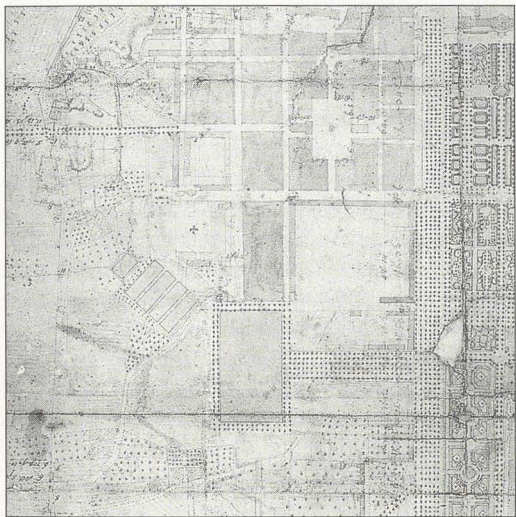
Dieses Gesuch, obwohl mit gewichtigen Argumenten untermauert, wurde mit einer ebenfalls ausführlichen Begründung abschlägig beschieden, nämlich »daß 1. in quaest. See die besten Hechte und Karpfen gezogen werden können, 2. derselbe höher als andere Seen dasiger Refier ligt und daher, zumahlen eine Hauptbronnenquell darinnen ist, so leicht keine Krankheiten durch seine Ausdünstung causiren kann, 3. bey entstehender Feuersbrunst (so Gott in Gnaden abwenden wolle) wann dieser See truckengelegt würde, wegen Mangel des Wassers nicht nur die gesammte Statt, sondern auch der fürstliche Schloßgarten große Noth leiden dürffte, und überdiß 4. dieser See dem Seemeister Müntler schon längst auf 10 Jahr lang bestandsweiß gnädigst eingeräumt worden«.

1748 beantragte besagter »Seemeisterey-Admodiator« Johann Jakob Mündler,



Die vier Fischbehälter mit dem Schildkrötensee, Plan um 1755

für die Umzäunung der vier herrschaftlichen Fischbehälter die eichenen Palisaden zu überlassen, die früher als Fasanengartenzaun dienten und nunmehr durch eine Mauer ersetzt werden würden. Sein Gesuch begründete er mit den etwas abseits gelegenen Behältern, die »ganz frey und offen stehen«, wodurch die für die »Herrschaft« bestimmten Fische verloren gehen könnten. Überdies würden auch die »costpar Dämm zu grund gerichtet«, da beim letzten Feldlager die Soldaten über die Seedämme geritten bzw. gefahren seien. Der Seeknecht wollte dies zwar verhindern, doch hätten die Soldaten damit gedroht, »ihme den Kopff [zu] zerspalten«. Der Ludwigsburger Bauverwalter Poller hatte zu diesem Gesuch eine Stellungnahme abzugeben. Er bestätigte die Angaben Mündlers und fügte noch hinzu, dass die Soldaten in den Fischbehältern ihre Pferde »getränket, ihre Hembder und Camaschen gewaschen, auch theils mit Angeln gefischt« hätten. Bei Bekanntwerden dieser Verstöße hätte er aber sofort den Generalfeldmarschall-Leutnant von Laubsky um Abhilfe ersucht, »welches auch in continuenti geschehen und bey der parole unter Regimentsstraff verboten worden« sei. Allerdings verwies Poller auf den hohen Damm und die bestehenden Schranken bei den Behältern, was seiner Meinung nach den Einbau von Palisaden hinfällig machen würde. Schließlich fand Mündlers Vorschlag kein Gehör. Zu erwähnen wäre noch, dass ihm die Pacht für den mittleren Schafhofer See im Jahre 1753 entzogen wurde. Ebenfalls aus diesem Jahr stammt ein Hinweis auf die projektierte neue Einfassung des Sees.



Stadtplan um 1760

1759 genehmigte Herzog Carl Eugen die Benutzung des vordersten Fischbehälters und »des nächst dem großen See eingefüllt und planirten Abschnitts« als Rosswette. Der damalige Pächter der Fischbehälter, der Ludwigsburger »CameralSee-Admodiator und Creuz Würth« Johann Endres, musste daraufhin den vordersten bzw. oberen Behälter abgeben. Die übrigen drei Behälter behielt er noch bis 1761, dann waren auch diese »wegen dem alldorth vorgehenden herrschaftlichen Bauwesen« – gemeint ist die Anlegung der Karlstadt – endgültig aufzugeben.

Ein im Stadtarchiv verwahrter, um 1760 gefertigter Stadtplan zeigt den späteren Feuersee erstmals in seiner neuen Einfassung,

nämlich als ein großes langes Viereck. Daneben, noch deutlich erkennbar, die vier Fischbehälter und der Schildkrötensee, die dann kurze Zeit später für immer verschwunden bzw. trockengelegt waren, was unter anderem durch einen von Feldmesser Gottlieb Federer gefertigten Plan aus dem Jahre 1780 belegt wird.¹³ Erwähnt sei noch, dass in einem Aktenschriftstück aus dem Jahr 1748

bereits von dem »vormaligen SchildKrotten-See« die Rede ist. Man kann also davon ausgehen, dass er schon damals als Fischbehälter Verwendung fand.

Aus den Akten geht hervor, dass das Gelände oberhalb des »herzogl. großen Sees« sumpfig war und, genauso wie der See selbst, wegen seiner »gesundheitswidrigen und eckelhaften Ausdünstung« bei der Bevölkerung großen Unmut auslöste. So sollten nach erfolgter Neueinfassung des Sees »die von der Planungsarbeit übriggebliebenen und in der Gegend umliegenden Sümpfe nach und nach gut möglichst abgelaitet und trocken gelegt werden«. Schon in den 1760er Jahren begann die Ludwigsburger Bauverwaltung mit dem »Hauptsumpf oberhalb der Quelle der Leonberger Straße zu«. Zur Ableitung des Sutterwassers wurden damals einige Teuchel gelegt und durch die Allee über die Pflugfelder Straße ein Graben geschnitten. Allerdings wurde das Vorhaben wegen Geldmangels aufgeschoben, was den Stadtmagistrat 1770 dazu veranlasste, an höherer Stelle nochmals auf diesen Missstand aufmerksam zu machen. In dem noch erhaltenen Konzept eines Schreibens an den Herzog heißt es dazu: »Diese Sümpfe, deren auch die zur Stadt gehörige Viehstelle gleich zu achten ist, fassen so viel über Hand genommenes Ungeziefer in sich und vermehren den Unlust und Gestanck besonders in warmen Zeiten dergestalten, daß man hauptsächlich wegen der Gesundheit auch in den nächst gelegenen Casernen besorget seyn muß, und die theils dardurch ziehende, theils zu nächst liegenden mit großer Sorgfalt gepflanzte[n] Alleinbäume seynd nach dem Augenschein mehistentheils verdorben.« Bedauerlicherweise liegt das herzogliche Antwortschreiben, sofern es überhaupt eines gegeben hat, nicht vor. Aber, wie wir noch sehen werden, beschäftigte man sich mit diesem Problem auch noch in späteren Jahrzehnten.¹⁴ Offensichtlich wurde dieses zur städtischen Allmende gehörende und »alter See« genannte Gelände, das in früheren Jahren als Viehweide Verwendung fand, damals von der Stadt an einige Ludwigsburger Bürger unter der Bedingung verkauft, dass sie es trockenlegen und anbauen.¹⁵

Im Jahre 1777 wurde zwischen der herzoglichen Rentkammer und dem Stuttgarter Stadtfischer Friedrich Riecker für die Verpachtung des Sees ein neuer Vertrag abgeschlossen, der unter anderem folgende Bestimmungen enthielt: Pacht-dauer vier Jahre; jährliches Pachtgeld 40 Gulden; Fischertrag steht dem Pächter zu; Unterstützung des Pächters seitens der Rentkammer gegen »gewaltsame Beeinträchtigungen, Diebereien etc.«; Erlaubnis für den Pächter, »Raubthiere, besonders aber die schädlichen Fisch-Otter mit Fallen selbst aus dem Weeg zu raumen«. Von 1780 bis mindestens 1797 war der Ludwigsburger See an den bereits erwähnten Riecker, außerdem an Friedrich Niefer, der ebenfalls Stuttgarter Stadtfischer war, verpachtet.¹⁶

Nach dem Stadtratsprotokoll vom 10. März 1783 und vom 17. November 1817 war es Aufgabe der Stadt, »die Einfahrt in den See zu erhalten, theils zur Sicherung der Straße, theils um ihren Gebrauch für Wasserfuhren und Pferde-Aus-schwemmen nicht zu verlieren«. 1821 beschwerte sich das hiesige Militärgouvernement darüber, dass »schon seit einigen Tagen keine Garnisons-Schule mehr gehalten werden könne, weil der dahin führende Weg beim See nicht mehr zu passieren sei«. Die schlechte Beschaffenheit des Wegs war durch die Reinigung des Sees verursacht worden.

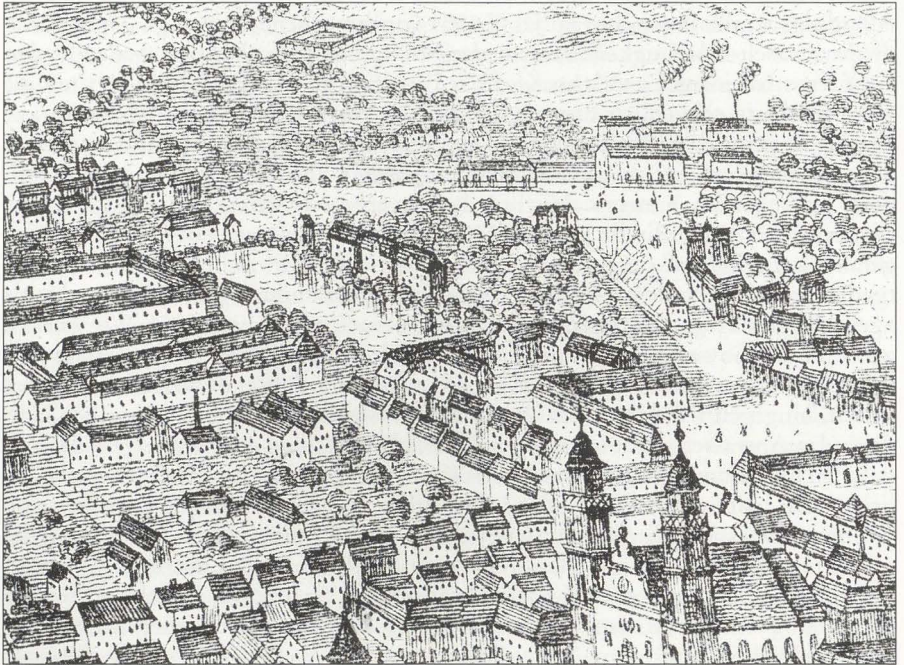
1825 wurde der Stadt gestattet, das »Ufer des herrschaftlichen Feuersees mit Weiden etc. bepflanzen zu dürfen«, allerdings mit der Auflage, dadurch das »Reinigen und Ablassen etc.« nicht zu hindern. Aus jenem Jahr stammt auch das ältes-

te Ludwigsburger Adressbuch, in dessen Anhang folgende Beschreibung des Feuersees enthalten ist: »Zur Carlsstadt gehören . . . der See, ein großes langes Viereck, das ungefähr 12 Morgen einnimmt. Er war früher mit Alleen und Schranken umgeben. Erstere sind aber umgehauen und letztere abgerissen worden. Der See hat bedeutende Quellen und gibt von seinem Wasser in den Schlossgarten und die Anlagen ab. Er ist für Ludwigsburg unentbehrlich und besonders wegen des hie und da eintretenden Wassermangels bei Feuersgefahren höchst nützlich.«¹⁷

Wie unbekümmert man zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch mit dem Problem der Umweltverschmutzung umging, zeigt die Tatsache, dass um 1800 der Ratsverwandte und Handelsmann Weigle, die beiden Färbermeister Mäurer und Spindler sowie Weißgerbermeister Mäurer den Feuersee für ihr Gewerbe benutzen durften. Allerdings wurde ihnen dies im Jahre 1804 vorübergehend untersagt, »weil durch die Farbwasch-Unreinigkeiten, die in den See kommen, die Fische Schaden leyden könnten«. In einem Gesuch an Kurfürst Friedrich aus dem selben Jahr baten die Geschäftsleute schließlich darum, den See erneut für ihre Gewerbe Zwecke zur Verfügung gestellt zu bekommen. Sie begründeten ihr Gesuch damit, dass sie den See zu ihren »respectiven Gewerben unumgänglich nöthig« hätten und sie bei seinem Entzug dem »unvermeidlichen Ruin entgegen« sehen würden. Darüber hinaus hätten seinerzeit die Bürger Mäurer und Spindler wegen der Nähe zum See gerade in die »Seegaß« ihre Häuser gebaut, in denen inzwischen »nicht unbedeutende Capitalien stecken« würden. Nachdenklich stimmt folgender Satz, der als »gewichtiges« Argument ebenfalls in ihrem Gesuch angeführt wird: »Wir würden zwar unsere Gewerbe noch eine Zeit lang, jedoch nicht ohne große Beschwerde und Kosten forttreiben können, wenn wir das benöthigte Wasser herbeyführen ließen, hingegen würde solches wieder den Nachtheil für den See haben, daß alsdann das Abwasser aus unsern Werkstätten, welches derselbe der Lage nach aufnehmen muß, nur um so viel mehr verstärkt würde, und es also in effectu das nämliche wäre, wie wenn wir den See, wie seither, fortgebrauchten.« Die Bau- und Gartencommission, die daraufhin beauftragt wurde, entsprechende Erkundigungen einzuziehen, stellte fest, dass »durch das Waschen im See nur wenig – hingegen durch Ausleerung des Abwassers von denen Färbereyen (welches öfter aus mehreren Eymern bestehen könne und unmittelbar in den See fließet) die mehreste Unreinigkeit herkommt. Wenn daher fernerhin das Waschen in dem See gnädigst erlaubt werden würde, so wäre des unterthänigsten Davorhaltens solches an der Seite des Sees gegen dem Leonberger Thor zu der angemessenste und unschädlichste Plaz hierzu und dagegen die Gegend der Schwemme oder die Nähe der Ablauf-Rinne ausdrücklich zu verbieten.« Schließlich wurde dem Gesuch der Supplikanten entsprochen, allerdings »nur auf Widerruf und unter der ausdrücklichen Bedingung, den See nur da, wo angezeigt worden, und auf die von der Churfürstlichen Bau- und Gartencommission zu bestimmende Weise zu gebrauchen«.¹⁸

Vier Jahrzehnte später griff man dieses Problem erneut auf. Im Jahre 1846 wurde nämlich vom Kameralamt beantragt, »daß Gerber Lang und Färber Haag angehalten werden möchten, dem Abwasser von ihrer Lohgrube und Färberwerkstätte nun solche Richtung zu geben, daß der Feuersee keinerley Zufluß davon mehr erhalten möge«. Man schuf endgültig Abhilfe, indem das Wasser aus den Lohgruben von Gerber Lang durch eine hinter der Gerberei gelegene Dohle unterirdisch abgeleitet wurde. Aber nicht nur die Färberei in der Seestraße und die am See gelegene Gerberei, sondern auch eine Bierbrauerei und der städtische

Schlachthof leiteten ihre »unreinen Flüssigkeiten« in den See ab. Ein weiterer Missstand war die ständige »Verschleimung« des Feuersees, die nach einem von Stadtwerkmeister Baumgärtner erstellten Gutachten davon herrührte, dass sämtliche Wasserabzugsgräben der auf der ganzen Anhöhe zwischen dem Salonwald und dem Osterholzwald gelegenen Äcker und Wiesen ihr Lachwasser in den Feuersee leiteten. Bei Gewittern oder anhaltendem Regen wurde vom bebauten Boden die Erde gelöst, dem Feuersee zugeführt, wo sie sich dann absetzte und die »Verschleimung« herbeiführte. Immerhin gab es ein »Verbot des Einwerfens animalischer und vegetabilischer Gegenstände in den Feuersee, also namentlich lebender (zum Zweck des Umbringens) oder todter Thiere, Theile derselben, Pflanzen,



Der Feuersee aus schräger Vogelschau, um 1860

Dünger, oder anderen Unraths«. ¹⁹ Zuweilen fand man auch menschliche Leichen im Feuersee. ²⁰

In der hiesigen Presse brachte man des Öfteren seine Verärgerung über den schlechten Zustand des Sees zum Ausdruck. So konnte man beispielsweise Ende Juli 1844 im Wochenblatt Folgendes lesen: »Der hiesige Feuersee befindet sich schon lange in einem solchen Zustande der Verwahrlosung, daß die geeignete Behörde wohl darauf Bedacht nehmen dürfte, ihn gehörig reinigen zu lassen. Wäre der See Privat-Eigenthum, wer weiß, ob derselbe nicht schon längst hätte gereinigt werden – müssen.« ²¹

Die Säuberung des Sees mit vorausgegangenem Ablassen seines Wassers war also häufig notwendig. Januar und Februar galten dafür als die »schicklichsten

Monate«, da nur bei »eingetretenem Froste, und wenn der Schlamm gebunden« war, eine effiziente Reinigung möglich war. Zur Durchführung der erforderlichen Arbeiten setzte man zeitweise auch Sträflinge ein.

Nach wie vor war der See als »zur Benützung auf Fische« verpachtet, zum Zwecke des »Abfischens« wurde er von Zeit zu Zeit abgelassen. Bekannt ist dies beispielsweise für das Jahr 1831. Damals ersuchte der hiesige Stadtrat das Kameralamt, dass der See, »da zu befürchten seye, daß die Cholera auch in die hiesige Gegend sich ausdehnen und der in dem See sich angehäuften Schlamm eine üble Ausdünstung verbreite, aus Veranlassung des Ablassens desselben gereinigt werden möchte«.²² Allerdings unterblieb in jenem Jahr das »Schlamm-Ausschlagen«, also die Reinigung des Sees, »wegen der starken und oft lange dauernden Wirkung der Sumpf-Dünste und deren Geneigtheit zu höchst verderblichen Verbindungen mit dem Cholera-Gift«. Ungünstige Witterungsverhältnisse und Wassermangel verhinderten auch in den folgenden Jahren die Reinigung des Sees. Die Pächter, die zwar für die »Reinhaltung des Wassers«, aber nicht für das Ausschlagen des Schlammes verantwortlich zeichneten, waren ab 1833 bzw. 1847 Schlosser und Büchsenmacher Bauer, sodann ab 1859 der Stuttgarter Stadtfischer Friedrich Kaufmann. Die Pachtzeit betrug im Allgemeinen sechs Jahre, das Pachtgeld lag zwischen 40 und 73 Gulden jährlich.

Der Pachtvertrag von 1847 zwischen dem Kameralamt Ludwigsburg und Schlosser Bauer enthält folgende knappe Beschreibung: »Der See oder Wasserspiegel mit Ausschluß der breiten, mit Weiden bepflanzten Uferböschungen hat gegen 9 Morgen Flächengehalt nach der neuesten Landes-Vermessung und neben dem Zweck des Gebrauchs bei Feuersbrünsten vorzüglich die Bestimmung, die Schloßanlagen, Bassins und Kanäle zu speisen, denen es daher nie am nöthigen Zufluß fehlen darf.«²³ Es kam vor, dass die Weiden auf den Uferböschungen beschädigt wurden. So ist 1837 angezeigt worden, dass einige Personen ihre Schweine nicht an den eigens dafür vorgesehenen Zugängen, sondern an beliebigen Stellen in den See trieben, wodurch die noch junge Weidenbepflanzung in Mitleidenschaft gezogen wurde. Oberbürgermeister Preyß sah sich deshalb dazu veranlasst, eine Strafe von einem Gulden zu verhängen, falls die entsprechenden Zugänge nicht benutzt würden.²⁴ Bekannt ist, dass die Buschweiden am Feuersee und die »Ausschnittlinge von den Weidenbäumen daselbst« verkauft wurden.²⁵

1845 beschwerte sich Bierbrauer Geisheimer darüber, dass der Feuersee augenblicklich so schnell abgelassen werde, dass die Abflussgräben nicht das gesamte Wasser fassen könnten. Sein Keller sei dadurch mit Wasser voll gelaufen. Als Ursache wurde »allerlei Unrath« ausgemacht, mit dem die Gräben angefüllt waren. Der Feuersee machte auch öfter einen »Fluchtversuch«, indem er seine Schranken durchbrach und die Abzugsgräben sowie Kanäle überflutete. Bei einem »Ausbruch« war die gesamte Wasseroberfläche sogar um zwei Fuß gefallen.²⁶ Häufiger kam es vor, dass die Keller der in der Nähe des Feuersees gelegenen Häuser unter Wasser standen. Schuld waren meist länger andauernde Regenfälle, aber auch der Umstand, dass die Keller der betreffenden Häuser mitunter wesentlich tiefer lagen als der Grund des unweit gelegenen Sees. Aber nicht nur Wasser »verirrte« sich in die Keller der Häuser, zuweilen waren es auch Lebewesen. So machte Cafetier Kimmerle im April 1847 einen unerwarteten Fang. Als er eines Abends in seinen Keller ging, stellte sich ihm ein Fischotter entgegen. Dem Cafetier gelang es, das Tier, das immerhin eine Länge von fast zwei Schuh und einen Durchmesser von

etwa 6 Zoll hatte, zu erschlagen. Ohne Zweifel stammte der Fischotter aus dem nahen Feuersee.²⁷

Der jeweilige Pächter des Feuersees hatte es hinzunehmen, wenn das hiesige Pionierkorps – in Ludwigsburg lagen Pioniere von 1817 bis 1857²⁸ – auf dem Gewässer Übungen im Brückenschlagen durchführte oder die Arsenaldirektion eichene Dielen oder Naben in das Wasser legte, um sie von Bor (!) zu reinigen. Im Jahre 1825 ist erstmals davon die Rede, dass die Pioniere auf dem Feuersee pontonierten und sich dabei insbesondere im Brückenschlagen übten. Die Mannschaften rückten hierzu vom 25. April an täglich aus: Vormittags von 6–11 Uhr und nachmittags von 2–5 Uhr. In der Regel waren die Sommerübungen in fünf Perioden eingeteilt, von denen eine den Pontonierübungen auf dem Feuersee galt. Im Frühjahr 1842 arbeiteten die Pioniere an der Herstellung eines neuen Brückenmaterials («Biragosches Material»), mit dem anschließend die gesamte Mannschaft zuerst auf dem Feuersee, dann auf dem Neckar bei Neckarweihingen übte. Aus dem Revolutionsjahr 1848 ist bekannt, dass die Pioniere zu ihren Übungen auf dem Feuersee öfter mit voller Ausrüstung, ja sogar mit scharfer Munition ausmarschierten. Einige Male war es nämlich vorgekommen, dass sich nur sehr wenige Truppen in der Garnison befanden, zudem kamen verschiedene Gerüchte auf, dass Freischaren einen Überfall auf das Arsenal planten, um die dortigen Waffenvorräte zu plündern.²⁹

Aber nicht nur zu Pontonierübungen wurde der Feuersee »entfremdet«. Häufig wurden auf dem See »Wasserfeuerwerke« abgebrannt. Im November 1857 erschien folgender Artikel in der Beilage des Ludwigsburger Tagblatts: »Gestern Abend strömte Alles unserem, wegen seiner obscönen Gerüche sonst nicht so besuchten Feuersee zu, auf welchem das . . . Feuerwerk abgebrannt werden sollte, welches denn auch um $\frac{3}{4}$ 7 Uhr seinen Anfang nahm. Hatten schon die mancherlei Gerüchte, die in den letzten Tagen deßhalb hier im Umlauf waren, die Neugierde Vieler erregt, so durfte man auch jetzt aus den verschiedenen kleinen Gerüsten, die nach und nach in dem See selbst angebracht wurden, auf nichts Gewöhnliches

Dreißtblige Charade.

[Eingeseendet.]

1. und 2.

Unentbehrlich
Und gefährlich, —
Beides bin ich, glaube mir;
Ich erquickte
Und erstickte
Ohne Rücksicht Mensch und Thier!
Vorsicht ist d'rum anzurathen,
Soll ich nützen und nicht schaden.

3.

Ich trag Lasten,
Schiff mit Masten,
Und bin anspruchslos zugleich,
Im letzten Sinn
Ich hier auch bin,
Mich umgeh' Arm und Reich!
Eins und zwei soll ich bezwingen,
Will's nicht ohne mich gelingen.

Das Ganze.

Zur Winterszeit,
Wenn's g'friert und schneit,
Geb' ich zuweilen Feste,
Ich selbst erschein,
Als „Stellbichein“
Für meine lieben Gäste,
Und diese halten wacker aus,
Ja geh'n oft spät von mir nach Haus.

*Der Feuersee als Scharade,
Ludwigsburger Tagblatt vom 10. März 1861*

mit Recht schließen, und in der That, die Ausführung übertraf denn auch alle Erwartungen noch weit, und wir wissen nicht, ob wir mehr die Mannigfaltigkeit und schnelle Abwechslung der einzelnen Feuerwerke in ihrer verschiedenen Farbenpracht, oder mehr die Präzision, womit das Ganze ohne allen Fehler und Störung ausgeführt wurde, bewundern sollen. Der See bot wirklich in abwechselnd magischer Beleuchtung, von Hunderten von Feuerteufeln, Leuchtkugeln und Schwärmern, die ihre krummen Wege, gleich feurigen Schlangen auch durch das Wasser nahmen, erhellt, ein schönes Bild, und als zum Schluß der König der See – der stolze Schwan – in schönem Brillantschmuck sich in einem Moment zeigte, von einer Menge von Schwärmern in und über dem Wasser umhüpft, da brach der längst verhaltene Jubel der zahlreich Anwesenden laut los, und das allgemeine Beifallrufen möge den Leitern des Feuerwerks den Beweis liefern, wie sehr Ihnen die Ausführung desselben gelungen. Es hat gewiß kein Einziger unbefriedigt den See verlassen und nur den Wunsch mit fortgenommen: es möge uns Ludwigsburgern noch öfter ein solcher Abend zu Theil werden.«³⁰

Ein anderes Mal wurde das Feuerwerk vom »K. Arsenal« ausgeführt. Eines der schönsten, das die Ludwigsburger je gesehen hatten, fand 1863 statt. »Bei dem auf dem Feuersee abgebrannten Wasserfeuerwerk«, so der damalige Zeitungsartikel, »machten sich besonders die vielen Irrwische, die Sonnen und zum Schlusse der wunderschöne Schwan bemerkbar, während bei dem auf dem Lande abgebrannten Theile außer den vielen Raketen jeder Art besonders die wunderschönen Namenszüge Ihrer Majestäten des Königs und der Königin allgemeine Bewunderung fanden.«³¹

Bekannt ist, dass schon zu Zeiten Herzog Carl Eugens auf dem Feuersee festliche Veranstaltungen stattfanden. Justinus Kerner berichtet darüber in seinem »Bilderbuch«³² Folgendes: »Auf dem bei der Stadt gelegenen See wurden Feste gegeben, bei denen schöne Mädchen der Stadt als Seeköniginnen figurieren mußten.«³³ An anderer Stelle seines Buches erwähnt er den Feuersee zusammen mit seines Vaters großen Garten, der »eine Viertelstunde vor der Stadt, vor dem Tore, das auf die Solitude führt, in dem sogenannten Lerchenholze«, lag. »Dahin wanderte ich oft abends zwischen den herzoglichen Gewächshäusern und dem See hin«, so Justinus Kerner, »und hielt mich da oft, während der Vater vorausging, nach den Orangenbäumen und Blüten durch die Fenster schauend, zurück, oder sah ich dem in dem See schwimmenden Geflügel zu.«³⁴

In der kalten Jahreszeit diente der Feuersee zum Schlittschuhlaufen. Justinus Kerner berichtet auch darüber: »... und Winterszeit bot der große Stadtsee eine schöne Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen. Da war dieser See ein glänzender Belustigungsplatz für alle Stände.«³⁵ Es scheint, als ob diese Art von winterlicher Belustigung im Laufe der Zeit aber wieder in Vergessenheit geriet, was folgende Zeitungsnotiz aus dem Jahre 1848 belegt: »In allen Städten, wo Seen sind, wird der Schnee auf denselben wenigstens theilweise weggekehrt, um der Jugend die gesunde und zweckmäßige Bewegung des Schlittschuhlaufens zu gewähren. Warum geschieht dies nicht auf dem hiesigen Feuersee, wo es doch an Schlittschuhläufern nicht fehlen würde? Das unbedeutende Geschäft, einen Theil des Sees vom Schnee frei zu halten, könnte leicht durch ein Paar Spitaliten besorgt werden.«³⁶

Offensichtlich fand dieser Vorschlag bei den zuständigen Stellen Gehör. Vom Januar 1864 wird berichtet, dass der Feuersee zeitweise »ein außerordentlich

belebtes Bild« darbot. An einem Nachmittag tummelten sich »Hunderte von Personen aus allen Ständen, Alt und Jung, Damen und Herrn, die einen auf Schlittschuhen, die andern auf Schlitten, noch mehrere auf den Schleifbahnen der glatten Eisfläche«. Dazu spielte eine Trompetermusik, deren Klänge »selbst zu improvisirten Tänzen Veranlassung« gab.³⁷ Eine »Restauration auf dem Feuersee« wartete dabei mit »gutem Wein, Bier und warmen Getränken sowie mit Speisen« auf.³⁸ Die »Restauration«, die »sich in einer auf der Mitte des Sees angebrachten Bude befand«, erhielt so großen Zuspruch, dass sie, so lange es die Witterung erlaubte, jeden Nachmittag geöffnet war.³⁹ Damen und jüngere Mädchen auf Schlittschuhen vergnügten sich »auf der trefflichen Eisbahn des Feuersees«. In England und am Rhein sei »dies eine alte, weit verbreitete Sitte, die von da allmählig sich auch bei uns einbürgert«, so der Zeitungskommentar von damals. Auch den hiesigen Bierbauern, die auf Eis zur Kühlung des Gerstensaftes angewiesen waren, lieferte der Feuersee in jenem Winter 1864 »ihren Bedarf in einer schon lange nicht mehr dagewesenen prächtigen Beschaffenheit«. ⁴⁰ Die Freude am »Eisvergnügen« war damals so groß, dass sich sogar bei Tauwetter noch Kinder auf das morsche Eis des Feuersees wagten, wobei ein Knabe seine Unvorsichtigkeit beinahe mit dem Leben bezahlen musste: Er brach durch das Eis, fiel bis an den Hals ins Wasser und wurde nur durch die rasche Hilfe eines Artilleriehauptmanns gerettet.⁴¹

In Ludwigsburg gab es zahlreiche »Verehrerinnen und Verehrer des Eissports«. Und wenn die Eisbahn auf dem See durch die Ungunst der Witterung einmal beschädigt war, erhoffte man sich eine Reparatur durch »Übergießen der unpassirbaren Stellen«. ⁴² Die Gründung eines Schlittschuhclubs zur Pflege der Eisbahn fand dann 1871 statt.⁴³ In späteren Jahren ließ die Stadtverwaltung die Bahn kehren, »Bänke zum Ausruhen und Anschnallen der Schlittschuhe« sowie Abschränkungen aufstellen, außerdem kümmerte sie sich um die Aufsicht.⁴⁴ Auch Zuschauer, die sich nicht aufs Eis wagten, hatten Freude daran, »dem wogenden Treiben zuzusehen«, zumal sie wegen der Lage des Sees »vor frostigen Windzügen einigermaßen geschützt« waren.⁴⁵ Der Ruf der Ludwigsburger Eisbahn drang sogar bis nach Stuttgart. Einmal rückte »kurz nach Ankunft des Mittagzugs eine Masse mit Schlittschuhen versehene« Stuttgarter an.⁴⁶

Winters fanden die unterschiedlichsten »Eisfeste« auf dem zugefrorenen See statt. Manchmal spielten auch die Trompeterkorps der hiesigen Regimenter auf.⁴⁷ Im Januar 1876 gab es sogar eine »Russische Nacht«. Hierzu die Ludwigsburger Zeitung: »Gestern Abend mit dem Schlag 6 Uhr ertönten vom Ufer des Feuersees

Eisfest auf dem Feuersee.

Heute Montag den 26. d., Abends von 6 Uhr ab,
findet auf dem hiezu beleuchteten Feuersee ein

Eisfest

statt und spielt das Musikkorps des 4. Infanterie-Regiments. Mit Genehmigung des Stadtschultheißen-
amts ist der See von 5 Uhr ab gesperrt und der Zu-
tritt nur gegen Entree von 30 S gestattet.

Die Restauration auf dem Feuersee hat Herr Con-
ditor Eichhorn, den Lampenverkauf Herr Buchbin-
der Freudenberger übernommen.

her die lieblichen Klänge einer Trompetermusik und riefen ein zahlreiches Publikum in jene Gegend. Das Seeufer war prächtig beleuchtet und Alt und Jung der Museums-Gesellschaft tummelte sich auf der glatten Fläche. Leider war der gestrige Tag nicht ganz geeignet zu einem solchen Feste; denn schon die starke Morgenröthe verkündigte, daß eine mildere Witterung im Anzuge sei. Doch waren die Theilnehmer sichtlich zufrieden mit dem Feste, denn ein reges Leben herrschte auf

*Ludwigsburger Tagblatt
vom 27. Januar 1880*

dem Eise und pfeilschnell huschten Gestalten aller Art mit Fackeln, römischen Lichtern und verschiedenfarbigen Flambeaux versehen, in ihrem Laufe die schönsten Figuren zeichnend, auf der glatten Fläche dahin. Sogar eine Quadriga soll von einer Anzahl Damen und Herren auf den Schlittschuhen vorgeführt worden sein. Der eintretende Regen trieb nämlich Ihren Correspondenten vor Schluß des Festes unter das schützende Dach des Stuttgarter Hofes und so konnte er des Tanzes nicht erharren. Den Herren aber, die das Fest arrangirt haben, gebührt der Dank der Theilnehmer und der zahlreichen, das Seeufer umstehenden Zuschauer, von welch' letzten vielleicht viele zum ersten Mal ein solches Fest geschaut haben mögen. Gerne hätten wir der Gesellschaft, die keine Kosten gescheut, um die Nacht zu einer glänzenden zu gestalten, günstigere Witterung gegönnt, die wohl auch dem umsichtigen Punschbrauer angenehm gewesen wäre.«⁴⁸

Über die Benutzung des Feuerseewassers zu Löschzwecken ist nur wenig bekannt. Man kann wohl davon ausgehen, dass es bei allen kleineren und größeren Bränden im Stadtgebiet Verwendung fand. Ein spektakuläres Feuer, bei dem Wasser aus dem Feuersee zum Einsatz kam, hat sich überliefert. Es handelt sich um den Brand des am See gelegenen Reithauses im August 1863. Damals schrieb die Schwäbische Kronik: »In der ablaufenden Nacht nach 9 Uhr brach hier auf bisher unerklärte Weise in den Fourageräumen des großen, am See gelegenen Reithauses, welches das K. 1. Reiterregiment benützte, Feuer aus, das, genährt von den dürren auf diesem Boden aufbewahrten Vorräthen, in wenigen Stunden trotz der angestrengtesten Thätigkeit der Feuerwehr, die hiebei von den Mannschaften des K. Militärs wacker unterstützt wurde, das ganze, große, schöne Reithaus zur Beute der verzehrenden Flamme machte. Während man zuerst gehofft hatte, das Feuer vielleicht auf den Giebel und die Dachräume beschränken zu können, stürzte nach 10 Uhr plötzlich der größte Theil des stattlichen Gebäudes unter einem kanonendonnerähnlichen Krachen zusammen. Die Feuersbrunst war trotz der Nähe des Feuersees eine höchst gefährliche, da unmittelbar neben dem abgebrannten Reithause noch ein anderes und neben diesem wenigstens acht große, mit den werthvollsten Vorräthen, Ausrüstungen und Wagen gefüllte Magazine sich befinden, die im höchsten Grad bedroht gewesen wären, wenn ein Wind sich erhoben hätte. Der angerichtete Schaden ist übrigens an sich schon sehr namhaft.«⁴⁹

1869 entleerte man wieder einmal den See mit der Absicht, ihn auszuschlammen. Gleichzeitig wurde bekannt, dass die zuständigen staatlichen Behörden diesen Umstand zum Anlass nehmen wollten, die Feuerseequellen neu zu fassen, deren Wasser in einer Röhre dem Schlossgarten zuzuführen und den Feuersee entweder ganz oder zumindest seine südliche Hälfte, in der sich die Quellen befanden, trockenulegen. Einer der Gründe für dieses Projekt dürfte das damals seit kurzer Zeit bestehende und in unmittelbarer Nähe des Feuersees gelegene städtische Wasserwerk gewesen sein, das dem See offensichtlich Wasser entzog. Allerdings stieß das Vorhaben der staatlichen Stellen weder bei Stadtschultheiß Abel noch bei den bürgerlichen Kollegien auf Verständnis. In einer Gemeinderatssitzung erörterte man eingehend das Problem und formulierte folgende Gegenargumente:

»In Betracht, daß der Feuersee seit seinem Bestehen außer der Speisung des Schloßgartensees auch als Wasserbehälter für Feuerlöschzwecke gedient hat und durch das städtische Brunnenwerk als solcher keineswegs entbehrlich geworden

ist, daß die Erhaltung des Feuersees für Feuerlöschzwecke, da in dessen nächster Umgebung beinahe lauter Staatsgebäude, Fourage-Magazine, Reithäuser, Arsenalgebäude, Arsenal- und Artillerie-Remisen und Magazine, Kasernen, auch der Bahnhof mit Güterhalle usf. sich befinden, vorherrschend im Interesse des Staats selbst liege, daß eine Verkleinerung des Sees, wenn auch um die Hälfte, den Übelstand der Verschlammung und des übeln Geruchs in erheblicher Weise beseitigen dürfte; daß dies aber nur dann möglich ist, wenn ihm die Seequellen nicht entzogen werden, wenn also nicht die südliche, sondern die nördliche Seite trockengelegt würde; daß seit dem Bestehen des Feuersees dessen Quellen sich zunächst in den See entleeren und nur dessen Übereich dem Schloßgartensee zufließt, und daß eine Änderung dieses 100jährigen Thatbestands die Rechte und Interessen der Gemeinde beeinträchtigen würde; daß zwar bis jetzt eine Benachtheiligung des städtischen Brunnenwerks nicht constatirt worden ist, daß aber eine weitere Aushebung des Quellenareals eine dringende Gefahr für die Existenz des städtischen Brunnenwerks herbeiführt, daß die Abnahme des Feuersees, der seit seinem Bestehen keineswegs nur auf das Erzeugnis seiner Quellen, sondern auch auf Zufluß durch Niederschläge angewiesen ist, sich durch eine Reihe trockener Jahrgänge, durch theilweises Entziehen dieser Zuflüsse, durch Erbauung der Eisenbahnlinie mit ihren tiefen Einschnitten in das Wasser zuführende Terrain genügend erklärt; wie dem auch einige Tage andauernder heftiger Regen bei den vielen Ausläufen und Dohlen, die in den See münden, ein rasches Steigen desselben bewirken und ihm eine Wassermenge zuführen, deren anderweitige Ableitung ohne die größten Kosten kaum möglich wäre . . .«

Schließlich beschloss der Gemeinderat, diese Argumente der Domänenverwaltung mitzuteilen und sie gleichzeitig zu bitten, den Feuersee als Wasserbehälter für Feuerlöschzwecke und als Sammelbassin für das umliegende Terrain zu belassen, im Falle der Verkleinerung eine Trockenlegung der nördlichen Hälfte und nicht der südlichen vorzunehmen, die seitherige Situation, wonach sich die Seequellen zuerst in den Feuersee entleeren und dem Schloßgartensee das Übereich zufließt, beizubehalten und generell das Interesse der Stadt an einer Übernahme des Sees in städtischen Besitz zu bekunden.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten: In »höherem Auftrag« teilte das Kameralamt unter anderem mit, dass »man geneigt sey, mit den Stadtbehörden über die Abtretung des dem Staate gehörigen Feuersees an die Stadt und über die anderweitige Versorgung der Seen in den hiesigen Schloßgärten mit Wasser durch die Stadt in Unterhandlungen zu treten«. Der Gemeinderat beauftragte daraufhin Stadtschultheiß Abel und zwei Gemeinderäte, diesbezügliche Verhandlungen zu führen, außerdem genehmigte er die Zuziehung von Oberbaurat Ehmann in Stuttgart zur Wahrnehmung der technischen Seite. Die »Feuerseefrage«, d. h. die Verhandlungen zwischen der Stadt und den staatlichen Behörden, zog sich nun ziemlich lange hin. Pläne wurden angefertigt, technische Erhebungen durchgeführt, Vorschläge und Gegenvorschläge sowie Ergänzungen gemacht, Vertragsentwürfe vorgelegt, für gut befunden und wieder verworfen. Erst Ende 1872 kam es dann zur Unterzeichnung eines Vertrags zwischen der Staatsfinanzverwaltung und der Stadt Ludwigsburg, wonach der insgesamt 10 $\frac{1}{4}$ Morgen große Feuersee samt Ufer unentgeltlich in städtisches Eigentum überging. Die Stadt musste sich ihrerseits allerdings verpflichten, den See auf ihre Kosten zu verkleinern und »in gutem wasserhaltendem Zustand zu unterhalten und dessen Wasser

stets von Pflanzenwuchs und sonstigen Verunreinigungen frei zu halten«.

Bezüglich der Zuleitung des Wassers in den Schlossgarten und die Anlagen musste die Stadt auf ihre Kosten eine Fassung der Seequellen und eine Leitung herstellen lassen. Es war verboten, in den See »aus der Stadt kommende, gesundheitsschädliche Zuflüsse einlaufen« zu lassen. Diese waren anderweitig abzuleiten. Da der üble Geruch und die »schädliche Ausdünstung« des seitherigen Feuersees in der Vergangenheit häufig zu Klagen Anlass gegeben hatte, wurde die Stadt zur Abhilfe verpflichtet. Der nicht für den verkleinerten See benötigte Teil des Feuersees musste trockengelegt werden, wobei der Stadt anheim gestellt war, ihn auszuschlammern oder mit geeignetem Material aufzufüllen. Ein weiterer Zweck des Vertrags war es, genügend Wasser für den Schlossgarten und die Anlagen zu bekommen. Für den Fall, dass der von der Stadt zu verkleinernde See zu wenig Wasser haben und nicht genügend Wasser in den Schlossgarten bzw. die Anlagen liefern sollte, hatte die Stadt die Verpflichtung, aus dem städtischen Wasserwerk in 24 Stunden bis zu 300 Hektoliter Wasser gegen Bezahlung abzugeben. Eingerechnet war dabei aber nicht das Wasser, das anlässlich einer Hofhaltung im Residenzschloss für das Bassin und die Springbrunnen im Gärtchen neben dem Schloss und in die Schlossküche gegen Entrichtung eines Wasserzinses abzugeben war.

Immerhin wurden zur Durchführung der Maßnahmen aus der Staatskasse 12 000 Gulden beigesteuert. Den Rest hatte die Stadt aufzubringen. Der Gesamtaufwand war mit »etlichen 20 000 Gulden« veranschlagt.⁵⁰

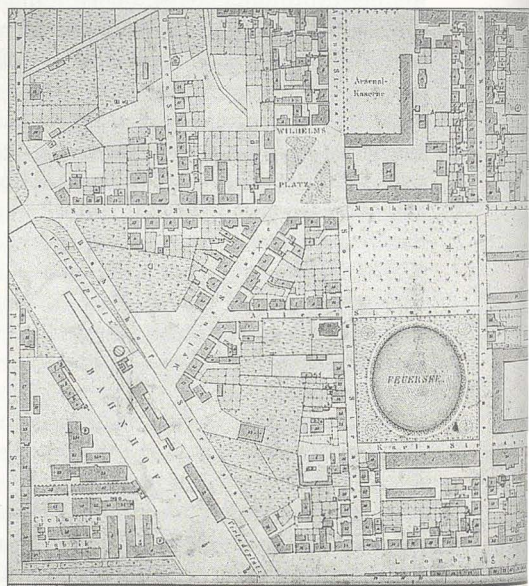
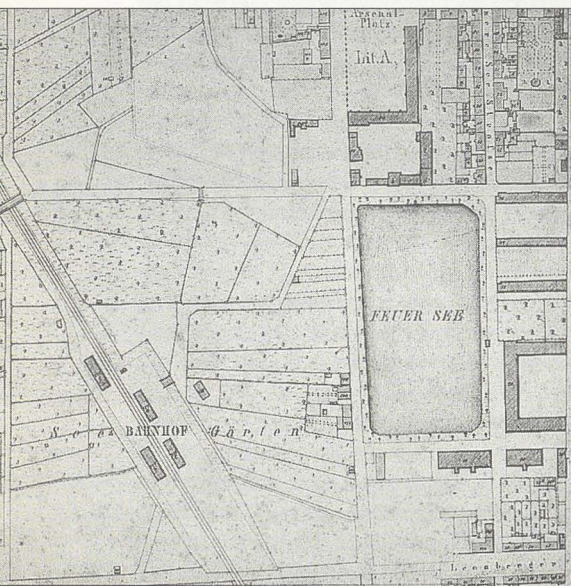
Wegen der »vielen außergewöhnlichen Aufgaben der Stadtgemeinde und der zu Gebot stehenden bescheidenen Mittel« konnten allerdings die Verkleinerung des Feuersees und die damit zusammenhängenden Arbeiten nicht sofort in Angriff genommen werden. Diese Verzögerung veranlasste das Kriegsministerium dazu, an das Oberamt Ludwigsburg einen Erlass zu richten, »daß schon in nächster Zeit mit der Einfüllung am südlichen Rand des Feuersees begonnen werde, da sich bei niederem Wasserstand in nächster Nähe der dort befindlichen Kaserne sumpfige Stellen mit einer der Gesundheit schädlichen Ausdünstung zeigen«. Daraufhin wurde »die hiesige Stadtgemeinde aus dringenden medicinal-polizeilichen Gründen« seitens der zuständigen Behörden (Regierung des Neckarkreises, Oberamt) aufgefordert, »die Ausschlämmung und die Verkleinerung des städtischen Feuersees spätestens im Laufe des nächsten Winters zur Ausführung zu bringen«. Schließlich wurde der Stadtbautechniker beauftragt, die entsprechenden Pläne zu fertigen. Nach seinem Überschlag war mit Kosten in einer Gesamthöhe von rund 32 000 Gulden zu rechnen. Allerdings musste diese Summe später nach oben korrigiert werden (auf rund 40 000 Gulden). Die Oberleitung des Bauwesens übertrug man Oberbaurat Ehmann, dem Stadtbautechniker die Anfertigung der benötigten Detailzeichnungen. Die »Feerseeorrektion« wurde nunmehr mit aller Energie vorangetrieben.

Im Januar 1874 machte Oberamtsarzt Dr. Christmann das Stadtschultheißenamt in einem Schreiben darauf aufmerksam, dass »zur Auffüllung des Feuersees nicht selten in fauliger Gärung befindlicher Unrath vegetabilischen und animalischen Ursprungs, der sich schon in der Ferne durch seinen Gestank verräth, herbeigeführt wird«. Es bedürfe keiner »Auseinandersetzung«, so der Oberamtsarzt weiter, dass »solche Stoffe kein geeignetes Auffüllungsmaterial für den Feuersee sind und sich aus hygienischen Gründen verbieten«. Die in diesem Zusammenhang durchgeführten Erhebungen ergaben, dass der größte Teil des Auffüllungsmateri-

als an der nördlichen Seite des Feuersees »aus Bauschutt, ausgegrabener Erde, Steinkohlenschlacken, Cichorienabgängen und abgängigen Baumaterialien« bestand. Allerdings räumte man ein, dass »in neuester Zeit ziemlich viel Stroh und Straßenkutter sowie auch ein Haufen Hopfentrestreer« verwendet worden waren. Die »üblichen Gerüche« rührten jedoch nicht allein von diesen »Substanzen« her, sondern »von dem schon seit Jahrzehnten im Feuersee angehäuften Schlamm und den ätzenden Stoffen der von gewerblichen Etablissements in den Feuersee einmündenden Wasser«. Aus »sanitätspolizeilichen« Gründen wurde empfohlen, dass »Substanzen der angegebenen Art bei Strafe nicht mehr eingeführt werden dürfen«. Im Februar 1874 genehmigte dann der Gemeinderat die vom Stadtbau-techniker vorgelegte projektierte Form des Feuersees, der künftig oval sein und eine Fläche von 2 ½ Morgen haben sollte.

Wegen der Arbeiten am Feuersee konnte dem Anlagen- und dem Schlossgarten-see nicht genügend Wasser zugeführt werden, wodurch die beiden Seen die Luft geradezu verpesteten und sich der üble Geruch »für die nähere Umgebung bis zur Unerträglichkeit« steigerte. Der Garnisonsälteste Generalmajor von Jagemann sah dadurch schon den Gesundheitszustand der gesamten Garnison gefährdet, was aus einem Schreiben an das Stadtschultheißenamt hervorgeht. Die Ironie des Schicksals wollte es, dass er kurze Zeit später das Zeitliche segnete, und manche Einwohner brachten seine Erkrankung und seinen Tod mit den schädlichen Ausdünstungen der Anlagenseen in Verbindung. Dem widersprach man allerdings vehement in einem Artikel der Ludwigsburger Zeitung, in dem darauf hingewiesen wurde, dass »der Verstorbene an den Folgen einer Lungenentzündung, die er sich durch eine Erkältung zugezogen haben soll, starb«. ⁵¹

Zur Beschleunigung der Arbeiten am Feuersee wurden schließlich Prämien ausgesetzt, die die »Akkordanten Hoffmann & Joh. Brükner & Konsorten« bei einer



Der Feuersee auf einer Flurkarte von 1859

Der Feuersee auf einer Flurkarte von 1885

vorzeitigen Beendigung erhalten sollten. Schließlich gelang es, den Zeitplan einzuhalten und noch im Verlauf des Jahres 1874 den nördlichen Teil des Sees trocken-zulegen, außerdem »das Übrige auszuschlammen«. Das trockengelegte Gelände (ca. 5 Morgen) war für Bauplätze bestimmt. Von den Gesamtkosten der »Feuerseeorrektion« übernahm 10 000 Gulden das Brunnenwerk, für das die Erhaltung des Sees wichtig war. Dem Brunnenwerk wurde die Unterhaltung des verkleinerten Sees samt Umgebung (Ufer usw.) übertragen. Beabsichtigt war die Bepflanzung der Seeumgebung mit Gebüsch und Bäumen, die Anlegung von Wegen und Trottoirs sowie die Umzäunung der Gesamtanlage, wofür weitere 12 000 Gulden notwendig waren.

Doch auch nach Abschluss der Baumaßnahmen war die Luft in der näheren Umgebung des Sees nicht besser geworden, was das Garnisonkommando »zur Aufstellung eines commissarischen Gutachtens« veranlasste. Dieses wurde im April 1875 vorgelegt und soll hier auszugsweise wiedergegeben werden: »Der Feuersee stellt gegenwärtig ein Reservoir dar, welches von einer Quelle, drei unterirdischen Dohlen und einer überirdischen Rinne gespeist wird. Die erste ist äußerst schwach und liefert eine kaum nennenswerte Quantität Wasser; die übrigen Zuflüsse bringen sämtliche Abwasser aus den Straßen der oberen Stadt, aus Bierbrauereien und vielleicht aus Pferdeställen, welches von äußerst schlechter Beschaffenheit, schmutzig und stinkend ist. Der Inhalt des Beckens besteht aus schwarzem stinkendem Wasser, aus welchem fortwährend Luftblasen aufsteigen und dessen Ausdünstung durch seinen Gestank die ganze Umgegend in hohem Grade belästigt.« Abhilfe versprach man sich von folgenden Vorschlägen:

»1) Den See abzulassen und möglichst trocken-zulegen, womit bereits begonnen ist. 2) Ableitung von sämtlichen Zuflüssen aus der Stadt in unterirdischen Canälen, welche so gebaut sind, daß sie, wenn durch Regenwasser erst ausgeschwemmt, dem Becken des Sees zeitweise verhältnismäßig reines Wasser zuführen können. 3) Nach Vollendung der Dohlen Entfernung des frisch angesammelten Schlammes aus dem Becken des Sees, namentlich des an den Einmündungsstellen der Zuflüsse angesammelten. 4) Füllung des Sees mit möglichst reinem Regen- und Quellwasser erst wenn der Zufluß alten Schmutzwassers ausgeschlossen und der Boden des Beckens gereinigt ist. 5) Allmähliche Ausfüllung des ganzen Bodens des alten Sees und möglichst baldige Bepflanzung desselben und der ganzen Umgebung mit Bäumen und Rasen, welche letzterer schon für die nächste Zeit Vortheil gewähren kann.« Allerdings ließ die Stadtverwaltung unter Verweis auf die vollständige Erfüllung der »vertragsmäßigen Verpflichtungen« die in dem Gutachten gemachten Argumente nicht gelten. »Der jetzige Zustand der Seeanlage ist von der Art, daß zu einer Beschwerde in gesundheitlicher Beziehung auch nicht der mindeste Anlaß vorliegt«, so die Stadtverwaltung.

Vom 1872 gegründeten Verschönerungsverein erhofften sich die Ludwigsburger die »Beseitigung von Häßlichem und Mißständen aller Art in Stadt und Umgebung«. Hierzu zählten auch die »mephitischen Dünste« des Feuersees, die nicht nur »den Geruchssinn seiner Umwohner und aller derer, welche in seine Nähe kommen, sondern auch deren Gesundheit und Leben im höchsten Grade« bedrohen würden. Für alles, was der Verein in dieser Hinsicht tun würde, dürfe er sich im Voraus des »wärmsten Dankes aller Bewohner der Umgegend des Feuersees versichert halten«.⁵²

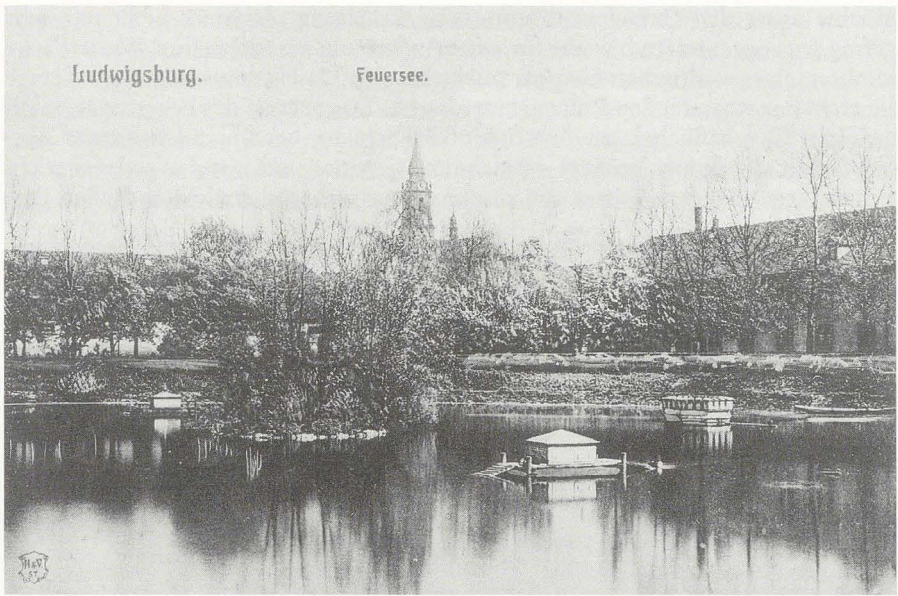
Die Beanstandungen über die »übelriechende Ausdünstung des Sees« rissen

nicht ab. 1881 beschwerte sich das Garnisonkommando, dass »beispielsweise in der an der Südseite des Sees gelegenen Kaserne des 2. Württ. Feldartillerie-Regiments Nr. 29 bei Nordwind zur Abhaltung des Gestanks die Fenster geschlossen gehalten werden« müssen. Als Ursache für eine bei den Pferden dieses Regiments ausgebrochene Influenza sah man gar die vom Feuersee ausgehenden Fäulnisgase an. Als »Beweis« für diese Behauptung führte das Militär an, dass »in den [18]30er und [18]40er Jahren zweimal die Typhusepidemie in hohem Grade in der Kaserne herrschte« und dass die öffentliche Meinung seinerzeit als Ursache »allgemein das Ausschlammen des Sees bei heißer Witterung bezeichnete«.

Trotz aller Bemühungen und Verbesserungsversuche gelang es der Stadtverwaltung nicht, das Problem, das »offenbar tiefere Ursachen« hatte, in den Griff zu bekommen. Der üble Geruch des Feuerseewassers trat »seit Menschengedenken« alljährlich im Frühsommer auf und ließ sich auch nicht durch Ausschlammen des Sees beseitigen. Als eine der Ursachen für die »schädlichen Ausdünstungen« wurden die im Winter erfrorenen und bei milder Temperatur in faule Gärung übergehenden Pflanzen angesehen.⁵³ Ob das »Einstreuen eines stark wirkenden Desinfektionspulvers auf die seichten Stellen des Sees«, wie beispielsweise 1882 geschehen, oder die gepflanzten Bäume (Platanen) und Sträucher, von denen man sich eine Art »Schutzwand« versprach, eine wirkliche Abhilfe schufen, muss indes bezweifelt werden.

Zur Reinhaltung des Sees sollte auch Geflügel beitragen, wozu dem Verschönerungsverein 1882 gestattet wurde, »in den Feuersee Schwimm-Vögel einzusetzen und zu halten und zu diesem Zwecke einige Geflügelhäuser im Wasser aufzustellen«. Für die Anschaffungskosten des Geflügels, Aufstellung und Unterhaltung der Häuschen musste der Verein allerdings selbst aufkommen. Ein Jahr später erhielt auch der Verein der Vogelfreunde die Genehmigung zum »Einsetzen von Fischen in den Feuersee« und zum späteren »Wiederausfischen unentgeltlich, aber in stets widerruflicher Weise«.⁵⁴ 1885 konnte man in der Zeitung lesen, dass die »Bevölkerung des Feuersees mit Wasservögeln« eine »glückliche Idee gewesen« sei, »indem die dort eingesetzten Tiere vielfach Vergnügungen gewähren; insbesondere aber seitdem aus der früher oft zweifelhaften Atmosphäre und dem quakenden Froschkonzert durch sie reine Luft und Ruhe in Frühlingsnächten geschaffen wurde, kann der günstige Einfluß auf die hygienischen Verhältnisse der Umgebung wohl hervorgehoben werden und es wird unangezweifelt Verdienst des Vereins [der Vogelfreunde] sein, daß die schöne Feuerseeanlage erst durch das Geflügel beliebt geworden ist. Es befinden sich zur Zeit noch auf dem See: 2 Schwanen, 4 Alysbury und 5 türkische Enten, 2 Zwerg- und 8 Wildenten. Da die Erfahrung von anderwärts, daß die Schwanen die Brut der Enten stören, auch hier gemacht wurde, so ist für die Wildenten innerhalb des steinernen Quellenturms eine Vorrichtung gemacht, woselbst sie vor den Schwanen geschützt brüten können. Ein Strohhause, das den Vögeln während der kalten Zeit Schutz gewähren sollte, wurde von denselben verschmäht und die Tiere blieben die ganze Zeit, trotz der andauernden Kälte, unbeschadet im Freien. Vorteilhaft für das Seegeflügel dürfte sich insbesondere erweisen, wenn nun am Springbrunnen eine kleine Insel mit Gebüsch angelegt würde«.⁵⁵

Im Januar 1886 beunruhigte die Ludwigsburger ein Fischsterben im Feuersee. Die Mutmaßung, das von Zeit zu Zeit von einzelnen Fabriken in den See fließende Abwasser könnte die Fische vergiftet haben, wurde als unzutreffend zurückgewie-



Der Feuersee auf einer Ansichtskarte, um 1905

sen. Verantwortlich für den Tod wurde der seichte Wasserstand unter der Eisdecke gemacht, der zum Ersticken der Fische geführt hätte. Betroffen waren etwas mehr als ein Zentner Fische, überwiegend Karpfen.⁵⁶ Allem Anschein nach dürfte sich aber der Fischbestand in den kommenden Jahren wieder erholt haben. Für das Jahr 1898 ist nämlich der Fischertrag, der allerdings hinter den Erwartungen zurückblieb, bekannt: Es waren dies sechs Zentner große und zwölf Zentner kleinere Karpfen. Wegen des Wiedereinsatzens von passenden Fischarten wurde damals der sachverständige Rat von Professor Siegelin in Hohenheim eingeholt. Schließlich ersetzte man auch noch das alte Wassergeflügel durch junge Tiere und in der südlichen Hälfte des Feuersees wurde eine mit Sträuchern und Schilf bepflanzte, 50 qm große Insel angelegt, die neben den vorhandenen Häuschen als Aufenthaltsort für das Geflügel gedacht war. Die Insel wurde vom Verein der Vogelfreunde erstellt.⁵⁷

Im Frühjahr 1898 wurde der Feuersee mit einem erheblichen Kostenaufwand ausgeschlammt. Damals versuchte man auch, die »leidige Wasserpflanze« auszurotten, allerdings ohne Erfolg. Im folgenden Jahr kam die Pflanze wieder »in großer Menge zum Vorschein«.⁵⁸

Kurze Zeit später diskutierte man in Ludwigsburg lebhaft die Platzfrage für das projektierte Stadtbad, wobei schon frühzeitig auch der große Garten hinter dem Museumsgebäude (heutiger Ratskeller) und das Feuerseegelände in Betracht gezogen wurden.⁵⁹ Auch die hiesige Presse beteiligte sich rege an dieser Diskussion; es ging dabei natürlich auch um die Frage, den Feuersee trockenzulegen oder ihn zu erhalten. In diesem Zusammenhang konnte man Mitte 1900 beispielsweise folgende Zeilen lesen: »Das Bild freilich, wie es der Feuersee gegenwärtig bietet, ver-

möchte unter den Gründen, die für seine Erhaltung plaidiren, nicht nur sehr gering wiegen, sondern beinahe für seine Aufhebung sprechen. Eine Wasserfläche inmitten eines städtischen Gemeinwesens hat nur Daseinsberechtigung, so lange sie nicht zur stagnirenden Pfütze geworden ist. Das aber ist der Feuersee seit einiger Zeit. Eine häßliche, grünlich-bräunliche Schicht, herrührend von einer Wasserpflanze, die immer größere Ausdehnung gewinnt und fast das ganze Becken anfüllt, liegt über dem Wasser und aus ihr stiegen während der letzten heißen Tage

Jeremiade.

Du armer, armer Feuersee,
Wie warst du sonst so schön!
Wer dich jetzt sieht, der ruft: o weh,
Um dich ist es gescheh'n!

Ein grosser Haufen von Morast,
Bedeckt dein müdes Herz,
Und unter dieser Riesenlast,
Starbst du aus Gram und Schmerz.

Paläste steigen hoch und frisch
Dicht neben dir empor,
Kein Einz'ger aber spiegelt sich
In deinem grünen Moor.

Kein Schifflin wagt sich mehr auf dich,
Kein Well'chen hebt sich mehr,
Wo einst gespielt der lust'ge Fisch,
Hopft jetzt der Frosch daher!

Und kömmt dann von der Eisenbahn
Ein Fremder just dazu,
Der klotzt den Zwiebelkuchen an,
Und hält das Nasloch zu!

Doch ärmer als du selber bist,
Ist die Bewohnerzahl,
Die heut' noch zu bedauern ist,
Unmenschlich war die Qual!

Vier Monat lang — bei Tag und Nacht,
Erscholl das Froschgequak,
Kaum, dass sich's Pack zur Ruh' gemacht,
Erschien der gift'ge Schnack;

All' Abends kam ein grosser Schwarm
Zu jedem Loch herein,
Zerstach uns — dass es Gott erbarm,
Die Arme, Leib und Bein.

O fürchterliches Missgeschick,
Selbst manch' Gesicht, so schön,
Bekam die Beulen — daumendick,
Man kann das heut' noch seh'n!

G—l.

Ludwigsburger Tagblatt vom 3. September 1863

Dünste empor, die sich den Umwohnern teilweise recht unangenehm bemerklich machten. Bietet also der Feuersee in ästhetischer, wie hygienischer Beziehung kein gerade erfreuliches Bild, so ist weiterhin auch die Unzahl von Kröten etc., die sich infolge der zunehmenden Versumpfung dort angesiedelt hat und mit ihrer melodischen Musik, die 'Stein' erweichen, Menschen rasend machen kann, namentlich in den Abendstunden die Luft erfüllt, eine recht unerquickliche Zugabe, auf welche seitens jedes Passanten jener Gegend gerne verzichtet würde. Die Stadt wird nicht umhin können, hier in Bälde Abhilfe zu schaffen. Zunächst dürfte eine gründliche Entfernung der erwähnten Wasserpflanze, welche selbst die freie Bewegung des auf dem See angesiedelten Geflügels zu behindern anfängt, angezeigt sein. Sodann müßte dem Stagniren des Wassers durch häufigeres bzw. längeres Inthätigkeittreten des Springbrunnens vorgebeugt werden. Ist das Wasser in lebhafter Bewegung, so dürfte auch der allzu umfangreichen Entwicklung des Pflanzenlebens ein Ende

gesetzt sein und insbesondere der Feuersee aufhören, ein Krötentümpel zu sein, wie er nur in einem kleinen ländlichen Gemeinwesen seine Berechtigung hat!«⁶⁰

Die Gegendarstellung ließ nicht lange auf sich warten: »Sehr unschön ist der Anblick, dagegen ist die Pflanze nicht schädlich. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Wasserpflanzen wasserreinigend wirken. Die Trübung des Wassers rührt von dem auf dem Seegrund befindlichen Schlamm her. Derselbe wird durch die Pflanzen und diese durch die Fische und das Geflügel in Bewegung gebracht. Dem Feuersee fließt nur Quellwasser zu. Die Menge des pro Tag zufließenden frischen Wassers beträgt circa 2400 Hektoliter. Eine den Feuerseequellen, an einer Stelle, welche mit dem Seewasser in dauerndem Zusammenhang steht, entnommene Wasserprobe ergab chemisch untersucht ein sehr gutes Resultat. Das Wasser wurde farblos, klar, geruch- und geschmacklos befunden und hatte keine gesundheitsschädlichen Bestandteile. Die Wasserpflanze wird ganz von selbst nach wenigen Jahren wieder verschwinden. Ein Mittel zu ihrer Ausrottung, welches Lebewesen unschädlich ist, scheint es nicht zu geben. Der Kröten und Frösche wird sich, wie in den vergangenen Jahren, hoffentlich das Geflügel annehmen. Der Feuersee mit einem Inhalt von ca. 80 000 Hektoliter nur Quellen entspringenden Wassers, das eine Erneuerung von 2000 Hektoliter pro Tag erfährt, kann unmöglich stagnieren, eine Versumpfung kann nie eintreten. Daß das längere Laufenlassen des Springbrunnens bei den in Betracht kommenden großen Wassermengen gar keine Wirkung haben kann, ist klar. Zum Schluß: Die beliebten Bezeichnungen des Feuersees: stagnierende Pfütze, zunehmende Versumpfung, Krötentümpel sind unzutreffende Behauptungen.« Die Redaktion der Ludwigsburger Zeitung fügte kommentierend an: »Zweierlei erscheint uns durch die vorstehenden, im übrigen recht dankenswerten Ausführungen nicht widerlegt: Die Behauptung, daß der See bei heißem Wetter einen üblen Geruch verbreitet, und ferner das Vorhandensein der vielen Kröten und Frösche. Vielleicht wäre dem auf dem See befindlichen Geflügel zu dekretieren, daß es in der Vertilgung des lästigen hüpfenden und quakenden Gesindels mehr Energie an den Tag lege?«⁶¹

Im Juni 1904 schloss dann die Stadtverwaltung mit dem Kameralamt einen Vertrag, der es ihr ermöglichte, den Feuersee trocken zu legen, seine Fläche zu überbauen und das Wasser der Feuerseequellen unentgeltlich für Badezwecke zu verwenden. Das im zukünftigen Stadtbad benutzte Wasser war anschließend zu den Schlossgartenseen abzuleiten. Ein Jahr später stand die Nordostecke des Feuerseegeländes als Standort für das geplante Stadtbad fest, dem sich alsdann Realschule, Gymnasium und Turnhalle anreihen sollten.⁶² 1906 und in den folgenden Jahren wurde der See endgültig zugeschüttet.⁶³

Julius Bazlen (1856–1937), ein Sohn unserer Stadt, hat in seinen kurz nach dem Ersten Weltkrieg niedergeschriebenen Erinnerungen in anheimelndem Plauderton über den Feuersee Folgendes festgehalten⁶⁴:

»So um die Mitte des vorigen [19.] Jahrhunderts bot die gute Stadt Ludwigsburg ein ganz anderes Bild als heutzutage. Damals lud der Feuersee im Winter zu den Freuden des Schlittschuhlaufens ein und im Sommer breiteten die Wasserlinsen einen grünen Schleier über das Wasser und versandten modrige Düfte in die Umgebung. Für uns Buben war ein Hauptanziehungspunkt der Feuersee. Am Sonntag morgen bummelte man zur Sommerzeit früh um 6 oder 7 Uhr hinaus. Denn da rückten die Fuhrknechte und die Kutscher von Stähle, Schelling, Müller und wie sie hießen, mit den Gäulen zur Schwemme an, hemdärmlich, mit aufge-

krempeelten Hosen. Uns war besonders interessant zu beobachten, wie die Rosse ins Wasser gingen. Fast alle senkten die Hälse beim Betreten des Sees zur Oberfläche nieder, sie sogen mit weitgeöffneten Nüstern den Wasserduft ein, sie sofften. Weit spritzte das klatschende Wasser umher, solange bei jedem Schritt der Huf über den Spiegel des Sees sich hob. An einzelnen Stellen, namentlich gegen den Abflusskanal, war der Teich so tief, dass die Pferde den Grund unter den Füßen verloren. Wir waren immer wieder gespannt, ob einer der Schwemmereiter den Mut hatte, sein Rösslein in diese Tiefe zu treiben. Ja, es war jeden Sonntag ein solch kühner Ritter dabei. Und das gab dann ein prächtiges Bild: der Reiter bis zur Hüfte im Wasser, mit den Zügeln dem Gaul den Kopf hochhaltend, das Tier mitunter wiehernd den Atem ausstoßend. Unweit vom Ufer, im Wasser stehend, wuschen die Knechte mit dem Schwamme ihren Gäulen den ganzen Körper ab, dann schwangen sie hinauf und trabten stolz wie ein Spanier auf der glänzenden Rosinante dem Stalle zu.

Wir haben daheim jedes Jahr Gänse aufgezogen. An jedem Mittwoch- und Samstagnachmittag, den Gott und der Kalender brachte, zog ich mit der schnatternden Herde und einigen Kameraden hinaus zum Feuersee. Wir standen auf Stelzen und trieben so das Federvieh ins Wasser, dann überließen wir die Tiere der gewohnten Selbstbeschäftigung: sie gründelten am Rande des Sees nach Schnecken und Würmern, sie schwammen im Gänsemarsch hintereinander kreuz und quer, hie und da machte ein besonders keckes Gänschen einen Tauchversuch oder sie jagten einander mit klatschenden Flügeln über die Oberfläche des Wassers. Das dauerte so ein Stündchen. Wir Buben pflegten in der Zwischenzeit Siesta. Wir legten uns unter die Silberweiden an der Böschung des Seeufers und ließen uns die Sonne ins Maul scheinen. Oder wir pirschten die Weidenkronen ab nach dem goldgrünen Moschusbock. Von weitem schon verriet der Käfer seine Anwesenheit durch den starken Duft. Die gefangenen Käfer wanderten in das Sammellager einer kleinen Schachtel und wurden im Tauschhandel an Kameraden verfußt. Oder wir fingen Kröten. Meisterfänger war, wem es gelang, die meisten Kröten mit einer Hand zu packen. . . . Inzwischen hatten die Gänse ihr Badebedürfnis befriedigt und landeten im Hafen. Das erste Geschäft auf dem Trockenen war, dass sie sich auf die Zehenspitzen der Patten stellten und mit wichtigen Flügelschlägen die Wassertropfen vom Gefieder schüttelten. Dann machten sie große Toilette. . . . Endlich zog man heim, hoch auf den Stelzen, oder auch mit frischgeschchnittener Weidengerte die Herde treibend.

Alljährlich im Hochsommer überzog sich der Feuersee mit einer dichten Decke von Wasserlinsen, dazwischen Fadenalgen mit einem Gewirr von grüner Seide. Für den Botaniker war das ja eine erquickende Erscheinung, nicht aber für die Nasen der Umwohner des Teiches, denn der von dem faulenden Wasser ausströmende Duft zählte nicht zu den Wohlgerüchen, auch hatte die eingesetzte Karpfenzucht unter dem Übermaße des Pflanzenteppichs zu leiden. Deshalb wurde eine Flottille, aus zwei Bretterflößen bestehend, ausgesandt, die auf Wasserlinsen und Algen Jagd machte und die hochgetürmte Ladung am Ufer absetzte, von wo sie mit Fuhrwerken weggeschafft wurde. . . .

Ein Hauptereignis für uns Buben bildete das Abfischen des Feuersees. Man richtete daheim irgend ein größeres Gefäß zur Aufnahme der erhofften Beute. Der Teich war hauptsächlich mit Karpfen und Schleien besetzt. Solange die Nachen diese Insassen aushoben, da hatten wir noch nicht das Recht des Freibeuters. End-

lich aber durften wir zur Nachlese hineinpatschen, mit hochgestülpten Hosen, in der einen Hand einen Kübel; Dutzende von Buben wateten durch den Schlamm und wo ein Schwänzlein zappelte und eine Schuppe glänzte, da wanderte sie unfehlbar in das Gefäß. Daheim setzte man das Fischlein ein paar Tage in einen Zuber, oder im Gärtlein in das Regenfass, und hatte seine Freude daran. Die größeren Exemplare fanden magische Verwendung, die kleinen setzte man im Feuersee wieder aus, wenn er geputzt und frisch gefüllt war.

Mit großer Freude denke ich zurück an die Vorabende von König Wilhelms I. Geburtstag, den 26. September. Da gab's auf dem Feuersee großartiges Feuerwerk, ausgeführt von den Arsenalern, den sog. Unsterblichen. Auf Kähnen und



Der Feuersee um 1890 (im Hintergrund das Zeughaus)

Flößen fuhren sie über den See, ihre Raketen und das Kunstfeuerwerk loslassend; den Höhepunkt der Darbietung bildete jener Augenblick, wo hoch aus den Lüften ein von goldenen Funken dargestelltes ›W‹ mit gleichfalls goldener Krone niederschwebte. *Tempi passati!* . . .

So recht unsere frische Bubenfreude war jedoch der Feuersee dann, wenn das Lied am Platze war: ›Der Winter ist ein rechter Mann, kernfest und auf Dauer, sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an und scheut nicht Süß noch Sauer.‹ Sobald ein paar Grad unter Null eine zusammenhängende Eisdecke schufen, probierte man mit Steinen die Tragfähigkeit des Eises. Mit pfeifendem Tone splitterten die Brocken über die glatte Fläche; natürlich probierte man auch eigenfüßig, ob sich die Decke biege oder nicht. Die hohe Obrigkeit aber nahm's gründlicher und stellte durch Probelöcher die Schichtendicke fest. Endlich hieß es und in der Zeitung

stand es: »Man darf aufs Eis!« Die Schlittschuhe zu Großvaters Zeiten waren in der Hauptsache ein Holztritt mit eingelassener Stahlschiene, der Schuh wurde mit Riemenwerk über Zehe, Rist und Knöchel so fest geschnallt, dass der Blutumlauf stockte und die Winterbeulen jämmerlich schmerzten. Aber trotzdem, schön war's doch. Wir Buben hatten den wollenen Schal um den Hals, die gleichfalls wollene Pudelkappe mit dem Klunker auf dem Kopf, am Handgelenk die warmen Strupfer oder Stößler, so tummelten wir uns glücklich auf dem Eis. Lag Schnee, so bauten wir Hindernisschanzen und veranstalteten ein Wettrennen. Einzelne Teile des Sees waren abgeschrankt und zur Gewinnung von Eis den Brauereien zugeeilt. Zimmerleute hieben mit scharfer Axt große Schollen in Form eines Quadrates oder Rechteckes los. Diese Stücke wurden ans Ufer gelotst, dort zertrümmert und aufgeladen. Nicht selten geschah es, dass irgend ein naseweises, keckes oder freches Bürschlein von der Eisbahn auf eine solche schwimmende Scholle hinüberturnte, ausrutschte und ins Wasser plumpste. ... Der Mangel an Luft ließ die Karpfen aus der Tiefe des Teiches gegen die Oberfläche steigen; sie froren in großer Anzahl in die Eisschicht ein und glotzten verwundert aus der Fischperspektive dem munteren Treiben da oben zu.«

Die Schilderung Julius Bazlens macht eindrucksvoll deutlich, dass der ehemalige Feuersee, dessen Anfänge weit ins Mittelalter und in die Zeit lange vor Gründung der Stadt zurück reichen, früher ein fester Bestandteil des Lebens in Ludwigsburg war. Heute gehört er längst der Geschichte an. Bereits seit nahezu einem Jahrhundert ist er aus dem Stadtbild verschwunden und inzwischen auch weitgehend in Vergessenheit geraten. Einwohner, die ihn noch selbst erlebt und mit eigenen Augen gesehen haben, gibt es kaum mehr. Nur noch der Name »Seestraße« und die alten Platanen erinnern heute an das einstige Gewässer inmitten unserer Stadt.⁶⁵

Anmerkungen

- 1 Wolfgang Bollacher: Die Entwicklung der Zisterziensergrangie Geisnang, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 15, 1963, S. 7–21, hier S. 7 f.
- 2 Ebd. S. 10.
- 3 Ebd. S. 18 ff.
- 4 Alois Marquart: Die ehemaligen Seen in der Gegend von Ludwigsburg, in: Ludwigsburger Zeitung (LZ) 19. September 1906, Bl. 2, S. 2.
- 5 Bollacher (wie Anm. 1) S. 19.
- 6 Ludwigsburger Kreiszeitung (LKZ) 31. März 1950, S. 3.
- 7 Württembergische Landesbibliothek Stuttgart Cod. Hist. 2° 261, fol. 7; hierzu auch Julius Hartmann: Jakob Rammingers Seebuch, in: Württ. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1895, S. 1–22, hier S. 8.
- 8 Hartmann (wie Anm. 7) S. 8; Willi Müller: Wo heute Ludwigsburg steht, in: Hie gut Württemberg 2, 1950/51, S. 95.
- 9 Für das Folgende: Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 249 Bü 1659; Oscar Paret: Aus der Geschichte unserer Wälder, Seen und Flüsse, in: Ludwigsburg und das Land um den Asperg, Ludwigsburg 1934, S. 305–322, bes. S. 309 f.
- 10 Paret (wie Anm. 9) S. 310.
- 11 Für das Folgende, sofern nichts anderes angegeben: HStAS A 249 Bü 1511, 1539.
- 12 Stadtarchiv Ludwigsburg (StadtALB) L 1 Bü 141.

- 13 StadtALB V 3/XXXIII Nr. 3 (vorl. Nr.). Der Plan von Federer wird im Städtischen Museum Ludwigsburg verwahrt.
- 14 StadtALB L 1 Bü 142.
- 15 StadtALB L 1 Bü 138.
- 16 StadtALB L 1 Bü 145; L 2 Bü 590, ebenso für das Folgende, sofern nichts anderes angegeben.
- 17 Kurzer Abriss der Geschichte und Topographie von Ludwigsburg, S. 17 (Anhang zum Adress-Handbuch für Ludwigsburg, Ludwigsburg 1825). Die Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg aus dem Jahre 1859 enthält auf S. 128 f. über den Feuersee u. a. folgende Angaben: »Außer dem Wasser der im Schloßgarten usw. vorhandenen Seen dient für Nothfälle auch der am südwestlichen Ende der Stadt gelegene 8 ³/₄ Morgen große Feuersee, welcher ein beinahe regelmäßiges längliches Rechteck bildet und mit üppigen Weiden umpflanzt ist. Dieser See speist nicht nur die Seen in den Anlagen und im Schloßgarten, sondern auch mehrere Brunnen in der Stadt.«
- 18 HStAS A 27 Bü 15.
- 19 Ludwigsburger Tagblatt (LT) 20. Mai 1848, S. 1.
- 20 LT 3. April 1867, S. 1.
- 21 Ludwigsburger Wochenblatt (LW) 30. Juli 1844, S. 4.
- 22 StadtALB L 150 Bd. 43, Bl. 228r.
- 23 Staatsarchiv Ludwigsburg F 1/66 Bü 150, 164, 178.
- 24 LW 13. Juni 1837, S. 3 f.
- 25 LT 26. November 1848, S. 1.
- 26 LT 26. Juni 1864, S. 4.
- 27 LT 13. April 1847, S. 4.
- 28 Militär-Handbuch des Königreichs Württemberg 1913, Stuttgart 1913, S. 124 f.
- 29 Emil von Loeffler: Geschichte des K. Württ. Pionierbataillons Nr. 13, Ulm 1883, S. 36 ff. Das Biragosche Kriegsbrückensystem, benannt nach dem österreichischen Pionieroberst Karl Frhr. von Birago (1792–1845), beruhte auf der möglichst vielseitigen Verwendbarkeit des in einzelne Teile zerlegbaren Brückengeräts.
- 30 LT, Beilage 13. November 1857, S. 4.
- 31 LT 13. Oktober 1863, S. 4.
- 32 Justinus Kerner: Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, Frankfurt/Main 1978.
- 33 Ebd. S. 14.
- 34 Ebd. S. 94.
- 35 Ebd. S. 225.
- 36 LT 17. Januar 1848, S. 4.
- 37 LT 12. Januar 1864, S. 4.
- 38 LT 17. Januar 1864, S. 1.
- 39 LT 19. Januar 1864, S. 2, 4.
- 40 LT, Beilage 4. Februar 1864, S. 4.
- 41 LT 1. März 1864, S. 4.
- 42 LT 8. Dezember 1871, S. 2.
- 43 LT 14. Dezember 1871, S. 2.
- 44 LZ 25. Dezember 1891, S. 2; 20. Dezember 1899, S. 2.
- 45 LZ 11. Januar 1894, S. 3.
- 46 LT 14. Dezember 1871, S. 2.
- 47 LZ 11. Januar 1894, S. 3.
- 48 LZ 23. Januar 1876, S. 5.
- 49 Schwäbische Kronik, des Schwäbischen Merkurs zweite Abtheilung, Bl. 3, 13. August 1863, S. 1745.
- 50 StadtALB L 100 Bd. 466, Bl. 238v ff.; LT 21. November 1872, S. 2 f. Das 1866 in Betrieb genommene städtische Wasserwerk befand sich im Gebäude Leonberger Straße 14 (abgebroschen 1971).
- 51 LZ 11. April 1874, S. 2.
- 52 LT 20. Februar 1872, S. 2.
- 53 LT 2. März 1872, S. 3. 1835 erkrankten in der Kaserne der reitenden Artillerie 129 Solda-

ten an einem »gastrisch-nervösen Fieber«, von denen 22 starben, während alle übrigen Kasernen verschont blieben. Man vermutete, dass die damalige Ausschlämmung des in der Nähe der Kaserne liegenden Feuersees zum Ausbruch der Epidemie beitrug.

54 StadtALB L 100 Bd. 466, Bl. 242v f.

55 LZ 8. Februar 1885, S. 4.

56 LZ 10. Januar 1886, S. 4.

57 LZ 26. März 1898, S. 2.

58 LZ 23. Juni 1900, S. 3.

59 Ludwigsburger Sonntags-Anzeiger 10. Juni 1900, S. 7.

60 LZ 21. Juni 1900, S. 2.

61 LZ 23. Juni 1900, S. 3.

62 StadtALB L 3 I Az. 2530; LZ 15. Februar 1907, S. 2; 22. Februar 1907, S. 3.

63 LKZ 31. März 1950, S. 3.

64 LZ 5. Mai 1919, Bl. 2, S. 1; 6. Mai 1919, S. 1. Julius Bazlen war Oberpräzeptor am Stuttgarter Dillmann-Realgymnasium und erwarb sich u. a. als Herausgeber und Verfasser mehrerer Rechenbücher für Höhere Schulen einen Namen.

65 Zeitweise gab es in Ludwigsburg sogar fünf verschiedene »Seestraßen«: Carlstädter Seestraße (heutige Mathildenstraße, zeitweise auch heutige Karlstraße), Carlstädter innere Seestraße (heutige Alleenstraße?), Innere Seestraße (heutige Seestraße zwischen Wilhelm- und Mathildenstraße), Äußere Seestraße (heutige Körnerstraße), Verlängerte (innere) Seestraße (heutige Seestraße zwischen Mathilden- und Leonberger Straße). – Die Feuerseequelle existiert noch heute und gibt ihr Wasser nach wie vor an das Stadtbad ab (rund 12 000 cbm pro Jahr).

»Zum goldenen Waldhorn«

Herrschaftliches Wirtshaus und Herberge, Ludwigsburgs ältestes Haus

von Günther Bergan

»Nachdem der Herzog schon A[nno] 1706 befohlen hatte, man solle den Cavaliersbau abbrechen und versetzen, um solchen für die Arbeitsleute wie auch für ankommende Fremde zu einem Wirtshaus zuzurichten, so wurde dem Haus der Schild zum goldenen Waldhorn – das Haus aber vom Herzog einem Beständer namens Franz Aßleutner in Pacht gegeben.«¹

Der Ludwigsburger Dekan Zilling war der erste, der, noch handschriftlich, 1777 in seinem Notabilienbuch von der Entstehung des ersten Hauses in Ludwigsburg außerhalb des Schlosses berichtete. Den ersten Bericht in gedruckter Form lieferte Christian Friedrich Sattler in seiner 1783 erschienenen Geschichte des Herzogtums Württemberg.² In der Folgezeit erwähnten fast alle Chronisten von Ludwigsburg dieses stadtgeschichtlich wichtige Ereignis, ohne jedoch auf die Geschichte des Waldhorns selber näher einzugehen.³

Zugegeben, das Waldhorn zählt innerhalb Ludwigsburgs als reiner Zweckbau sicher nicht zu den kunsthistorisch besonders wertvollen Gebäuden, dafür aber ist es als Wirtshaus, Herberge und Ort festlicher Veranstaltungen kulturhistorisch umso wertvoller. Das Waldhorn ist auch rein äußerlich kein aufregend schönes Haus, aber hinter seinen Mauern verbirgt sich eine zu allen Zeiten überraschungsreiche und wechselvolle Geschichte.⁴

1701/02 schon beginnt diese Geschichte auf dem Gelände des ehemaligen Erlachhofs, gut zwei Jahre vor der Grundsteinlegung des Schlosses. Das Waldhorn ist somit eine Art »Vorläufer« der Ludwigsburger Schloss- und Stadtgeschichte und feiert beim Erscheinen dieses Aufsatzes unbeachtet und ohne Feierlichkeiten sein 300-jähriges Jubiläum.

*Der Erlachhof*⁵

Die von Generation zu Generation vererbte Jagdleidenschaft der württembergischen Herzöge ist bekannt und war im 16. und 17. Jahrhundert in herrschaftlichen Kreisen nichts Außergewöhnliches. Nördlich der Residenzstadt Stuttgart waren die wasser-, wald- und wildreiche Gegend um Eglosheim und die drei in Bebenhäuser Besitz befindlichen Klosterhöfe Fuchshof, Erlachhof und Schaffhof geradezu ideal für die herzogliche Freizeitbeschäftigung geeignet. Der als Sitz der klösterlichen Verwaltung burgähnlich mit Mauern, Turm und Graben ausgebaute und befestigte Erlachhof eignete sich besonders als Basis für aufwendige Jagdunternehmungen und stand deshalb schon immer im besonderen Interesse der Herzöge. Dass der Hof Klosterbesitz war und damit zum Kirchengut gehörte⁶, störte dabei wohl wenig.

Um 1425 erbaut, wurde der Erlachhof im Laufe der Zeit dreimal kriegerisch zerstört. Ein erstes Mal Mitte 1519 von Söldnern des Franz von Sickingen, die auf der Seite des Schwäbischen Bundes den Hohenasperg belagerten.⁷ Ein zweites Mal im Oktober 1634 während des Dreißigjährigen Krieges, als die Kaiserlichen nach dem Sieg über die Protestanten bei Nördlingen in den hiesigen Raum eindrangten. Ein drittes Mal schließlich Mitte 1693 im Laufe des Pfälzischen Erbfolgekrieges durch französische Truppen.

Nach der vollständigen Zerstörung von 1634 wurde der Hof auf Befehl Herzog Eberhards III. ab 1649 schrittweise wieder aufgebaut, u. a. die Meierei-Gebäude an der Westseite des Hofes, ein Amts- oder herrschaftliches Jagdhaus mit eigenen Räumlichkeiten für den Herzog an der Stelle des heutigen Riesenbaus sowie ein Jägeriehhaus an der Stelle des heutigen Ordensbaus. Den Wiederaufbau nach der Zerstörung von 1693 veranlasste nach seinem Regierungsantritt der gerade 17-jährige Herzog Eberhard Ludwig. Nach anfänglicher Beschränkung auf die Wiederherstellung der Wirtschaftsgebäude konkretisierten sich im Sommer 1699 die Pläne, auf dem Erlachhof ein bescheidenes Jagdschloss erbauen zu lassen. So entstand nach einer bereits 1697 in der Nordwestecke erbauten Jägeriewohnung zwischen 1699 und 1701 an der Stelle des heutigen Riesenbaus der große Herrschaftsbau. 1701/02 folgte ein Jägeriebau an der Stelle des westlichen Flügelbaus sowie an der Stelle des östlichen Flügelbaus der erste Kavalierebau zur Aufnahme der Gäste des Hofes.

Dieser erste Kavalierebau ist die Keimzelle des Waldhorns. Er war zwei Stockwerke hoch, 105 Schuh lang und 35 Schuh breit (1 Schuh = 28,65 cm). Lange konnte er aber nicht stehen bleiben, denn nach den 1703 von Philipp Joseph Jenisch vorgelegten Plänen zu einem »rechten Jagdlusthaus« sollte eine Dreiflügelanlage entstehen, mit dem bereits stehenden großen Herrschaftsbau als Ostflügel, einem neu zu errichtenden Fürstenbau als Nordflügel (Grundsteinlegung am 7. Mai 1704) und einem zweiten, neuen Kavalierebau als Westflügel.

So wurde 1704 der erste Kavalierebau abgetragen und als Westflügel oder zweiter Kavalierebau 1704/05 wieder aufgebaut. Über diese beiden Kavalierebauten heißt es in der Hofmeister-Rechnung von 1704/05: »Demnach es Ihro hochfürstl. Durchlaucht gnädigst gefallen, den vormals in anno 1702 von neuem auferbauten sogenannten Cavaliers- oder Hofmeisterbau um mehrerer Bequemlichkeit zur Aufführung des nunmehr auch gnädigst resolvierten Fürstenbaus und Ergrößerung des Hofes wegen wiederum durch die Handwerksleute auf den Boden hinwegzuberechnen und stattdessen einen anderwärtigen solchen Bau, jedoch mit weit mehr, aber kleineren Zimmern, drei Stockwerke hoch, in der Länge 100 und in der Breite 36 Schuh, zur Logierung deren mit höchstbesagt Ihro hochfürstl. Durchlaucht jedesmalen ankommenden Herren Cavalliers und anderen Bedienten von neuem aufzuführen.«

Lange sollte auch der zweite Kavalierebau nicht stehen. Der Herzog, mit Jenischs bisherigen Plänen unzufrieden, ließ Erweiterungspläne erstellen, denen der zweite Kavalierebau erneut zum Opfer fiel. Vom 14. Mai 1706 datiert das entscheidende Dekret des Herzogs, in dem »wegen deß Bauwesens zu Ludwigsburg« unter anderem angeordnet wurde: »3. Solle der Cavalliersbau allda abgebrochen und zu einem Würthshauß gebraucht werden; Dahero die Fürstl. Visitation der Fürstl. Renthcammer solchen Bau gegen einen aequivalent zu cediren, die Cammer aber Vorschläg zuthun, ob Sie will diesen Bau einem particulier überlassen

Wir Erhabener Königlich-Bayerischer Herzog und Pfalzgraf, hat wegen der ob-
erwähnten zu Ludwigshafen folgenden Resolutionen.

1. Weil der Cavalliersbau aller Ewiger Palas, nimm. Einmalen
zum Zwingen, nicht beschaffen, Laßel, ungenügend, in dem
den Ewigen Ruff Erman, der geschickte davon zu sein.

2. Weil Ewiger Ruff Erman bedacht sein, einen Grund
zu beschaffung der Grundstücke, sonderlich zu den, die
Erman über, ungenügend, von 15000. L.
Lind der Grund nicht geschickte, wird zu sein.

3. Wegen der Cavalliersbau aller abzugeben, und zu einem
Grundstück zu abzugeben, Laßel die Ewige Visita-
tion der Ewigen Ruff Erman solche Bau, gegen einen
äquivalent zu cediten, der Erman über, ungenügend, zu sein,
ob die will die Bau, einen particulier über, da
das also selbst zu sein, und einen Ewigen Grund.

4. Lind der Grund, Laßel besser geschickte, und wird die
die will Grund, sonderlich geschickte, soll der Ewigen
Erman, sonderlich Grund, so will Ludwigshafen Laßel, bei den,
wohl die Erman aller zu geschickte, die Inspection Laßel, und
zu den auch den Ewigen Ruff Erman in geschickte zu sein.

Wieder ob der Erman, sonderlich, und Ruff, der will zu sein
am, sonderlich. Secretum Ludwigshafen. 14. May. A. 1706.

Die »Geburtsurkunde« des Waldhorns:
Anordnung Herzog Eberhard Ludwigs vom 14. Mai 1706,
den Kavalliersbau abzubrechen und daraus ein Wirtshaus zu errichten (Punkt 3)

oder Ihn selbst führen und einen Beständer hinsetzen.«⁸ Aber erst 1707, nachdem Johann Friedrich Nette von Jenisch die Bauleitung übernommen hatte, konnte mit dem Abtragen des Gebäudes begonnen werden.

Die Baugeschichte

Der Standort

Bevor Nette und sein Baumeister Johann Ulrich Heim mit der Aufrichtung des Wirtshauses beginnen konnten, musste klar sein, wo das Gebäude errichtet werden sollte. Albert Sting widmet in seiner Geschichte der Stadt Ludwigsburg diesem Thema einen eigenen Abschnitt.⁹ Die Frage der Standortauswahl kann nur spekulativ, aber einleuchtend beantwortet werden: Der eigentliche Schlossbereich war wegen der unsicheren Planungssituation und den oft wechselnden Ideen des herzoglichen Bauherren als Standort ausgeschlossen. Im Süden und Norden des Schlosses waren weiträumige Gartenanlagen geplant. Im Osten bildete ein Steilabfall des Geländes sicher ein zu großes Hindernis. blieb also nur das westlich der Schlossanlage, durch einen nicht allzu tiefen Graben abgetrennt gelegene Gelände übrig.

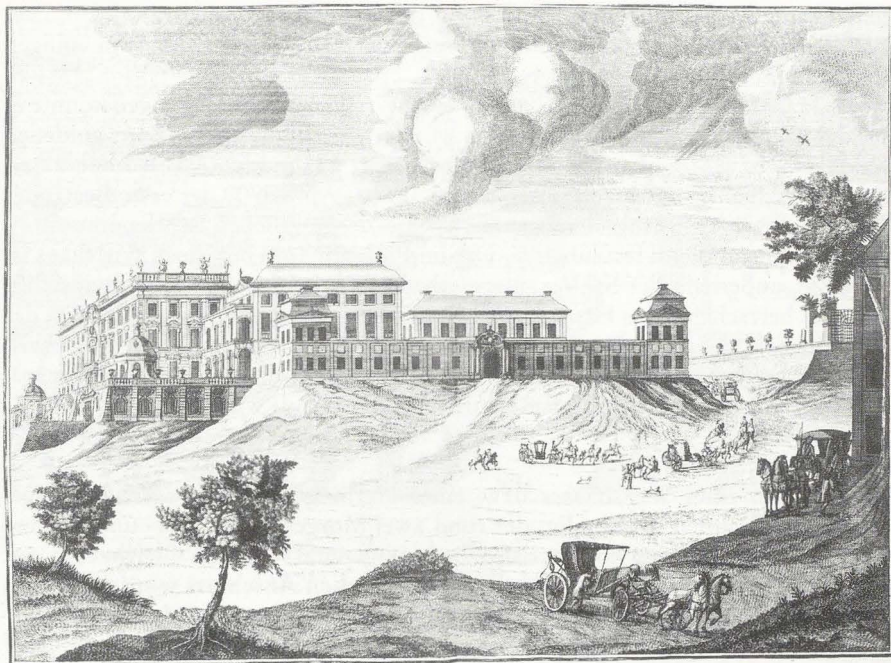
An der Westseite des Erlachhofs befand sich schon von alters her ein Hoftor. Von Westen, aus Richtung Eglosheim, wurden auch bisher schon die für den Wiederaufbau des Hofes benötigten Baumaterialien herangeschafft, Bausteine vom Steinbruch im Rotenacker Wald, Abbruchsteine vom Hohenasperg, Bauholz aus dem Schwarzwald von der Flößerei in Bissingen. Der Jägereibau, der heutige westliche Flügelbau, stand beim Amtsantritt von Nette auch schon, so dass der Zugang zur Baustelle auch damals schon über den heutigen Ehrenhof erfolgen musste. Nichts lag also näher, als das Wirtshaus gegenüber diesem Zugang im leicht ansteigenden Gelände zu errichten.

Das Wirtshaus als Hauptgebäude

Anfang 1707 übernahm Nette als Oberbaudirektor die Bauleitung am Schloss, nachdem er bereits vorher dem Herzog zu dessen Zufriedenheit seine Pläne vorgelegt hatte. Diese Pläne dürften auch den Wiederaufbau des Wirtshauses beinhaltet haben, denn als Kammerrat Hopfenstock im März 1707 zu einer Besichtigung und Beurteilung des abzubrechenden Kavaliärsbaus auf die Schlossbaustelle gerufen wurde, stellte er in seinem abschließenden Bericht ein Problem zur Diskussion: Nach dem ihm bereits vorliegenden Bauüberschlag sollte das Wirtshaus 130 Schuh lang, 45 Schuh breit und zweistöckig ausgeführt werden, der Kavaliärsbau war jedoch nur 90 Schuh lang und 39 Schuh breit, dafür aber dreistöckig.¹⁰

Was tun? Wir kennen die Entscheidung. Das Wirtshaus wurde 92 Schuh lang, 37 Schuh breit und dreistöckig ausgeführt.¹¹ Es wurde, genau nach der Schlossachse in Nord-Süd-Richtung ausgerichtet, als erstes Haus, das die spätere Richtung der folgenden Häuser vorgab, auf freiem Feld erbaut. Das Grundstück hinter dem Haus reichte bis zum heutigen Schmiedgässle.

Der Abbruch musste in den Folgemonaten zügig erfolgt sein, doch der Wiederaufbau scheint nicht recht vorangekommen zu sein, denn Mitte Juli wies der Leiter der Baudeputation, der Oberhofmarschall Forstner, darauf hin, dass die Abbruchteile in »Anstand« Not leiden und verfaulen müssen, wenn nicht bald die



Das Ludwigsburger Schloss von Westen mit dem Graben zwischen der Schlosseinfahrt und dem Waldhorn (vorne rechts); Stich von Nette, 1709

Entscheidung zum Wiederaufbau fallen würde.¹² Ende August 1707 erhielt Forstner dann die klare Antwort, dass »forderist des besorglichen Ruins halber vom abgebrochenen Cavalliersbau das resolvirte Würthshaus aufgerichtet und gleichfalls unter Dach gebracht« werden soll.¹³

Ein erster, von Nette und Heim unterschriebener Bauüberschlag liegt vom Dezember 1707 vor.¹⁴ Auf das Fundament und die steinernen Fußmauern sollte vom Zimmermann das alte Fachwerk gesetzt und dieses dann mit Mauersteinen ausgefüllt werden. Der – verhältnismäßig kleine – Keller sollte auf der Nordseite quer unter dem Gebäude liegen, vermutlich wegen des geringeren Aufwandes an Grabarbeiten. Holzböden, Fenster, Tür- und Fensterrahmen, Beschläge, Dachziegel wurden so weit es ging wieder verwendet bzw. hergerichtet. Im Haus war die stattliche Zahl von zwölf Kaminen aufzumauern – ein Zeichen äußersten Wohlstands übrigens. Sechs Öfen konnten wieder verwendet werden, drei neue kamen dazu. Lediglich einfache Stuckdecken waren vorgesehen.

Im Januar 1708 begannen die Zimmermannsarbeiten.¹⁵ Anfang Oktober bezeichnete es Nette in seiner Jahresplanung für 1709 als seine dringlichste Aufgabe, es so einzurichten, dass »zuförderst das Würthshaus daselbst diesen Winter ausgebauet [wird], damit künftiges Jahr die Künstler, Meister, Arbeiter einen Ort sowohl zur Logirung als Speisung haben möchten«.¹⁶

Von Ende Oktober 1708 liegt ein weiterer Bauüberschlag von Heim vor, der gegenüber dem ersten Überschlag auf die bereits ausgeführten Arbeiten näher ein-

gehen kann.¹⁷ Anfang Dezember 1708 wurde nochmals darauf hingewiesen, dass mit allem Fleiß daran gearbeitet werden müsse, das Wirtshaus baldigst in völligen Stand zu setzen.¹⁸

Das Haus erhielt ein aufwendig gestaltetes Wirtshausschild und – wen könnte es bei der Jagdbegeisterung des Herzogs wundern – den Namen »Zum goldenen Waldhorn« bzw. »Zum goldenen Jagdhorn« oder à la mode »A la trompe d'or«. Nach gut einjähriger Bauzeit unterschrieb am 23. April 1709 der erste Beständer (Pächter) Franz Aßleutner den Pachtvertrag bei der fürstlichen Rentkammer.¹⁹

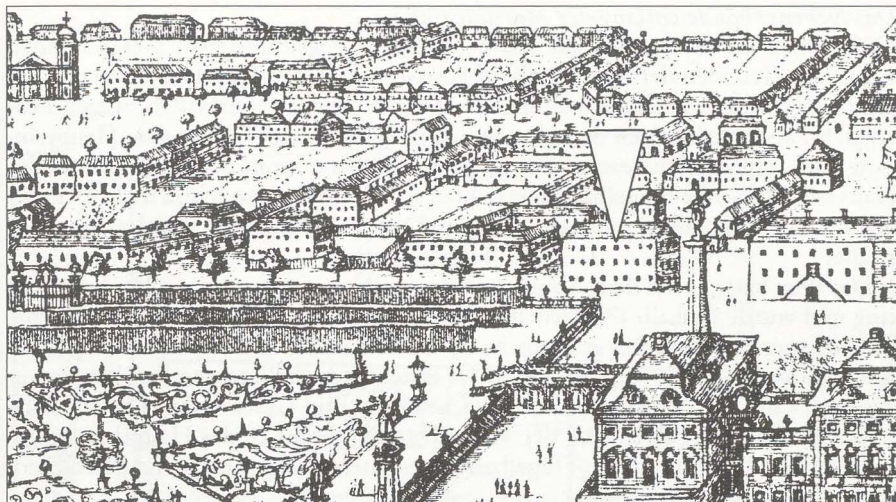
Abschließend bleibt festzuhalten: Das im Frühjahr 1709 bezogene Wirtshaus ist das erste, außerhalb der Schlossanlage erbaute Haus des späteren Ludwigsburg. Es ist als herrschaftliches Haus erbaut worden. Das erste bürgerliche Haus ist das 1710 vom Schreiner Witter in der Schlossstraße 11 erbaute Haus.²⁰ Das herrschaftliche Wirtshaus wurde erst 1711 bürgerlich, als es von der Rentkammer an den späteren Bürgermeister Johann Valentin Arnspenger verkauft wurde.

Die Wirtschaftsgebäude

Zum Betrieb eines Wirtshauses bzw. einer Herberge waren gewisse Nebengebäude unverzichtbar notwendig; der rund zwei Morgen große Hof- und Gartenraum hinter dem Haus konnte dafür bestens genutzt werden. Gleichzeitig mit dem Bau des Wirtshauses oder im direkten zeitlichen Anschluss wurden deshalb westlich des Wirtshauses, teilweise ohne größere Planung, eine Metzsig (Metzgerei), ein Brauhaus, ein Backhaus sowie eine Waschküche errichtet.²¹ Im Hof befand sich ein mit Steinplatten ausgekleideter, mit Blei und Ölkitt abgedichteter Brunnen. Noch 1935 wurde in einem Zeitungsbericht erwähnt, dass der Brunnen in seiner ursprünglichen Form erhalten werden konnte und jetzt als Fischbecken dient.



Das Wirtshausschild »Zum goldenen Waldhorn«



*Stark vereinfachte Darstellung des Waldhorns und seiner Umgebung;
Ausschnitt aus einer Ansicht der Residenz Ludwigsburg, Stich von Frisoni, 1721*

Wichtigstes Nebengebäude war jedoch der Pferdestall mit Heu- und Strohlager und einer – öfters beanstandeten – Dungelege.²² Für den Stall wurden eigene Bauüberschläge erstellt. Er war 90 Schuh lang, 32 Schuh breit, 18 Schuh hoch, mit einem Satteldach, zwei doppelflügligen Toren und bot mindestens 40 bis 60 Pferden Unterstand.²³ Dieser Stall lag wohl an der Südseite des Grundstücks, während sich auf der Nordseite möglicherweise ein Schuppen für Holz mit weiteren Ställen für Schweine und Geflügel befunden haben dürfte.

Die »Regularität«

Die Besiedlung und Bebauung der Stadt ging anfänglich nur zögerlich voran. Erst als Donato Giuseppe Frisoni 1715 nach dem Tod Nettets die Oberbauleitung übernommen hatte, kam die private Bautätigkeit in Schwung. Frisoni erstellte einen verbindlichen Bebauungsplan mit strengen Bauregularien, an die sich jeder zu halten hatte. Bürger, die noch »Regel-los« in der Zeit vor Frisoni gebaut hatten, mussten, falls ihre Gebäude nicht den neu erlassenen Vorschriften entsprachen, die notwendigen Änderungen vornehmen.

Die wilde Bebauung des Wirtschaftshofes hinter dem Waldhorn war auch davon betroffen. 1721 mussten deshalb »wegen der Regularität« das Brauhaus und die Metzigg abgerissen und weiter nach hinten in eine Linie mit den Stallungen versetzt werden.²⁴

Auf der von Frisoni 1721 ausgeführten Schlossansicht ist im Hintergrund die städtische Bebauung stark vereinfacht dargestellt. Das Waldhorn, der nach Süden hin anschließende Gesandtenbau und die hinter dem Haus entlang der Marstallstraße liegenden Ställe sind dabei deutlich zu erkennen, ebenso wie das Gebäude Marstallstraße 4, zu dessen Erbauung der Waldhornwirt 1722 einen Teil seines Gartens abgeben musste.

Das Nebengebäude entlang der Marstallstraße

1727 sollten die Stallungen, die auf der Südseite gegenüber dem Gesandtenbau lagen, aus Gründen der Feuergefahr abgerissen werden.²⁵ Gleichzeitig wurde der Wirt aufgefordert, auch die Stallungen auf der Nordseite abzureißen, wegen Feuergefahr, aber auch wegen der »Ansehnlichkeit« direkt gegenüber dem Haupteingang zum Schloss. Am besten wäre es, wenn der Wirt anstatt der Ställe zwei an das Haus anschließende Flügelbauten errichten würde, und wenn schon nicht zwei, so doch wenigstens einen, und zwar den auf der Nordseite entlang der Marstallstraße.

Der Wirt hatte es mit dem Abbruch und vor allem mit dem teuren Neubau nicht eilig und wurde deshalb 1728 gemahnt, entweder abzureißen oder zumindest eine Brandmauer zum Nachbargebäude zu erstellen. Erst als ihm 1729 mit Entzug der Konzession gedroht wurde, riss er 1730/31 die alten Ställe ab und errichtete »in der Linie« mit dem Wirtshaus, d. h. gleiche Dach- und Geschosshöhe sowie Fensterflucht und -teilung, entlang der Marstallstraße, direkt an das Haupthaus angebaut, einen 122 Schuh langen Flügelbau mit eigenem Treppenhaus und gewölbtem Keller.

Seit dieser Zeit stellt dieser Flügelbau einen festen Bestandteil des Waldhorn-Besitzes dar. Wenn vom Waldhorn gesprochen wurde, wurden beide Gebäude gemeint. Sie umschlossen einen gemeinsamen Hof, hatten ein Dach und gemeinsame, durchgehende Flure. Trotzdem wurde der Flügelbau 1765 infolge einer Erbteilung vom Haupthaus abgeteilt und getrennt verkauft, in der Nutzung geändert, von einem späteren Waldhornwirt wieder zurückgekauft, um von einem seiner Nachfolger abermals, und diesmal endgültig, verkauft zu werden. Das Schicksal beider Gebäude war eng mit dem Schicksal der Wirte verbunden und umgekehrt. Auf die Erbteilung und ihre Folgen wird weiter unten in dem Kapitel über die Wirte näher eingegangen.

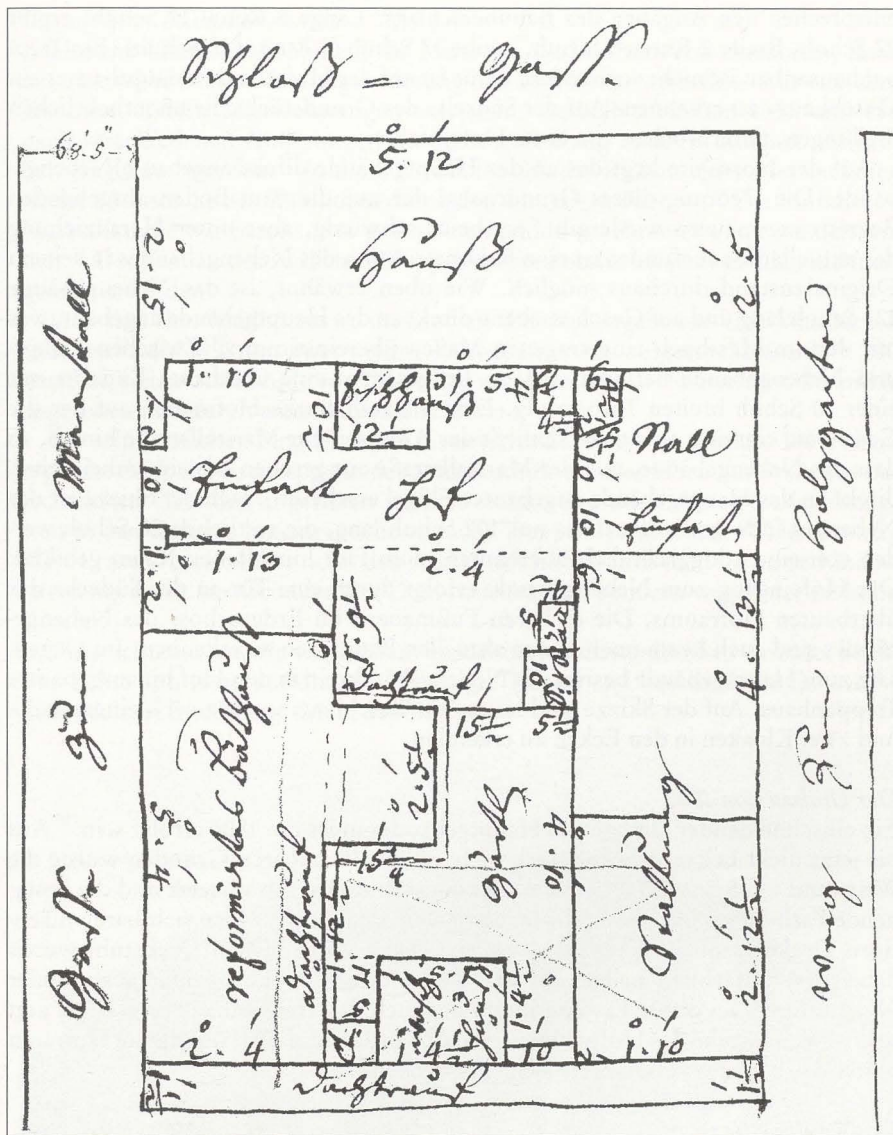
Das Anwesen im Jahr 1788

Ein wertvolles Nachschlagewerk ist das vom Geometer Wagner im Jahr 1788 aufgenommene Messbuch der Stadt Ludwigsburg.²⁶ Es beschreibt anhand von Maßskizzen alle Ludwigsburger Grundstücke mitsamt den darauf befindlichen Gebäuden. Unter der Bezeichnung Lit. C. Nr. 12 und 13 ist das Waldhorn-Areal²⁷ nach der Erbteilung maßstabsgetreu in Ruten und Schuh eingetragen und kurz beschrieben:

»Lit. C. Nr. 12: Waldhorn. H. Joh. Georg Maier, Ratsverwandter u. Waldhornwirt. Neben dem Weg zum Holzgarten u. neben der Gasse zum Marstall, stoßt hinten auf H. Eiselen. Hat zu beiden Seiten eine eigene Einfahrt, ist 3stockigt; einen gewölbten Keller u. laufenden Bronnen.«

»Lit. C. Nr. 13: Das reformirte Bãthauß. Neben H. Waldhornwirts Maier u. H. Gerichtsverw. Eiselen, stoßt hinten auf H. Waldhornwirts Garten. Hat eine eigene Einfahrt u. gewölbten Keller.«

Die korrespondierenden Einträge im ersten erhaltenen Güterbuch, einem Häuser- und Gebäude-Messprotokoll aus der gleichen Zeit, lauten: Lit. C. Nr. 12: »Eine 3stokigte Behausung, das Gasthaus zum Waldhorn in der Schloßstraße und der Gaße zum Marstall, samt der Wiederkehr 167 Schuh lang, mit einem gewölbtem Keller, eigener Einfahrt, Hof, Stallungen, auch Fischhaus und Bronnen, neben dem Weg zum Holzgarten und der Gaße zum Marstall, stoßt hinten mit



Gesamtplan des Waldhorn-Grundstücks im Messbuch von 1788

dem Stall auf H. Eiselen, mit dem Haus aber auf das reformirte Bethaus. « Lit. C. Nr. 13: »Das Evangelisch reformirte Bethaus in der Gasse zum Marstall, samt einem halben Winkel oder Dachtrauf, ist 3stockigt und 85½ Schuh lang, mit gewölbtem Keller, unten neu eingerichteter Stallung und dahinter befindlichen Garten, welcher aber H. Waldhornwirth allein zugehörig.«²⁸

Das Hauptgebäude entlang der Schlosstraße ist rechteckig, die Abmessungen

entsprechen den Angaben des Bauüberschlags: Länge 5 Ruten 12 Schuh, ergibt 92 Schuh, Breite 2 Ruten 5 Schuh, ergibt 37 Schuh (1 Rute = 16 Schuh). Ein Treppenhausanbau ist nicht vorhanden, dafür ist auf der Hofseite des Haupthauses ein »Fischhaus« zu erkennen. Auf der Südseite des Grundstücks die unentbehrlichen Stallungen, unterbrochen von einer Hofeinfahrt.

Auf der Nordseite liegt das an das Hauptgebäude direkt angebaute Nebengebäude. Die Deutung dieses Grundrisses, der nur die vom Boden ausgehenden Begrenzungsmauern wiedergibt, erscheint schwierig, aber unter Heranziehung des aktuellen Baubefundes ist eine Rekonstruktion des Nebengebäudes in seinem Originalzustand durchaus möglich. Wie oben erwähnt, ist das Nebengebäude 122 Schuh lang und auf Geschosebene direkt an das Hauptgebäude angebaut, was mit den im Messbuch eingetragenen Maßen übereinstimmt.²⁹ Zwischen Haupt- und Nebengebäude befindet sich im Erdgeschoss eine überbaute Einfahrt mit einer 10 Schuh breiten Toröffnung. Eine 2 Schuh starke Hofmauer, auf der die Geschosse einseitig aufsitzen, schließt das Anwesen zur Marstallstraße hin ab, so dass das Nebengebäude, von der Marstallstraße aus gesehen, als ein einheitlicher, direkt an das Hauptgebäude angebaute Flügel erscheint. Nach der Skizze ist das Nebengebäude im Erdgeschoss nur 102 Schuh lang, die restlichen 20 Schuh werden von einem loggiaähnlich überbauten, zum Hof hin offenen Raum gebildet. Der Hofeingang zum Nebengebäude erfolgt durch eine Tür an der Südecke des überbauten Hofraums. Die dickeren Fußmauern im Erdgeschoss des Nebengebäudes sind auch heute noch in den aktuellen Bauplänen zu erkennen. Im Gegensatz zum Hauptgebäude besitzt das Nebengebäude ein in den Hof hinausgebautes Treppenhaus. Auf der Skizze sind ferner ein Waschhaus sowie zwei kleinere Ställe und zwei Kloaken in den Ecken zu erkennen.

Der Umbau von 1800

Ein einschneidender Umbau des Hauptgebäudes muss um 1800 erfolgt sein.³⁰ Aus bis jetzt nicht bekannten und auch nicht nachvollziehbaren Gründen wurde die Westwand um 5 Schuh (1,45 m!) nach außen zum Hof hin versetzt und die bestehende Fachwerkwand bis auf die heute noch in den Stockwerken sichtbaren mächtigen Deckentragbalken herausgebrochen. Dem vorhandenen Dachstuhl wurde dabei der Einfachheit halber auf der Westseite ein zweiter, weiter ausladender übergestülpt. Bei dieser Erweiterung muss auch das Treppenhaus vergrößert und in die Nordostecke des Hofes hinausgebaut worden sein. Der überbaute Hofraum hinter der Einfahrt verkleinerte sich entsprechend.

Der Waldhornsaal

1824 kaufte der Waldhornwirt das in der Zwischenzeit von einem seiner Vorgänger veräußerte Nebengebäude wieder zurück und schloss in der Folgezeit zu seinem Vorteil eine Baulücke auf seinem Grundstück und zum Nutzen aller Ludwigsburger eine Marktlücke auf dem Unterhaltungssektor. Nach einem Plan des Ludwigsburger Maurer- und Werkmeisters Friedrich Baumgärtner überbaute er den westlichen Teil des Hofes samt einem Teil der Stallungen mit einem 64 Schuh langen und 40 Schuh breiten Anbau an das Nebengebäude, in dessen ersten Stock er einen Tanzsaal, den sog. Waldhornsaal, einrichtete, der für die nächsten 40 Jahre neben den Sälen im »Bären«, in der »Kanne« und im »Museum« einer der Mittelpunkte des gesellschaftlichen Lebens in Ludwigsburg sein sollte.³¹

Die neueren Baumaßnahmen

Zahlreiche Umbaumaßnahmen, die Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzten, lassen auf eine schrittweise Nutzungsänderung des Waldhorns schließen. Aus einzelnen Zimmern sollten Mietwohnungen entstehen, weshalb zwischen 1858 und 1861 nach verschiedenen Änderungen der Raumaufteilung mehrere Küchen nachträglich eingebaut wurden.³² In diese Zeit fällt auch der Einbau eines Metzgerladens an der Südostecke des Waldhorns durch den damaligen Pächter.³³ Die Einfahrt zur Marstallstraße war bereits 1841 geschlossen und in ein Zimmer umgewandelt worden.³⁴ Der Einbau des südlichen Treppenhauses konnte bis jetzt zeitlich nicht eingeordnet werden.

1868 ließ der Waldhornwirt im Hof an das Nebengebäude eine Waschküche anbauen³⁵, die 1897 um zwei weitere Küchenanbauten aufgestockt wurde³⁶. 1878 wurden, sicher zur Freude von Nachbarn und Mietern, die Schweineställe im Hof abgerissen und durch einen Holzstall ersetzt.³⁷

Ein schmerzlicher Eingriff in die historische Bausubstanz erfolgte 1901, als die typische doppelte Freitreppe in der Schlossstraße auf Betreiben der Stadt aus baurechtlichen Gründen abgerissen werden musste und durch eine gerade, weniger weit in den Gehweg hineinragende einfache Treppe ersetzt wurde.³⁸ Der damalige Wirt Ernst Ott versuchte noch den Abriss mit juristischen Mitteln zu verhindern, allerdings nicht aus Gründen des Denkmalschutzes, sondern wegen der zu hohen Kosten.

Tony Schumacher, die seit 1853 im benachbarten Gesandtenbau wohnte, kannte und liebte von Kind auf die 1901 beseitigte Treppe und beschrieb sie liebevoll in ihrer kleinen Erzählung »Mein Schulweg«:



Das Waldhorn, Haupteingang mit einfacher Treppe, um 1910

»Das erste Haus neben dem unsrigen war das Waldhorn, ein großes, altes, stattliches Gebäude mit einer Freistaffel, die ein zierliches Eisengitter schmückte. Ach, diese herrlichen Ludwigsburger Staffeln, auf denen zur Feierabendzeit ganze Familien ausruhend beisammensaßen! Die Eltern auf einem Bänkchen, die Großeltern auf herausgetragenen alten Lederstühlen mit gepolsterten »Ohren«, die Kinder auf den Stufen sitzend und spielend. Alle diese so zweckmäßigen Ersätze für Balkons und Gärten sind nach und nach dem Verkehr der Neuzeit zum Opfer gefallen.

Wenn ich morgens zur Schule ging, saß noch niemand außen, aber der Knecht vom Waldhornwirt lud mit Hilfe des Fuhrmanns Bier- oder Weinfässer ab. Unter der Staffel, wo die mächtigen Torflügel mit den eisernen Bändern sich weit geöffnet hatten, sah man in ein dunkles Kellergewölbe hinunter, aus dem solch eigentümlicher, moderiger Geruch und eine Kälte, die einen Schauern machte, hervordrang. Schienen waren gelegt, und da mußte man doch stehen bleiben und zuschauen, wie die Fässer so kunstgerecht auf die Hölzer gewälzt wurden und dann, gestützt von zwei Seiten, mehr oder weniger rasch in die Dunkelheit hinabrollten. Wie herrlich konnte man sich da einen Kerker oder ein Burgverlies ausdenken! Und ohne des Knechts ziemlich rauhes Mahnen: »Mach, daß du fortkommst, sonst nimmst dich noch so ein Fäßlein mit hinunter!« wäre ich schon da unstatthaft hingengeblieben.«³⁹

1935/36, als die Gasträume von Architekt Hammer umgebaut und um ein drittes Zimmer, das sog. Gesellschaftszimmer, erweitert wurden, konnte die

Freitreppe in ihrer alten Form wieder hergestellt werden, allerdings nicht mehr an der originalen Stelle, sondern um ein Fenster nach Süden versetzt.⁴⁰ Gleichzeitig wurde für die Wohnungen im Nordteil des Gebäudes ein eigener Zugang aus der Marstallstraße durch Aufbrechen eines Fensters geschaffen, bei dem die »alte, schön geschnitzte Haustür« wieder verwendet wurde.⁴¹

In die Zeit zwischen den Weltkriegen fallen noch zwei weitere Baumaßnahmen: 1925 wurden die Gasträume durch den Einbau des Schlosscafés erweitert⁴², und 1930 erfolgte der Abriss der Stallungen im Hof, an deren Stelle ein zweistöckiger Garagen- und Wohnhausanbau gestellt wurde⁴³.

Die letzte große Renovierung von 1977 konnte den Niedergang der Gaststätte und des Gebäudes nicht mehr aufhalten, nur verzögern.⁴⁴ Seit 1993 mehr oder weniger ungenutzt, wurde es 1999 verkauft, um nach einer umfassenden Sanierung, Renovierung und Erweiterung durch einen Investor alter, gastronomischer und auch neuer Nutzung zugeführt zu werden.⁴⁵

Eröffnungsanzeige.

Bei dem durchgreifenden Umbau meines Alt-Ludwigsburger Gasthauses

zum „Waldhorn“, vordere Schloßstraße 33 habe ich neben den neu eingerichtet. Wirtschaftsräumen ein

Café unter dem Namen „SchloßCafé“

eingebaut, das morgen Sonntag eröffnet wird.

Durch die in eigener Konditorei hergestellten Backwaren, sowie gute Getränke und Speisen, werde ich den Besuchern meines Hauses nur das Beste bieten, und lade zu zahlreichem Besuch höflichst ein.

Karl Ott zum „Waldhorn“.

Ludwigsburger Zeitung vom 23. Mai 1925

Bauausführung und Baubeschreibung

Es ist ein absoluter Glücksfall und eine erfreuliche Ausnahme, dass sich Details zur Bauausführung des Waldhorns in so umfassender und damit aussagekräftiger Form erhalten haben. Als herrschaftliches Haus erbaut, lag die Bauleitung und -überwachung bei der Schlossbaudeputation. Deshalb sind aus der Entstehungszeit des Gebäudes sowohl zwei Bauüberschläge⁴⁶ als auch die von der Rentkammer bezahlten Rechnungen samt Leistungsnachweis für die Erbauung und Möblierung des Wirtshauses sowie für die Erbauung von Stallung, Metzigg, Back- und Waschhaus nebst zahlreichen Einzelrechnungen vorhanden⁴⁷. Ferner ist der Pachtvertrag mit dem ersten Pächter Aßleutner und eine Inventarliste aus dem Jahr 1709 sowie der Kaufvertrag mit dem ersten Besitzer Valentin Arnspurger bekannt.⁴⁸ Die Einträge in den Güterbüchern ab 1788 und in den Kaufbüchern ab 1812 enthalten darüber hinaus wichtige Hinweise auf die Besitzer und den Bauzustand der einzelnen Gebäude.⁴⁹ Ergänzt werden diese Angaben ab 1771 durch Zeitungsanzeigen, die im Zusammenhang mit den jeweiligen Verkaufsvorgängen stehen.

Da das relevante Quellenmaterial vollständig in den Anmerkungen am Schluss des Aufsatzes zusammengestellt ist, sollen hier nur einige der interessantesten und baugeschichtlich wichtigsten Inhalte aus den Rentkammer-Rechnungen von 1709/1710 zitiert werden: Der Gipser hat das Wirtshaus »mit einem rauhen Wurf zu übertragen, glatt zu tünchen, die Eck und Fenster weiß, die übrigen Felder aber leicht gelb einzufassen«. »4 Kellerläden und 22 Flügelläden gleichermaßen sind 2 mal mit Öl-Silberfarbe angestrichen worden.« »17 große Fenster mit Öl-Silberfarbe, item 136 Fensterstengeln von Öl-Zinnoberfarbe 2 mal anstreichen.« »In dem oberen Stockwerk hat er [der Gipser] den Saal mit gutem Gips glatt bestochen und eine Hohlkehle oval aufgezogen.« »Den oberen Hausöhrn am Saal bestochen, geweißt, das Gebälk grau und mit einem schwarzen Bandstrich ausgemacht.«⁵⁰ »Im unteren Stock hat er des Wirts Wohnstuben bestochen, sauber geweißt, das Gebälk grau angestrichen und mit schwarzem Bandstrich gemacht, an denen Nebenwandungen das Gebälk behauen, mit gutem Gips übertragen und darauf mit Gips und Speis glatt bestochen.« »Joh. Fechter, Steinhauermeister, hat zu dem Eingang 2 steinerne Treppen von 14 Tritten, 6 Schuh lang und 14 Zoll breit gemacht.« »264 Schuh Gesimse mit heller Öl-Steinfarb 2 mal.« »Über 2 große Haustüren dergl. Gesimse und [Wetter-] Dächle gemacht.« »Über eine Küchen- und Haustür hindenheraus Gesimse und Dächle gemacht.« »In die große Gaststube ein Cabinet verfertigt.« »Die Fenster im Wirtshaus allhier haben einige arme Weiber aus Neckarweihsingen ausgebrochen, gesäubert und abgewaschen.« »Johann Jacob Steinfels, Fresco-Maler aus Prag, hat das vor dem Haus hängende Waldhorn verguldet und angestrichen.«⁵¹

Die Herberge und ihre Zimmer

Das Waldhorn war von Anfang an zur Bewirtung und Unterbringung der verschiedensten Gäste als Wirtshaus und Herberge konzipiert worden. Pläne von der Raumaufteilung der einzelnen Stockwerke liegen, nur unvollständig, erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts vor.⁵² Über Lage, Größe und Anzahl der einzelnen Räume können somit zwar keine exakten und gesicherten Angaben gemacht werden, aber auf Grund der heute noch im Gebäude vorhandenen tragenden Fachwerkwände,

der Lage der Türen und der Kaminöffnungen erscheint eine Rekonstruktion sehr wohl möglich. Als hilfreich erweisen sich dabei auch die zahlreichen Beschreibungen des Waldhorns, die zwischen 1820 und 1861 in verschiedenen Verkaufsanzeigen der Ludwigsburger Lokalpresse erschienen sind.

Das Erdgeschoss war von Anfang an den Wirtschaftsräumen und der Wohnung des Wirtes vorbehalten. Der erste Stock, die sog. Beletage, sowie der zweite oder obere Stock hatten identische Grundrisse. In diesen beiden Stockwerken befanden sich die Gästezimmer. Ein nicht in der Hausmitte gelegener Flur teilte jedes Stockwerk, so dass Räume unterschiedlicher Tiefe entstanden. Die größeren beheizbaren Stuben lagen zur Schlossstraße, die kleineren unbeheizbaren Kammern zum Hof hin.⁵³

Im 1731 angebauten schmälere Nebengebäude lagen die Zimmer alle auf einer Seite des Flurs, zur Marstallstraße hin. Ein größerer Raum in jedem Stockwerk, mit aufwendig gestalteter Stuckdecke, wurde als kleiner Saal bezeichnet. Der Flur zwischen Haupt- und Nebengebäude war durchgehend, ebenso der zweigeschossige Dachboden.

Wahrscheinlich noch vor der Verbreiterung des Hauptgebäudes um 1800 sind die Zimmer durchnummeriert worden. An einigen Türen sind diese Nummern nach dem Entfernen späterer Lackschichten wieder zum Vorschein gekommen. Ob sich alle identifizierten Türen noch in der Originalposition befinden, kann heute nicht mehr gesagt werden.

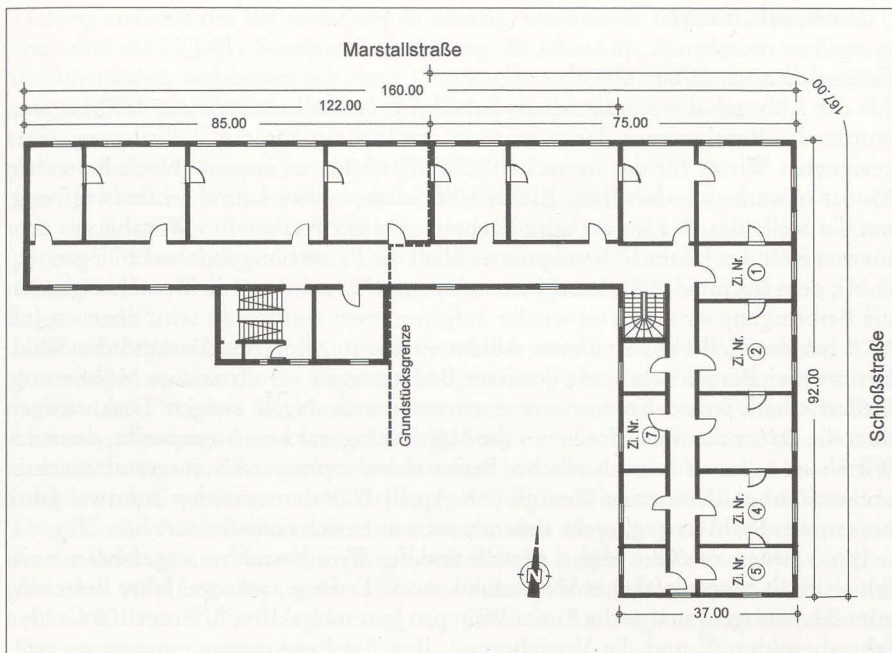
1820 befanden sich im Hauptgebäude 30 tapezierte Zimmer, vier Küchen, mehrere Speise- und Dachkammern sowie ein Keller von 150 Eimern Größe, im angebauten Nebengebäude sieben heizbare Zimmer, vier Mansardenzimmer, zwei Küchen, mehrere Bühnenkammern sowie ein Keller von 300 Eimern Größe.⁵⁴ Die Zimmer standen durchreisenden Gästen zur Verfügung. Zum Teil wurden sie von den Wirten als Wohnungen bzw. möblierte Zimmer vermietet oder aber auch Vereinen als Gesellschaftsräume über eine längere Zeit gegen ein Entgelt überlassen.⁵⁵

Einer Zeitungsanzeige von 1856 kann entnommen werden, dass sich damals in den beiden Gebäuden ein Speisesaal, der große Tanzsaal, ein Billardzimmer, 24 heizbare, elf unbeheizte sowie weitere Räume aller Art befanden.⁵⁶ Eine ähnliche Anzeige von 1861 erwähnt neben dem Speisesaal insgesamt 32 heizbare und 14 unbeheizte Räume.⁵⁷ In mehrere Zimmer eingezogene Zwischenwände sind sicher der Grund für die deutliche Steigerung der Zimmerzahl.

Ab 1861 begann nach dem Verkauf des Nebengebäudes die schrittweise Umgestaltung der Herberge in ein Mietshaus. Die Konzession zur Beherbergung ruhte seit 1925, 1935 erlosch sie.⁵⁸ 1925 befanden sich im Erdgeschoss neben den Wirtschaftsräumen eine Zwei- und eine Dreizimmerwohnung, in den beiden Stockwerken je eine Drei- und zwei Vierzimmerwohnungen, dazu kamen noch 13 Dachkammern.⁵⁹

Die Inneneinrichtung

Die Erstausrüstung des Wirtshauses, vor allem der Küche, ist durch die oben schon erwähnte Inventarliste und die Rentkammer-Rechnungen bestens belegt.⁶⁰ Bei den späteren Besitzerwechseln wurden in der Regel die beweglichen Einrichtungsgegenstände jedes Mal verkauft oder versteigert, so dass der



*Rekonstruierter Grundriss des 1. Obergeschosses zur Zeit der Erbteilung 1765
(Maßangaben in Schub)*

neue Wirt mit eigenem, modernerem und vor allem neuem Inventar beginnen konnte. Im Mai 1812 wurde unter anderem angeboten: besonders viel Silber, Spiegel, Porzellan, Glaswerk und »5 bis 6 Zentner meistens neu façonirtes ächtes Zinn«. ⁶¹

Vom Mai 1839 ist die vollständige Möblierung von mehreren Räumen bekannt. Danach befanden sich im Speisesaal parterre »3 große eiserne Tische, 1 anstoßender Wachstuchstisch, 2 Tronger- oder Wirtschaftstische, 1 Forte Piano, 1 kleiner Spieltisch, 1 Standuhr, 15 Stück verschiedene Portraits, 1 großer und ein kleiner Spiegel und 27 Stück gepolsterte Stühle«. Das Zimmer Nro. 1 in der Beletage war wie folgt eingerichtet: »1 vollständiges Bett, bestehend in 1 rothbarchetnen Oberbett, 1 dto. Unterbett, 2 dto. Häupfel, 1 dto. Kißen, 1 Roßhaarmatrazze, 1 rothabgenähtes Couvert, 1 Strohsak samt Strohhäupfel, 1 nußbraunerne Bettlade, nebst dergl. Nachttisch, sodann 1 Walzensecretär, 1 blau überzogener Sopha, nebst vier dergl. Seßel, 1 runder nußbaum Theetisch, 1 ovaler nußbaum Tisch, 3 Fenstervorhänge und 1 Alcovvorhang, 1 großer Spiegel, 3 Portraits und 1 wollener Fußstepich.« ⁶²

Bei der im Juni 1839 stattfindenden Versteigerung kamen ins Angebot: sehr viel Silber, Kronleuchter, Porzellan und Glas, viele Spiegel, Portraits, Kommoden und Pfeilertische. ⁶³ Im April 1856 kamen zum Aufruf: 24 Pfund Silberbesteck sowie Besteck mit Elfenbeingriffen, viel feines Porzellan und Glas, ein Klavier, zwei Stand- und zwei Schwarzwalduhren, Pfeilerkommoden und eine Eisrutsche. ⁶⁴

Franz Aßleutner (1709–1711)⁶⁵

Als der Abbruch des Kavaliersbaus auf dem Erlachhof im Frühjahr 1707 begann, wurde die Rentkammer daran erinnert, rechtzeitig für die Beibringung eines geeigneten Wirtes für das herrschaftliche Wirtshaus zu sorgen. Noch im selben Monat bewarb sich daraufhin Richard Bockleth, später Lehrer in Ludwigsburg, um die Stelle des Beständers oder Pächters. Da der Aufbau des Wirtshauses aber für den Rest des Jahres 1707 stagnierte, blieb die Bewerbung wohl auch liegen.

Mit dem Beginn der Aufbauarbeiten Anfang 1708 scheinen die Bemühungen um die Beibringung eines Wirtes wieder aufgenommen worden zu sein, denn im Juli 1708 bat der Kellerknecht Franz Aßleutner darum, ihm den Bestand des Waldhorns unter Berücksichtigung gewisser Bedingungen – vollständige Möblierung, Steuerfreiheit, keine Konkurrenz – einzuräumen. Nach einigen Diskussionen über die Dauer der Steuerfreiheit – die Möblierung war kein Streitpunkt, denn das Wirtshaus sollte als herrschaftlicher Besitz sicher repräsentativ ausgestattet sein – unterschrieb Aßleutner an Georgii (23. April) 1709 den zunächst auf zwei Jahre begrenzten Pachtvertrag, nicht ahnend, auf was er sich einließ.

Ihm wurden zwar die Möbel gestellt und der Wein kostenfrei zugefahren, auch erhielt er als herrschaftlicher Weinschenk Accis-Freiheit, auf zwei Jahre Befreiung vom Bestandsgeld und sechs Eimer Wein pro Jahr umgeldfrei⁶⁶, ferner 100 Gulden Jahresbesoldung⁶⁷ und die Versicherung, ihm die Konkurrenz, so weit es geht, vom Leib zu halten, dafür waren aber die Auflagen, die er als Beständer zu erfüllen hatte, umso härter. Er selber nämlich musste für die Bewirtschaftung des Hauses – Unterkunft und Lohn des Gesindes, Heizung, Beleuchtung – voll aufkommen, konnte aber nur an der Verköstigung und Beherbergung der Gäste etwas verdienen, da der Erlös aus dem Wein- und Bierverkauf zusammen mit dem Umgeld an den Amtmann quartalsweise abgeführt werden musste: Der Wirt solle »alle Quartal nebst dem Umgeld den völligen Weinerlös oder den Belauf des ausgezapften Weins nach Abzug von 2 Maß pro Eimer für passirlichen Abgang richtig dem Amtmann erstatten, wie dann Fürstl. Rentcammer sich mit keinen Ausständen beladen will«.

Dieser Passus sollte Aßleutner schnell zum Verhängnis werden! Bereits im Juni 1709 versuchte er – vergebens – Befreiung von der Zahlung des Umgeldes zu erreichen.⁶⁸ Er konnte im Laufe des Jahres die quartalsmäßigen Rückzahlungen nicht leisten und bat Anfang 1710 um Aufschub der Zahlungen bzw. Stundung der Schulden.⁶⁹ Doch der Herzog zeigte sich unerbittlich. Sein Befehl vom Februar 1710 war eindeutig: Aßleutner solle bis zur Bezahlung des Geldrests mit Arrest belegt werden.⁷⁰ Aßleutner scheint gezahlt zu haben. Eine vorzeitige Auflösung des Vertrags oder gar einen Verkauf des Waldhorns an Aßleutner lehnte der Herzog jedoch ab, stattdessen wurde der Amtmann aufgefordert, beizeiten nach einer anderen Person zu trachten, welche die Wirtschaft mit den Möbeln übernehmen möchte.⁷¹

Erfolglos bewarb sich eine gewisse Maria Cotta um den Bestand. Mehr Ausichten hatte im September der Bärenwirt von Asperg, der das Waldhorn mit den Nebengebäuden und dem Garten für 4000 Gulden kaufen wollte. Er erhoffte sich eine 20-jährige Steuer-, Umgeld- und Accisfreiheit und wäre auch bereit gewesen, die Asperger Post zu sich nach Ludwigsburg ins Waldhorn zu verlegen. Dem

Herzog erschien der Verkaufserlös zu niedrig, mindestens 6000 Gulden sollten es sein, und die 20 Jahre Steuerfreiheit zu lang. Er lehnte ab. Stattdessen verfügte er, das Wirtshaus, verbunden mit einer 15-jährigen Steuerfreiheit und einer dreijährigen Umgeld- und Accisfreiheit an den Meistbietenden zu verkaufen.

*Johann Valentin Arnsperger (1711–1722)*⁷²

Der Verkauf des Wirtshauses wurde öffentlich ausgeschrieben, gemeldet hat sich nur ein Bewerber, der aus Willsbach stammende Metzger Johann Valentin Arnsperger.⁷³ Er besichtigte Anfang 1711 das Anwesen⁷⁴ und handelte mit Oberhofmarschall Forstner den Kaufvertrag aus, der am 27. Januar 1711 vom Herzog genehmigt wurde⁷⁵.

Der Kaufpreis betrug 5500 Gulden, zahlbar in vier Raten bis November 1712. Arnsperger wurden die im Generalreskript vom 17. Januar 1710 enthaltenen Privilegien – u. a. 15 Jahre Abgabefreiheit – zugestanden, ebenso ein Schutz vor Konkurrenz, allerdings nur solange Ludwigsburg nicht stärker bewohnt war. Außerdem durfte er sein Metzgerhandwerk weiter betreiben und schwarzes Brot selber backen. Im Gegenzug musste Arnsperger für die Wirtschaft das herkömmliche Umgeld und Accise zahlen. Auch reservierte sich die gnädigste Herrschaft exklusiv die Beletage zur Unterbringung der Kavaliere, gegen die Zahlung des üblichen Zimmer- oder Logiamentgeldes. Die aus dem Verkauf erlösten 5500 Gulden sollten nach dem Willen des Herzogs für einen in Ludwigsburg zu errichtenden Kasernenbau verwendet werden.⁷⁶

Dem Aßleutner wurde daraufhin gekündigt. Ein Teil einer Schuld, welche die Rentkammer bei ihm wohl noch hatte, wurde sofort beglichen.⁷⁷ Über den Rest wurde weiter gestritten, zuletzt, 1716, noch mit Aßleutners Witwe.⁷⁸

Aber auch Arnsperger scheint recht schnell finanzielle Probleme bekommen zu haben, denn bereits im Juni 1711 bat er um eine dreijährige Umgeld- und Accisfreiheit sowie um eine Streckung der Ratenzahlungen bis April 1714: Seine Familie sei so groß, zehn kleine Kinder, und an manchen Tage kämen nur zwei Gäste! Seinen Bitten wurde entsprochen.⁷⁹

Ob Arnsperger das Waldhorn selbst bewirtschaftete oder es zu seiner Entlastung zeitweise verpachtete, ist nicht ganz klar, aber wahrscheinlich. Auf jeden Fall übernahm Arnsperger mit dem Kauf des Waldhorns auch den Kellner, Peter Pronet, der zwischen 1712 und 1714 auch Beständer des Waldhorns war.⁸⁰ Wolfgang Jacob Reinhardt wird 1717 als ein weiterer Beständer erwähnt.⁸¹

1721 gab es Klagen von Seiten der Gäste über die Führung des Wirtshauses.⁸² Zur gleichen Zeit musste Arnsperger sein Brauhaus und die Metzsig »wegen der Regularität« (siehe oben) versetzen und der Verlust des hinteren Gartenteils, der für den Neubau Marstallstraße 4 vorgesehen wurde, zeichnete sich auch schon ab.⁸³ Da konnten dem Wirt nur noch seine Kinder helfen! Eine seiner Töchter, Clara Maria, sollte Johannes Herzog, einen »Tracteur« und Koch, heiraten und an ihn verkaufte Arnsperger Ende 1721 das gesamte Anwesen.

*Johannes Herzog (1722–1765)*⁸⁴

Die ersten Jahre als Waldhornwirt waren für Herzog sicher nicht leicht. Die Stadt entwickelte sich recht schnell, die Konkurrenz nahm zu, das Waldhorn aber war als herrschaftliches Absteigequartier teilweise »bewirtschaftet«, der Wirt dadurch in seinen Möglichkeiten eingeschränkt. Außerdem musste er den neu erstellten

Baurichtlinien Tribut zollen: 1727 wurde aus feuerpolizeilichen Gründen der Abbruch der südlichen Stallungen angeordnet und 1730/31 musste der nördliche Stall abgerissen und durch einen stattlichen Flügelbau, »viele 1000 Gulden« teuer, ersetzt werden.⁸⁵ Auch Herzog hat das Waldhorn zumindest zeitweise mit einem Pächter umgetrieben, denn 1728 bat Johann Müller, »Beständer der Herberg à la Trompe d'or daselbst« um den »Character eines Hof-Traiteurs«.⁸⁶

Als 1733 die Freiheiten für das sog. alte Haus, das Waldhorn, ausliefen, konnte Johannes Herzog unter Hinweis auf seine privaten Verhältnisse eine nochmalige Verlängerung um drei Jahre bewirken.⁸⁷ Doch nach dem Tod von Herzog Eberhard Ludwig am 31. Oktober 1733 sollte sich die Situation für Ludwigsburg generell verschlechtern.⁸⁸ Der Nachfolger Carl Alexander zog mit Hofstaat und Kanzleien zurück nach Stuttgart, die Bevölkerungszahl von Ludwigsburg sank drastisch, Wirtshausbesucher und Übernachtungsgäste blieben aus, Nutzen und Profit der Gastwirtschaft schwanden, mit jedem Tag entstand neuer Schaden, da die festgelegten Abgaben weiterhin gezahlt werden mussten. Ein Antrag des Wirtes von 1738, die noch reichlich vorhandenen steuerlichen Freijahre des neuen Flügelbaus auf das alte Wirtshaus zu übertragen, wurde abgelehnt.⁸⁹

Aber irgendwie muss es Johannes Herzog doch geschafft haben, denn er blieb bis zu seinem Tod 1765 Waldhornwirt, 43 Jahre lang, so lang wie kein anderer nach ihm.

Die Erbteilung von 1765 und ihre Folgen

Nach dem Tod von Johannes Herzog wurde das Anwesen unter seinen drei Kindern aufgeteilt.⁹⁰ Das Wirtshaus zum Waldhorn erhielt der älteste Sohn Rudolf Philipp, das Nebengebäude ging gemeinsam an die verheiratete Tochter Maria Charlotta und den jüngsten Sohn Friedrich Hartmann, kaiserlich russischer Major.

Laut Realteilung wurde der Hof durch einen Zaun geteilt, der Stall durch einen Verschlag. Die Einfahrt auf der Südseite gehörte zum Wirtshaus, ebenso die überbaute Einfahrt zwischen Wirtshaus und Nebengebäude mitsamt den darüber befindlichen Stockwerken. Der Hofanteil des Nebengebäudes konnte demnach nur noch über das im Westen gelegene Grundstück erreicht werden. Der Schätzwert des Wirtshauses betrug 5000 Gulden, der des Nebengebäudes 5500 Gulden.

Wie die Teilung des Nebengebäudes erfolgen sollte, wird in der Realteilung nicht erwähnt. Die auch heute noch gültige Grenzlinie innerhalb des Gebäudes musste damals festgelegt worden sein. Auffallend dabei ist, dass die Grenze nicht geradlinig durch das Gebäude verläuft und dass sie in den beiden Stockwerken anders verläuft als im Erdgeschoss, abhängig von der Lage und der Größe der einzelnen Räume. In der Beletage gehörten noch das Zimmer Nro. 10 und der kleine Saal, im oberen Stock das Zimmer Nro. 22 zum Waldhorn. Der Dachboden wurde durch eine gemauerte Giebelwand geteilt, der »Katzenlauf« durch eine Bretterwand.⁹¹ Die Durchgänge in den Stockwerken konnten bei Bedarf mit Türen verschlossen werden, die endgültige Zumauerung erfolgte erst nach dem Verkauf des Nebengebäudes im Jahr 1861.⁹²

Da auf die weitere Geschichte des Nebengebäudes in den folgenden Kapiteln noch näher eingegangen wird, soll sie hier nur in Kurzform vorgestellt werden: Im Auftrag von Herzog Carl Eugen kaufte Oberamtmann Kerner 1772 das Nebengebäude den Herzog-Erben ab. 1785 überließ Carl Eugen das Gebäude »eigenthüm-

lich« der reformierten Gemeinde, die darin im ersten Stock einen Betsaal mit Sakristei einrichtete. 1793 kaufte der Waldhornwirt das Nebengebäude wieder zurück, mit Ausnahme des Betsaals und der Sakristei, die erst 1824 in den Besitz des Waldhornwirtes übergingen. 1861 erwarb der Methodistenprediger Ernst Gebhardt das Nebengebäude. Der 1824 angebaute Tansaal wurde in der Folgezeit als Gottesdienstraum genutzt. Bis 1972 blieb das Anwesen im Besitz der methodistischen Gemeinde, danach übernahm es die Diözese Rottenburg, die es der katholischen kroatischen Gemeinde als Gemeindezentrum zur Verfügung stellte.

Rudolf Philipp Herzog (1765–1769), Friedrich Andreas Koch (1769–1772), Johann Georg Mayer (1772–1812) und Joseph Nicolas Sanbœuf (1812–1822)

Von Rudolf Philipp Herzog⁹³ ist nur bekannt, dass er 1769 der Ludwigsburger Stiftungspflege 100 Gulden für »die Armut im Allgemeinen« stiftete⁹⁴ und er, wie im übrigen sein Vater auch, als besondere Auszeichnung bei Nacht beerdigt wurde.

Sein Nachfolger Friedrich Andreas Koch⁹⁵ stieg mit neuem Schwung ins Waldhorn ein. Er ließ die Zimmer mit kostbarer Ware tapezieren und möblieren. In einer Anzeige der »Stuttgardischen privilegirten Zeitung« machte er einem »geehrten Publico« bekannt, dass sich seine geräumige Wirtschaft jetzt in einem besseren Stand befinde.⁹⁶ Überraschenderweise verkaufte er Ende 1771 wieder.⁹⁷

Anfang 1772 übernahm Johann Georg Mayer⁹⁸ das Waldhorn und »offerirt demnach einem jeglichen, sowohl hohen als niedrigen Stands prompte Bedienung«. ⁹⁹ 40 Jahre später gab er Alters halber das Waldhorn auf und stattete allen seinen »hohen Gönnern und verehrungswürdigsten Freunden« den untertänigsten und gehorsamsten Dank ab.¹⁰⁰ Das klingt stolz und selbstbewusst, aber Mayer hatte sicher auch allen Grund dazu. Als Gerichtsverwandter war er ein angesehener Mann in der Stadt. Er hatte das Nebengebäude von den Reformierten zurückge-



Gasthof zum Waldhorn, Lithographie um 1835

kauft und darin 1802 auf Wunsch der Staboffiziere ein »militärisches Kaffeehaus« mit zwei Billardtischen eröffnet. Darüber hinaus vergrößerte er das Haupthaus aufwendig zur Hofseite hin. Die Versteigerung des Inventars markierte das Ende seiner langen Wirtstätigkeit.¹⁰¹

Auf den beständigen Mayer folgte der unstete und etwas glücklose Joseph Nicolas Sanbœuf, ein Privatsekretär und Zeichenmeister aus Stuttgart.¹⁰² Obwohl er keinerlei Erfahrungen im Gastgewerbe besaß, traute er sich zu, zusammen mit seiner Frau, einer Bäckerstochter, in Ludwigsburg das erste Haus am Platz, das Waldhorn, umzutreiben. Seine Empfehlungsanzeige im »Schwäbischen Merkur« veröffentlichte er sogar in Französisch.¹⁰³ Doch das Waldhorn war für den Quereinsteiger wohl eine Nummer zu groß. Schon 1820 erschien die erste Verkaufsanzeige im »Ludwigsburger Wochenblatt« und im »Schwäbischen Merkur«.¹⁰⁴ Nachdem sich offensichtlich kein Kaufwilliger fand, überließ Sanbœuf das Waldhorn einem Pächter, während er sich selbst nach Oßweil auf die »Wirtschaft zum Schloß« zurückzog.¹⁰⁵ 1822 wurde das Anwesen zwangsversteigert. Sanbœuf starb 1844 als Stadtmesner!

Die weiteren Wirte bzw. Eigentümer des Waldhorns (1822–1993)

1822–1834: Franz Springer aus Koblenz.¹⁰⁶ Er bewies unternehmerischen Weitblick und rückte das Waldhorn durch den Anbau des Tanzsaales in den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens in Ludwigsburg.

1834–1839: Caroline Springer, Witwe von Franz Springer.¹⁰⁷

1839–1856: Johann David Bühler aus Vaihingen an der Enz.¹⁰⁸

1856–1858: Johann Andreas Neidhardts Erben.¹⁰⁹ Nach dem Tod Bühlers im Januar 1856 war das Waldhorn seltsamerweise nur recht schwer zu verkaufen. War es heruntergewirtschaftet, lief der Beherbergungsbetrieb nicht mehr oder war einfach nur kein Geld unter dem Volk? Erst im zweiten Anlauf ersteigerte der Löwenwirt Sorg aus Vaihingen Anfang Mai das Anwesen¹¹⁰, das jedoch Ende Juli auf dem Exekutionsweg schon wieder zur Versteigerung kam. Schließlich wurde es Ende August, wieder erst beim zweiten Termin, von den Erben des 1855 verstorbenen Kommerzienrates Neidhardt erworben.¹¹¹ Als Pächter wurden die Metzger Bayla und Spörle eingesetzt.¹¹²

1858–1862: Johann Strenger, Metzger aus Ludwigsburg.¹¹³ Strenger eröffnete im Herbst 1858¹¹⁴ und hoffte, durch den Einbau von Wohnungen das Haus rentabler führen zu können. Er versuchte es mit mehreren Wirtschaftspächtern, jedoch erfolglos. Im April 1861 setzte er »sein Anwesen in hiesiger Stadt aus freier Hand dem Verkauf aus«.¹¹⁵ Kurzzeitig wurde darüber diskutiert, ob nicht die Stadt die Gebäude erwerben sollte, um darin zur Beseitigung der Schulraumnot eine Schule einzurichten. Doch die Pläne zerschlugen sich.¹¹⁶ Das Nebengebäude konnte Strenger daraufhin umgehend an den Methodistenprediger Gebhardt verkaufen¹¹⁷, mit einem schlechten Gewissen allerdings, denn er entschuldigte sich dafür »inständigst« beim Gemeinderat, aber »er hätte es sich leichter machen müssen«¹¹⁸. 1862 endlich verkaufte er auch das Wirtshaus an seinen Schwiegersohn August Ott.

1862–1982: Familie Ott.¹¹⁹ Nach der Übernahme des Waldhorns im November 1862¹²⁰ bewirtschaftete die Familie Ott über vier Generationen¹²¹ die Gaststätte, insgesamt unauffällig, mit wechselndem, gegen Ende stark nachlassendem Er-

folg. Das Gebäude wurde dabei hauptsächlich als Mietshaus genutzt. 1982–1993: Aldo Koraca.¹²²

Seit März 1993 ist das Waldhorn endgültig geschlossen. Das Haus ist überschuldet, mehrere Zwangsversteigerungstermine verlaufen ergebnislos. Der Anfang 1999 gegründete Verein der Freunde des Städtischen Museums kann sich bei der Stadtverwaltung mit dem Vorschlag, das Waldhorn als künftiges Museumsgebäude zu erwerben, nicht durchsetzen. Der in letzter Sekunde von der Stadt unternommene Versuch, das Gebäude für maximal 600 000 Mark doch noch zu erwerben, schlägt fehl. Am 22. Juli 1999 ersteigern die beiden Investoren Hüseyin Birgül und Selahattin Sabuncuoğlu das Waldhorn für einen Betrag, der nur knapp über dem Höchstgebot der Stadt liegt.

Am 18. März 2000 öffnet das Waldhorn zu einem Tag der offenen Tür ein letztes Mal seine alten Pforten. Nach gründlicher Sanierung, Renovierung und Erweiterung um einen südlichen Flügelbau soll im Erdgeschoss wieder eine Gaststätte untergebracht werden. Der 1. Stock wird für Büro- und Praxisräume eingerichtet, während im 2. Stock und im Dachgeschoss Wohnungen eingebaut werden sollen.¹²³

Das Wirtshaus und seine Gäste

Hofkavaliere und Baubeamte: die Zeit Eberhard Ludwigs

Die ersten Gäste und Bewohner des Waldhorns waren Bauhandwerker und Baumeister, Künstler und Beamte der Baudeputation, Hofkavaliere und durchreisende Besucher, denen der Herzog die Fortschritte seines Schlossbaus zeigen wollte. Der Pächter, gleichzeitig herrschaftlicher Weinschenk¹²⁴, stand zunächst in herrschaftlichen Diensten und hatte neben der Bewirtung und Beherbergung der Gäste auch deren Pferde zu versorgen. Für seine Auslagen erhielt er Zehrungs- und Logiamentgeld. Der Wein wurde ihm frei Haus zum Beispiel von Mundelsheim oder Weinsberg angeliefert¹²⁵, für Heu und Stroh oder das Brennholz aber hatte er selber zu sorgen.

In der Wirtsstube aßen die Hofbeamten, wenn sie auf der Schlossbaustelle zu tun hatten, so der Oberhofmarschall Forstner, der Baumeister Nette oder der Expeditionsrat Hopfenstock.¹²⁶ Festes Logis im Waldhorn hatten neben dem Baumeister Heim auch die verschiedenen Stuckateure und Maler.¹²⁷ Der Hofstaat übernachtete im Waldhorn, wenn der Herzog Ludwigsburg besuchte.¹²⁸ Zur Unterhaltung der Gäste engagierte der Wirt sogar Musikanten.¹²⁹ Aber auch der Profos des Garde Corps à cheval stieg hier ab, als er in Ludwigsburg für Arrestanten einen »besonderen Pflock« sowie Hand- und Fußschellen bestellt hatte und über 14 Tage bis zu deren Auslieferung warten musste.¹³⁰ Noch makabrer wird es, wenn wir heute erfahren, dass der Wirt auch zum Tode Verurteilte unterzubringen hatte, denn er erhielt 1710 die Entschädigung für den Aufenthalt eines »justifizierten Sodomiten« ausgezahlt.¹³¹

Als das Waldhorn in den Privatbesitz des Valentin Arnspurger übergang, musste dieser sich verpflichten, die Beletage für die herrschaftlichen Gäste zu reservieren. Diese Regelung galt bis 1726.¹³² Bitter beklagten sich die Wirte über die schlechte Zahlungsmoral der fürstlichen Rentkammer, die auch nach drei Jahren die ausstehenden Rechnungen noch nicht bezahlt hatte.¹³³

Der Hof glänzt und feiert: die Zeit Carl Eugens

Einen unerwarteten und ungeahnten Höhepunkt des gesellschaftlichen und höfischen Lebens bescherte Herzog Carl Eugen Ludwigsburg durch die Rückverlegung der Hofhaltung von Stuttgart nach Ludwigsburg. Prunkvolle Feste, aufwendige Bauvorhaben, illustre und staunende Gäste auf der einen Seite, aber auch viel Not, Elend, Verzweiflung und Unterdrückung, ausgelöst durch herzogliche Willkür oder Gleichgültigkeit, bestimmten das Leben in der Stadt. Heute wird fast nur noch von den Glanzpunkten der Epoche berichtet, weil große Namen wie Mozart, Casanova, Goethe oder Schubart es leichter haben, sich in den Geschichtsbüchern festzusetzen als Tagelöhner, Fröner oder bettelnde Mütter, die sicher auch im Waldhorn verkehrten, aber nicht in der Gaststube oder dem Billardzimmer, sondern am Kücheneingang im Hof, um dort das abzuholen, was die große Gesellschaft übrig gelassen hatte. Aber jetzt wieder zurück zu den großen Namen!

Wolfgang Amadeus Mozart: Auf der Reise nach Paris kam Vater Leopold Mozart mit dem siebeneinhalbjährigen Wunderkind und dessen Schwester Nanerl am 9. Juli 1763 in Ludwigsburg an, stieg im Waldhorn ab und wollte eigentlich die Kinder dem Herzog vorspielen lassen.¹³⁴ Der aber hatte anderes im Sinn, wollte verreisen, und so reichte es nur zu einem Vorspiel bei Jommelli. Da alle Kutschenpferde für den herzoglichen Reisetross benötigt wurden, musste Leopold Mozart mit den Kindern bis zum 12. Juli in Ludwigsburg bleiben. Er hatte also genügend Zeit, sich die Stadt anzuschauen, von seinem Fenster aus den gegenüberliegenden Schlosshof mit der Wache zu beobachten und den oft zitierten Brief über Ludwigsburg zu schreiben, in dessen zweiten Teil es heißt:

»Ludwigsburg ist ein ganz besonderer Ort. Es ist eine Statt. Allein die Zäune und Gärtengeländer, hauptsächlich aber die Soldaten sind die Stattmauern. Wenn Sie ausspeyen, so speyen Sie einem Officier in die Tasche oder einem Soldaten in die Patronentasche. Sie hören ohne Unterlaß auf der Gasse nichts als halt! Marche! schwenkt euch! Sie sehen nichts als Waffen, Trommeln und Kriegsgeräthe. Vor dem Eingang des Schlosses stehen 2 Grenadier und 2 Dragoner zu Pferd, die Grenadiers Mützen auf dem Kopfe und einen Curas auf der Brust, in der Hand aber den bloßen Säbel, über sich ein jeder ein schönes Dach habend von Blech, statt eines Schilderhauses. Mit einem Worte, es ist unmöglich, daß man eine größere Accuratesse im Exercitio und eine schönere Mannschaft sehen kann. Man sieht absolut keinen anderen Mann als grenadiermäßige Leute, so zwar, daß mancher Feldwebel 40 Gulden monatlich Besoldung hat. Sie werden lachen! und es ist wirklich lächerlich. Wenn ich zum Fenster stand, so glaubte ich nichts als Soldaten zu sehen, die bereit wären, eine Person auf einer Comoedie oder opera vorzustellen. Denken Sie nur, alle Leute sind haargleich, und täglich, nicht in Wuckeln frisirt, sondern wie der erste petit-Maitre in vielen Locken vom Kopf weg gekämmt und schneeweiß eingepudert, die Bärte aber kohlschwarz geschmiert. Wenn ich alles schreiben sollte, hätte ich noch vieles zu schreiben. Doch kann ich nicht umhin sein, Ihnen zu sagen, daß Wirtemberg das schönste Land ist: von Geislingen an bis Ludwigsburg sieht man nichts als rechts und links zu gleicher Zeit Wasser, Wälder, Felder, Wiesen, Gärten und Weinberge, und dies zugleich und auf das schönste vermischt.«

Giacomo Casanova: Dass Casanova auf seinen Reisen quer durch Europa auch am Hof Carl Eugens auftauchte, kann eigentlich nicht verwundern.¹³⁵ Kurz bevor

er im Juli 1767 einige Tage in Ludwigsburg verbrachte, hatte er das Gerücht verbreitet, er sei zum Geheimsekretär des Herzogs ernannt worden. Er hatte keinen ernsthaften Besuch vor, er wollte sich vielmehr an drei Offizieren, die ihn vor sieben Jahren beim Spiel reingelegt hatten, schadlos halten. Kurz vor der Rückkehr des Herzogs von einer Italienreise erschien Casanova dann höchstpersönlich als vermeintlicher Geheimsekretär in Ludwigsburg und jagte den Offizieren einen gehörigen Schrecken ein. Nach eigenen Worten stieg er im sehr guten Gasthof zur Post ab. Einen solchen Gasthof gab es jedoch in Ludwigsburg nie, nur das Gasthaus zum Römischen Kaiser, oben in der Marstallstraße, in dem auch die Post untergebracht war, ein insgesamt einfaches Haus. Eigentlich nicht gerade das standesgemäße Quartier für einen, der als Geheimsekretär des Herzogs unterwegs war, vor allem, wenn in unmittelbarer Nähe das Waldhorn, das erste Haus am Platz, stand. Vielleicht ist Casanova in Wirklichkeit im Waldhorn abgestiegen und hat nur das prächtige Waldhorn im Wirtshauschild als Posthorn gedeutet.

Fest steht aber, dass Casanova schleunigst am 11. Juli 1767, dem Tag des Einzugs des Herzogs in Ludwigsburg, die Stadt vorsorglich verließ. Er hat etwas versäumt! Denn die Stadt bereitete dem Herzog nach seiner Rückkehr aus Venedig einen triumphalen Empfang. Ehrenbögen wurden aufgestellt, die Häuser festlich geschmückt und illuminiert. Ein eigens verfasster Bericht schildert den feierlichen Einzug und den Schmuck der einzelnen Gebäude: »Herr Waldhornwirth Hertzog richtete vor seinem Hauß eine Ehren-Säule auf, mit dem oben angesetzten Fürstenhut, auf welchem die Worte stunden: Vivat CAROLUS! Die Säule ware mit Blumen und Taxis geziert, und auf beeden Seiten derselben 2 auf gleiche Art gezierte grosse Pyramiden, auf deren Spizen der geschlungene Herzogliche Name mit dem Fürstenhute stunde. Die zwey äusserste Seiten beschlossen 2 Triumph-Bögen à la Mosaique mit Taxis und lebendigen Blumen behänget. Sodann war eine Gallerie von einem Triumph-Bogen zum andern dabey mit lebendigen Blumen-Guirlanden, alles aber mit etlich 1000 Glaß-Ampeln beleuchtet.«¹³⁶

Christian Friedrich Daniel Schubart: Drei Jahre später, im Herbst 1769, zog weniger spektakulär Christian Friedrich Daniel Schubart als zukünftiger herzoglicher Organist und Musikdirektor in Ludwigsburg ein.¹³⁷ Sein Leben änderte sich hier grundlegend: »Meine Studierstube hat sich in ein Putzzimmer verwandelt, mein Pult in eine Toilette, ... und statt des Tobaks kaue ich jetzt Lavendel.« Bekannt als Lebemann und fröhlicher Zecher hat er zusammen mit seinem Freund Deller manche Stunden im Waldhorn zugebracht.

Die ersten erhaltenen Zeitungsanzeigen, in denen das Waldhorn erwähnt wird, stammen auch etwa aus dieser Zeit. Eine davon passt stimmungsmäßig gut in die Zeit, in der auch Schubart im Waldhorn verkehrte: »Ein spanisches Rohr, bis zur Helfte mitten hinauf gesprungen und wieder zusammen geleimt, ohngefähr drey bis vierthab Schuh in der Länge, mit einem glatten, goldenen, oben an der Rundung hier und da durchs Fallen verstossenen, kleinen Knopf, in der Form eines Cocus-Kopfs, mit 2 kleinen goldenen Ohren, durch welche ein schwarz-seidenes mit Gold stark durchwirktes Stockband geht, an dessen Ende eine ganz goldene Quaste hängt, ist den 7. dieses Monaths in dem Gasthaus zum goldenen Waldhorn in Ludwigsburg verlohren gegangen. Wer davon Kundschaft bekommt, beliebe solches bey dem Herrn Waldhornwirth allda anzuzeigen, wofür ein Ducaten Douceur versprochen wird.«¹³⁸

Venezianische Messen: Herzog Carl Eugen verstand es, zu feiern und sich feiern

zu lassen, immer aufwendiger und pompöser gestalteten sich seine Geburtstagsfeste im Schloss. Ab 1768 wurde dann jedes Mal im Januar die sog. venezianische Messe auf dem Marktplatz abgehalten. Überdachte Boutiquen wurden aufgestellt und die Wohnungen unter den Arkaden zur Bewirtung der Gäste in »ofentliche Casines« umgewandelt.¹³⁹ Oberamtmann Kerner verteilte die Bewirtschaftung dieser Casinos unter den dazu geeigneten Ludwigsburger Wirten. So erhielt bei der venezianischen Messe von 1769 der Waldhornwirt Herzog zusammen mit dem Cafetier Friedrich die Bewirtschaftung der Oberamtei, in der exklusiv der Herzog verkehrte, zugewiesen.¹⁴⁰ Bei der Messe zwei Jahre später bewirtschaftete der Waldhornwirt Koch das Seizische Haus.¹⁴¹ In einer Anzeige in der »Stuttgardischen privilegirten Zeitung« weist Koch darauf hin, dass er aus Anlass der Messe Karnevals-Kleider wie zum Beispiel »noble Venetianer« oder »Dominos von allerhand Coleuren« in Kommission verkaufe.¹⁴²

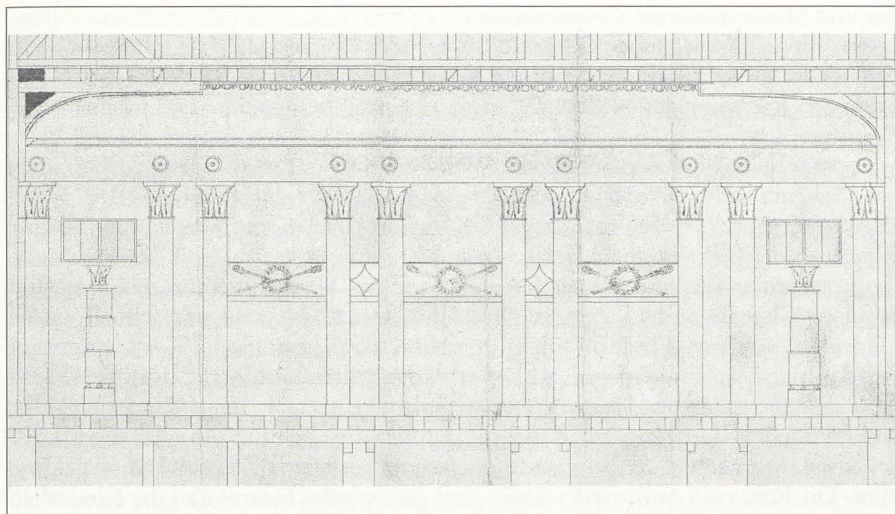
Johann Wolfgang von Goethe: In der Nacht vom 15. zum 16. Dezember 1779 übernachtete der Dichterstern Johann Wolfgang von Goethe auf der Rückkehr von seiner zweiten Schweizer Reise im Waldhorn.¹⁴³ Unbegreiflicherweise ist dieser erste Aufenthalt Goethes in Ludwigsburg viel weniger bekannt als sein zweiter im Jahr 1797. Es könnte daran liegen, dass Goethes Reisetagebücher vom Dezember 1779 nicht erhalten sind, Goethe also über diesen Aufenthalt nicht persönlich berichtete. Dafür erwähnte der Ludwigsburger Waisenhauslehrer Israel Hartmann in seinem Tagebuch den Aufenthalt Goethes im Waldhorn sowie den gemeinsamen Besuch im Waisenhaus am Abend des 15. Dezember 1779: »Gegen 4 Uhr kam ein Bote, der mich zu Expeditionsrat Hartmann ins Waldhorn (ältestes Gasthaus in Ludwigsburg) eilends holte; ich lief stark dahin. Göthe und Hartmann waren eben im Begriff, ins Militärwaisenhaus zu gehen. Ich ging mit dorthin, nachdem mich Göthe begrüßt und geküßt hatte.«

Reformierte und Methodisten im Waldhorn

Vielfältig und abwechslungsreich ist die Geschichte des Waldhorns! Wie oben schon erwähnt, kaufte Oberamtmann Kerner im Auftrag von Herzog Carl Eugen 1772 das Nebengebäude des Waldhorns.¹⁴⁴ Die Gründe dafür sind heute nicht mehr bekannt, es ist aber zu vermuten, dass es, wie das Nachbargebäude Marstallstraße 4 auch, bis 1775 als Kaserne genutzt wurde. Längere Zeit stand das herrschaftliche Haus leer. Erst als die reformierte Gemeinde von Ludwigsburg als Ersatz für ihre auf dem Marktplatz aufgegebene Kirche – der Herzog hatte sie zur Garnisonskirche umgebaut – eine neue Unterkunft suchte, bot sich das leer stehende Gebäude an.¹⁴⁵ Im Tausch gegen ihre Kirche erhielten die Reformierten somit das Nebengebäude des Waldhorns übereignet. Sie richteten sich im 1. Stock einen Betsaal mit 37 Sitzreihen, einer Kanzel und einem Taftisch sowie eine Sakristei ein.

Doch die Gemeinde war klein und das Haus zu groß. Schon 1793 wurde deshalb das Haus wieder an den Waldhornwirt verkauft, nur der Betsaal mit der Sakristei blieb im Besitz der Gemeinde. 1824 kaufte der Waldhornwirt dann auch noch den Betsaal und baute, nachdem ihm das Nebengebäude jetzt vollständig gehörte, einen Tanzsaal an, den größten damals in Ludwigsburg.¹⁴⁶

Fast vier Jahrzehnte lang fanden nun hier große Bälle, Konzerte, Theateraufführungen, Festessen und Versammlungen statt, bis das Nebengebäude 1861 erneut verkauft wurde, wieder an eine religiöse Gemeinschaft. Der methodistische Predi-



*Waldhornsaal, Entwurf zur
Wandgestaltung von Friedrich Baumgärtner, 1824*



Kirchenraum der Methodistenkirche, der ehemalige Waldhornsaal

ger und Missionar Ernst Gebhardt suchte zu dieser Zeit geeignete Versammlungsräume für seine wachsende Gemeinde.¹⁴⁷ Den Waldhornsaal kannte er, in ihm hatten schon früher geistliche Vorträge der Methodisten stattgefunden. Kurz entschlossen kaufte er das Nebengebäude und gestaltete den Tanzsaal in einen Kirchenraum um.

Tony Schumacher ging auf ihrem Schulweg auch an diesem Haus vorbei: »Ein paar Schritte weiter: Absolut nicht dazu passend, aber doch auch aus dem Waldhorn kommend, wurden manchmal Gesänge mit Harmoniumbegleitung hörbar. Eine fromme Gemeinschaft hatte dort ein Zimmer gemietet, und der Missionar, der abends die Versammlung leitete, übte oft des Morgens schon mit Frau und Kindern Choräle und Lieder ein. Wie schön das klang, und wie schnell da die Gedanken von uns Kindern von Burgverliesen auf himmlische Gefilde versetzt wurden! Und welches Ereignis war es erst, den Missionar da und dort einmal am Fenster oder unter der Haustüre zu sehen, oder gar erst seine Kinderlein, die, wohl ein halbes Dutzend, noch nicht schulpflichtig, sich um ihn oder die Mutter drängten. Die ganze Familie war vor noch nicht gar langer Zeit aus Indien gekommen. Die Frau trug ganz merkwürdig glatt gescheitelte Haare, und die Kinderlein hatten ganz andere Schürzen und Röcke an wie wir.«¹⁴⁸

Soldaten und Offiziere

Dass Ludwigsburg eine Soldatenstadt war, fiel schon Leopold Mozart auf. Nirgendwo in der Stadt gab es noch Ende des 19. Jahrhunderts so viele Gaststätten wie in der unteren Stadt, denn nach Gewehrreinen und Stiefelputzen spielte sich das Leben des Soldaten meistens in der Wirtschaft ab. Die Mannschaften verkehrten in ihren einfacheren Stammlokalen, während die höher gestellten Offiziere ihre Kosttische und regelmäßigen Treffen in den besseren Lokalen wie dem Bären oder dem Waldhorn hatten; Kasinos gab es bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts nicht in Ludwigsburg.¹⁴⁹

Für viele wurde somit das Wirtshaus zu ihrem »Heiligtum« und zu ihrem regelmäßigen Aufenthalt nach den Stunden des Dienstes. Der General und Historiker Albert Pfister schrieb hierzu: »Dies ausschließliche Wirtshausleben vollzog sich zum Teil unter ganz wunderlichen Formen und brachte da und dort eine Art von höchst solidem Wesen, fast eine Art von Häuslichkeit außer Hause zuwege.«¹⁵⁰

Für die Ludwigsburger Bevölkerung war das Zusammenleben mit den Soldaten nicht immer erfreulich. Die 1799 und 1800 durchziehenden französischen Revolutionstruppen mussten einquartiert und verköstigt werden, die einfachen Soldaten in Bürgerhäusern, die Offiziere in den Wirtshäusern, unter anderem im Waldhorn. Otto Schanzenbach, Bibliothekar und Historiker aus Ludwigsburg, berichtet dazu eine kleine Episode, die er wohl durch Erzählungen erfahren hatte: »Einzelne Einquartierte gebärdeten sich oft anspruchsvoll und unartig. Eine resolute Bürgerfrau in der Lindenstraße, deren Franzose ihr die Pfannenkuchen an die Wand warf, ging, wie sie war, ins Waldhorn hinunter und klagte bei dem vorgesetzten Offizier, worauf der Soldat nach schärfstem Verweis wieder kam, um Verzeihung bat und versprach, alles, was sie ihm vorsetzen werde, zu essen, selbst Pfannenkuchen.«¹⁵¹

Museumsgesellschaft und Bürgergesellschaft

Ende 1795 wurde in Ludwigsburg eine Lesegesellschaft gegründet, die sich 1823

mit einer ebenfalls in Ludwigsburg existierenden Kasinogesellschaft zur Museumsgesellschaft vereinigte. Der Namen der neuen Gesellschaft hatte nichts mit einem Museum im heute üblichen Sinn zu tun, er bezog sich vielmehr allgemein auf das Museum als einen Ort der Musen. Ziel war es, sich auf nützliche und zugleich angenehme Art literarisch und gesellig zu unterhalten. Für den nützlichen Teil der Unterhaltung dienten die Bibliothek und das Lesezimmer, für den unterhaltenden das Billard, Konzerte und große Bälle.¹⁵²

Ab 1820 hatte die Gesellschaft im Waldhorn in der Beletage – ab 1822 einen Stock höher – mehrere Räume für die Bibliothek, das Lesezimmer, den Rauchsalon und das Billardzimmer fest angemietet. Hier lagen die neuesten Tageszeitungen auf, man traf sich zu Lektüre und Unterhaltung, rauchte und spielte Karten oder vertrieb sich beim Billard die Zeit. Der Wirt hatte für Beleuchtung, Beheizung, die pünktliche Reinigung der Räume sowie die Bewirtung der Mitglieder zu sorgen.¹⁵³ Ein absoluter Glücksfall, auch für die Museumsgesellschaft, war der neu errichtete Waldhornsaal. Hier konnte die Gesellschaft in würdigem Rahmen die großen Weihnachts- und Maskenbälle oder die Feierlichkeiten zum Geburtstag des Königs durchführen.¹⁵⁴ Im Jahre 1834 erwarb die Museumsgesellschaft das ehemalige Prinzenpalais neben dem Rathaus als Gesellschaftshaus und verließ daraufhin das Waldhorn. Große Bälle oder Konzerte wurden aber auch weiterhin im Waldhornsaal durchgeführt.¹⁵⁵

Bürger-Gesellschaft.

Heute Samstag den 16. November
Tanz Unterhaltung im Gasthof zum Wald-
horn. Anfang 7 Uhr, Ende 12 Uhr.
Für den Ausschuß,
der Vorstand: Viehhäuser.

*Ludwigsburger Tagblatt vom
16. November 1850*

1850/51 in Ludwigsburg bei Louis Schenkel praktizierte, am 16. November 1850 in sein Tagebuch: »Abends Tanzunterhaltung der Bürgergesellschaft im Waldhorn, bei der ich mich schlecht unterhielt, besonders da es sehr an Damen fehlte.«¹⁵⁸ Ähnliche Erfahrungen hat um die gleiche Zeit auch der oben schon einmal zitierte Albert Pfister als junger Kriegsschüler in Ludwigsburg gemacht, denn er schreibt: »Es wird behauptet, unter den Menschenkindern überhaupt finde ein Mißverhältnis zwischen der Zahl der Weiber und Männer statt; stets überwiegen die weiblichen Individuen und daher rühre der starke Zuwachs an alten Jungfern. Wer aber damals einen Blick ins Ludwigsburger Museum gethan hat bei einem Ball, der mußte die Statistiker für betrogen und hintergangen halten oder für Betrüger. Denn nichts konnte klarer sein, als daß hier in Ludwigsburg das männliche Geschlecht weit überwiege, um das Doppelte, ja ums Dreifache.«¹⁵⁹

Neben der Museumsgesellschaft hatte die 1832 gegründete Bürgergesellschaft, die ähnliche Ziele und Interessen wie die Museumsgesellschaft verfolgte, ihr Lokal bis 1858 im Waldhorn.¹⁵⁶ Auch die Bürgergesellschaft nützte den Waldhornsaal für Konzerte und Tanzveranstaltungen.¹⁵⁷

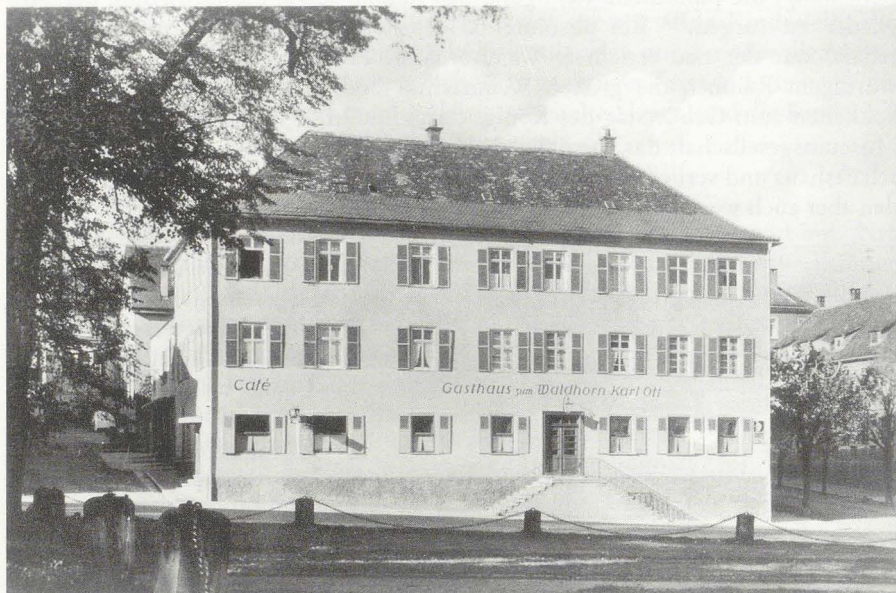
Bei den Tanzveranstaltungen herrschte jedoch offenbar öfters ein »Mangel an Damen«. So notierte der junge Reutlinger Apotheker August Finckh, der

Das Konzert von Franz Liszt

»Liszt in Ludwigsburg – Wer hätte diese Überschrift vor einigen Wochen für möglich gehalten?« So beginnt der emphatische Bericht über das Konzert von Franz Liszt am 17. November 1843 im Waldhornsaal. Ein nicht näher bekannter »Kunstfreund« hatte das Konzert ermöglicht. Liszt spielte vor »einer zwar nicht überzählreichen, aber umso gewählteren Gesellschaft« unter anderem zwei eigene Paraphrasen zu Arien aus Mozarts »Don Giovanni«, ferner Carl Maria von Webers »Aufforderung zum Tanz«. ¹⁶⁰

Die Revolutionsjahre 1848/49

Man kann nicht erwarten, dass sich in Ludwigsburg als bedeutender Garnisonsstadt in den Revolutionsjahren 1848/49 große aufrührerische Ereignisse abspiel-



Das Waldhorn, Haupteingang mit Freitreppe, um 1940

ten, zu mächtig war die Präsenz der königstreuen Truppen und zu eng die Verflechtung von Militär und Bürgertum. ¹⁶¹ Das Waldhorn, ein Treffpunkt der Offiziere, trat deshalb auch nie als konspiratives Stammlokal von Revolutionären in Erscheinung, sondern eher als Ort ruhiger Aktionen.

Zur Vorbereitung der Wahl des Ludwigsburger Abgeordneten zur Frankfurter Nationalversammlung wurde im April 1848 ein Verein gegründet, der sich zunächst »Patriotischer Verein«, später »Vaterländischer Verein« nannte. Die ersten Versammlungen dieses Vereins wurden im Waldhorn abgehalten.

Zwei festliche Veranstaltungen des Jahres 1848 sind besonders zu erwähnen: Am 20. Mai fand aus Anlass der Wahl von David Friedrich Strauß in die württembergische Ständekammer um »12 Uhr präcis« im Waldhornsaal in Anwesenheit des neuen Abgeordneten ein großes Mittagessen mit mehr als 200 Gedecken statt. Und vier Monate später, am 21. September 1848, war im Waldhorn erneut »große

Gesellschaft«, als die Ludwigsburger Bürgerwehr, deren neue Fahne an diesem Tag bei einer Feier im Schlosshof geweiht wurde, zum Abschluss des Festtages zu einem »Wehrmannsball« ins Waldhorn einlud.

Am 24. April 1849 erschien das ganze königliche Ministerium in Ludwigsburg, um von König Wilhelm I., der es vorgezogen hatte, sich nach Ludwigsburg zurückzuziehen, die Annahme der Reichsverfassung zu verlangen. Dabei wählten Minister und Beamte die Räume des Waldhorns, ideal neben der Verhandlungsstätte im Schloss gelegen, zu ihrem Stützpunkt.

Badische Offiziere trafen auf der Flucht vor den revolutionären Ereignissen in ihrem Heimatland am 17. Mai 1849 in Begleitung des aus Ludwigsburg stammenden badischen Kriegsministers General Hoffmann in Ludwigsburg ein und nahmen für einige Tage im Waldhorn Quartier, bevor sie nach Frankfurt weiterreisten.

Der Bürgerverein der Unteren Stadt

Im Januar 1893 gründeten engagierte »Talbewohner« den »Verein der untern Stadt« mit dem Zweck, seinen Mitgliedern gesellige Unterhaltung zu bieten sowie die Interessen derselben in jeder Hinsicht zu fördern.¹⁶² Die Wirte der Unteren Stadt, die erkannten, wie wertvoll der Verein auch für sie sein konnte, traten alle in den Verein ein. Da der Verein kein festes Versammlungsort besaß, fanden die regelmäßigen Zusammenkünfte im turnusmäßigen Wechsel, streng nach der Folge des Alphabets, bei den einzelnen Wirt-Mitgliedern statt. Die erste Zusammenkunft im Waldhorn fand im April 1895 statt. Fast jedes Jahr wurde bis 1949 auch eine Sitzung im Waldhorn abgehalten, nur unterbrochen durch die Kriegszeiten. Die letzte Veranstaltung des Vereins im Waldhorn war die Altenweihnacht im Jahr 1951.

Der Alltag im Waldhorn

Ein Gedankenspiel nur, aber ein reizvolles, ist es, einen fiktiven Besucher des Waldhorns während der letzten 300 Jahre aus einem Fenster auf die Schlossstraße schauen zu lassen und sich zu überlegen, was dieser dort hätte alles sehen können: Bauhandwerker und die Arbeitskolonnen der Tagelöhner, oxsenbespannte Materialfuhrwerke, feine Kutschen mit den Hofgästen der Geburtstagsfeiern von Herzog Carl Eugen, aber auch die Trauerzüge fast aller württembergischer Herrscher von Eberhard Ludwig bis Wilhelm II., die Ankunft von Napoleon, den Auszug des Kapregiments, die feierlichen Einzüge der Herzöge Carl Eugen und Ludwig Eugen, das Pflanzen, Wachsen und Abholzen der Allee, Truppenparaden zu allen Zeiten, den Jubel um die siegreich heimkehrenden Truppen 1871 und 1940, einrückende Franzosen 1800 und 1945, die in der Allee spielende Tony Schumacher und den Alleenknecht Beutel, des »Königs Päule« mit ihrem Einspanner, die bejubelte Durchfahrt des »Führer-Stellvertreters« Rudolf Heß 1936 genauso wie die von Königin Elizabeth II. 1965 und schließlich Konrad Adenauer und Charles de Gaulle im Schlosshof.


Genauso interessant und aufschlussreich ist ein Streifzug durch die in der Ludwigsburger Presse erschienenen Anzeigen, welche auf die unterschiedlichsten Veranstaltungen im Waldhorn hinwiesen. Da sind vor allem zu nennen die festlichen Bälle zu Ehren des Königs und der Königin ebenso wie die Maskenbälle und zahllosen Tanz-Unterhaltungen.¹⁶³ Der Liederkranz traf sich hier zur Singstunde, Handlungsreisende stiegen im Waldhorn ab und boten ihre Dienste und

Waren an.¹⁶⁴ Für das geistige Wohl sorgte Dekan Christlieb mit erbaulichen Vorträgen im Waldhornsaal, während für das körperliche Wohl durchreisende Zahnärzte den Ludwigsburgern ihre Dienste anboten.¹⁶⁵ Die Bürgergesellschaft gab für die nach Stuttgart umziehenden Finanzkammer-Beamten ein großes Abschiedessen, und die Damen der Museumsgesellschaft trafen sich hier zu ihrer Unterhaltung.¹⁶⁶ Dem stauenden Publikum wurden physische und magnetische Künste vorgeführt oder sog. »Dissolving views«, Nebelbilder und Chromatropen.¹⁶⁷ Indische Magie stand auf dem Programm und als besonderer Höhepunkt die frei in der Luft schlafende Griechin Atalante.¹⁶⁸ Außerdem waren Konzerte sehr beliebt. Das Königliche Hoforchester spielte, ein »rühmlichst bekannter Alpensänger« trug seine Nationalgesänge vor.¹⁶⁹ Klassische Darbietungen von Hofopernsängern, Wohltätigkeitskonzerte des Kirchengesangsvereins und bunt gemischte Programme des 3. Inf. Brigade-Orchesters wechselten einander ab.¹⁷⁰ Die hiesigen »Musikdilettanten« ließen sich im Waldhornsaal ebenso hören¹⁷¹ wie der oben schon erwähnte weltbekannte Franz Liszt. Nicht zu vergessen die vielen Theaterraufführungen. So gastierte hier im Frühjahr 1859 an mehreren Abenden die Wanderbühne des Louis Bensele, unter anderem mit »Robert der Teufel« von Konradin Kreutzer und mit »Preziosa« von Carl Maria von Weber.¹⁷² Auffallend ist, dass so gut wie keine politischen Veranstaltungen im Waldhorn stattgefunden haben.

Ein Ludwigsburger Gelegenheitsdichter verfasste sogar einen etwas eigenwilligen Vierzeiler über das Waldhorn:¹⁷³

In dem Waldhorn hat sein Bäuchelig
 Man gefüllt sehr gut und reichelig
 Denn der Gasthof war zur Zeit
 Sehr berühmet weit und breit.

Der Verkauf des Nebengebäudes mit dem Waldhornsaal war aus wirtschaftlicher Sicht des Wirtes sicher notwendig, hat sich im Nachhinein aber als großer Nachteil erwiesen. Ohne große Versammlungsstätte war eine Gaststätte in der Zeit der erstarkenden nationalen Gefühle nach 1870 von den großen patrio-



Dr. Jos. Schober
 aus Wien
 hat die Ehre,
 heute Mittwoch und
 morgenden Donnerstag
optische Kunst- und Ne-
belbilder
 zu zeigen, und zum Schluß die
frei in der Luft
schlafende Griechin
Atalante,
 so wie es die Abbildung zeigt,
 im Saale zum Waldhorn.
 Der Anfang ist um 7 Uhr. Ende 9 Uhr.
 Näheres befragt der Anschlagzettel.
 Numerirte Sitze zu 24 Kr. sind im Gast-
 hof zum Waldhorn und Abends an der
 Kasse zu haben.

*Ludwigsburger Tagblatt vom
 27. November 1850*

tisch geprägten Festveranstaltungen und den Zusammenkünften der neu gegründeten Vereine abgekoppelt. Die äußerst zahlreichen Veranstaltungen in den Sälen des Bären, des Museums und des Bahnhotels belegen dies nachdrücklich.

Das Waldhorn hatte um diese Zeit seine Rolle als erstes Haus am Platz endgültig verspielt. Bezeichnend dafür ist, dass das Waldhorn in den Stadtführern, die ab 1900 erschienen, bei den empfohlenen Gaststätten nicht mehr erwähnt wird. Das Haus scheint in die Mittelmäßigkeit abgesunken zu sein. Auch in der Zeitung findet sich kaum mehr ein Hinweis auf das Lokal. Außer dem Porzellangeschirr mit dem Waldhorn-Dekor hat sich aus dem letzten Jahrhundert so gut wie nichts von der Gaststätte erhalten, keine Fotos der Räume, kein Werbematerial oder Gästebuch. Vierzehn Wirte und Pächter zwischen 1945 und 1993 und mehr als sechs Jahre Schließzeit in diesem Zeitraum sprechen eine eigene Sprache.

Dachbodenarchäologie

Archäologie, auch ohne Schaufel, Hacke und Schubkarre, ist auf dem Dachboden eines alten Hauses möglich. Die Hohlräume zwischen den Deckenbalken, die mit den Dielenbrettern verschlossen sind und leicht geöffnet werden können, eigneten sich zu allen Zeiten hervorragend zum Verstecken und Aufbewahren von besonders geschätzten, aber auch zum Entsorgen von zerbrochenen oder nicht mehr gebrauchten Gegenständen. Im Lauf der Jahre vergessen, wurden diese Gegenstände bei späteren Renovierungen oft zusammen mit den Isolier- und Füllmaterialien des Dachbodens achtlos als Abraum entsorgt.



Geschirr der Gaststätte Waldhorn, um 1950

Angeregt durch einen Bericht in den Ludwigsburger Geschichtsblättern über äußerst interessante Funde im Jägerhaus in der Schorndorfer Straße¹⁷⁴, untersuchte der Verfasser im Verlauf der gerade durchgeführten Sanierungsarbeiten den Dachboden des Waldhorns. Gemessen an den überraschenden Funden im Jägerhaus, sah das Ergebnis der Suchaktion im Waldhorn eher bescheiden aus. Versteckt in den früher wohl üblichen Isoliermaterialien wie Spreu, Nusschalen und Bauschutt kamen die unterschiedlichsten Fundstücke zutage, allerdings eben kein Notenblatt mit einer frühen Komposition von Mozart oder ein freches Gedicht von Schubart, das bei seiner Entdeckung den Zorn von Carl Eugen hätte erregen können, dafür aber immerhin ein Theaterzettel des Königlichen Hoftheaters in Stuttgart vom 5. Februar 1816, der unter anderem die Aufführung von Schillers Phädra-Bearbeitung ankündigte, sowie die um 1810 angelegte Namensliste einer leichten königlichen Reitereinheit. Ferner alte Wäscheklammern, Scherben eines Porzellan-Nachtopfes und unzähliger mundgeblasener Weinflaschen, mehrere Medizinfläschchen, darunter eines von der »K. Hof-Apotheke Alfred Brand Ludwigsburg«, viele Knochenstücke größerer Haustiere und auch etwas Makabres, nämlich ein mumifiziertes Katzenjunges. Den Großteil der Fundstücke bildeten jedoch Bruch-Teile von Gebrauchskeramik des 18./19. Jahrhunderts, so wie sie auch in dem oben genannten Bericht über die Funde im Jägerhaus abgebildet sind: mehrere Mineralwasser-Krüge, zwei davon mit dem Stempel »Selters« bzw. »Mergentheimer Mineralwasser«, ein fast vollständig erhaltener Milchkrug oder Scherben einer grün glasierten Trinkschale. Reizend auch das Bruchstück einer Dachplatte mit dem Abdruck einer Katzenpfote.

Anmerkungen

Abkürzungen:	HgW	Hie gut Württemberg (Beilage der LKZ)
	HStAS	Hauptstaatsarchiv Stuttgart
	KB	Kaufbuch
	LGBL	Ludwigsburger Geschichtsblätter
	LKZ	Ludwigsburger Kreiszeitung
	LT	Ludwigsburger Tagblatt
	LW	Ludwigsburger Wochenblatt
	LZ	Ludwigsburger Zeitung
	StadtALB	Stadtarchiv Ludwigsburg
	StAL	Staatsarchiv Ludwigsburg

- 1 Georg Sebastian Zilling: Ludwigsburger Notabilienbuch, 1777, StadtALB S 40/Nr. 5, S. 11, 402.
- 2 Christian Friedrich Sattler: Geschichte des Herzogthums Württemberg unter der Regierung der Herzogen, 13. Teil, Tübingen 1783, S. 15.
- 3 Anonym: Chronik von Ludwigsburg 1704–1775, in: HgW 11, 1960, S. 7; Gedruckte Kirchenregister von Ludwigsburg, 1799, StadtALB L 34 Bd. 5; Anonym: Zur Geschichte der Stadt Ludwigsburg, 1800, StadtALB S 3/I/3, Bl. 8; C. F. Nast: Adress-Handbuch für Ludwigsburg, Ludwigsburg 1825, Anhang S. 3, 38; Georg Friedrich Ludwig Schönleber: Historisch statistische topographische Nachrichten von der Stadt Ludwigsburg, 1835, StadtALB S 40/Nr. 7, S. 81; Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg, hrsg. von dem Königlichen statistisch-topographischen Bureau, Stuttgart 1859, S. 146; Karl Weiß: Schloss Ludwigsburg, Diss. Stuttgart 1914, S. 40; Hermann Stroebel:

- Ludwigsburg, die Stadt Eberhard Ludwigs, Ludwigsburg 1918, S. 35; LZ 24. August 1933: Zur Geschichte des Ludwigsburger »Waldhorns«; Christian Belschner: Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten, Ludwigsburg 1936, S. 29; Gerhard Heß: Zur Geschichte der Alt-Ludwigsburger Markung, in: LGbl. 13, 1957, S. 63 ff.; Heinrich Gaese: Zur Gründung der Stadt Ludwigsburg, in: LGbl. 20, 1968, S. 13 ff.; Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg, Band 1, Ludwigsburg 2000, S. 40.
- 4 Das Waldhorn-Gebäude ist nach § 2 Denkmalschutzgesetz als Kulturdenkmal erfasst.
 - 5 Zur Geschichte des Erlachhofs siehe, wenn nicht anders vermerkt, Heß (wie Anm. 3); Werner Fleischhauer: Barock im Herzogtum Württemberg, Stuttgart 1958, S. 130 f., 137 ff.
 - 6 Wolfgang Bollacher: Die Gründung Ludwigsburgs und das Altwirtembergische Kirchengut, in: LGbl. 17, 1965, S. 52–69.
 - 7 Walter Grube: Die Zerstörung des Erlachhofs im Sommer 1519, in: HgW 11, 1960, S. 21.
 - 8 HStAS A 248 Bü 2231.
 - 9 Sting (wie Anm. 3) S. 65 f.
 - 10 HStAS A 249 Bü 1446.
 - 11 HStAS A 19a Bd. 970, Bl. 167v (Rentkammer-Rechnungen).
 - 12 Wie Anm. 8; wie Anm. 10.
 - 13 Wie Anm. 8.
 - 14 HStAS A 248 Bü 2264.
 - 15 HStAS A 248 Bü 2264, A 249 Bü 1446, A 304 Bd. 19/LB, Bl. 23v.
 - 16 Wie Anm. 8.
 - 17 Wie Anm. 10.
 - 18 HStAS A 304 Bd. 19/LB, Bl. 43r (Reskripten-Bücher mit fürstlichen Anordnungen).
 - 19 Wie Anm. 10.
 - 20 Sting (wie Anm. 3) S. 69; Stroebel (wie Anm. 3) S. 51.
 - 21 Wie Anm. 14; wie Anm. 11, Bl. 123v ff. – Der Bau einer geräumigen Steinmetzhütte hinter dem Waldhorn wurde im Jahr 1712 zwar geplant und auch kalkuliert, dann aber doch nicht ausgeführt; HStAS A 248 Bü 2264.
 - 22 StadtALB L 155 Bd. 3, Bl. 66 ff. (Stadtuntergangsprotokoll vom 27. Juli 1801).
 - 23 Wie Anm. 10; wie Anm. 11, Bl. 123v ff.
 - 24 HStAS A 249 Bü 1427, S. 215 ff.; Stroebel (wie Anm. 3) S. 31.
 - 25 Zu dem Nebengebäude siehe HStAS A 249 Bü 1427, S. 215 ff.
 - 26 StadtALB L 165 Bd. 9a, Nr. 327, 328.
 - 27 Ältere Bezeichnung für das Waldhorn, Schlossstraße 33: Gebäude Nr. 338, und für das angebaute Nebengebäude, Marstallstraße 6: Nr. 339.
 - 28 StadtALB L 165 Bd. 1, Bl. 95r, 96v (Häuser- und Gebäude-Messprotokoll 1788). – Der teilweise unleserliche oder zerstörte Text wurde in Anlehnung an den bis auf die Eigennamen gleichlautenden Text des Häuser- und Gebäude-Messprotokolls von 1819/20 ergänzt.
 - 29 Kurz ein Wort zu den etwas verwirrenden Längenangaben des Messbuches und des Häuser- und Gebäude-Messprotokolls: Das Waldhorn-Grundstück ist 92 Schuh breit, was der Länge des Waldhorns in der Schlossstraße entspricht. Die Gesamtlänge des Grundstücks entlang der Marstallstraße betrug vor der Erbteilung 160 Schuh. Nach der Erbteilung kamen 75 Schuh davon zum Waldhorn. Daraus ergibt sich die heute nicht mehr gebräuchliche Längenangabe »Länge samt Wiederkehr 167 Schuh«, unter der nichts anderes als das Eckmaß des Waldhorn-Grundstücks zu verstehen ist, als Summe der Länge des Gebäudes in der Schlossstraße (92 Schuh) und des Längenanteils in der Marstallstraße (75 Schuh). Das Gebäude Marstallstraße 6 ist demnach $160 - 75 = 85$ Schuh lang. Die das Nebengebäude bei dem Maß 5 Ruten 4 Schuh teilende Linie ist somit keine Begrenzungsmauer, sondern die Grundstücksgrenze. Siehe auch Abb. S. 97.
 - 30 LW 1. Februar 1820.
 - 31 StadtALB L 63/I/738 (Bauakten Marstallstraße 6); L 155 Bd. 7, Bl. 37v (Stadtuntergangsprotokoll vom 16. März 1824); V 3/XXXIII Nr. 42.
 - 32 StadtALB L 63/I/917 (Bauakten Schlossstraße 33); L 155 Bd. 13, Bl. 132v, 200v (Stadt-

- untergangsprotokoll vom 4. Januar, 1. Juli 1861); V 3/41/10 (Waldhorn, Bauakten). – Der nicht sehr umfangreiche Nachlass Waldhorn konnte von Mitarbeitern des Stadtplanungsamtes mit freundlicher Erlaubnis der neuen Waldhorn-Besitzer Mitte 1999 im Gebäude zusammengetragen werden.
- 33 StadtALB L 63/I/917 (Bauakten Schlossstraße 33).
- 34 Wie Anm. 33; StadtALB V 3/41/10 (Waldhorn, Bauakten). – Der Niveauunterschied zwischen Marstallstraße und Hofraum wurde bei der Schließung der Einfahrt nicht aufgefüllt, sondern nur mit dem eingezogenen Fußboden überdeckt. Der dadurch entstandene Hohlraum war durch eine Entlüftungsöffnung von der Marstallstraße aus sichtbar.
- 35 Wie Anm. 33; StadtALB L 155 Bd. 17, Bl. 249 (Bauschauprotokoll vom 24. Februar 1868).
- 36 Wie Anm. 33; StadtALB L 155 Bd. 29j, Bl. 183 (Bauschauprotokoll vom 1. Juni 1897); L 155 Bd. 49, Bl. 301 (Baudiarium vom 2. Juni 1897).
- 37 StadtALB L 155 Bd. 39, Bl. 676 (Baudiarium vom 6. März 1878).
- 38 Wie Anm. 33; StadtALB L 155 Bd. 29n, Bl. 191 (Bauschauprotokoll vom 3. Juli 1901); L 155 Bd. 51, Bl. 132 (Baudiarium vom 3. Juli 1901); L 62 Bü 38.
- 39 Tony Schumacher: Mein Schulweg, Nr. 235 der Reihe »Immergrün«, Stuttgart o. J., S. 2 f.
- 40 StadtALB L 155 Bd. 57, Bl. 468 (Baudiarium vom 19. Dezember 1933); V 3/41/10 (Waldhorn, Bauakten).
- 41 LZ 11. Januar 1936.
- 42 StadtALB L 155 Bd. 55, Bl. 279 (Baudiarium vom 24. November 1924); V 3/41/10 (Waldhorn, Bauakten).
- 43 StadtALB L 155 Bd. 56, Bl. 1220 (Baudiarium vom 11. Juli 1930); V 3/41/10 (Waldhorn, Bauakten); Bauordnungsamt, Bautagebuch Nr. 1220/1930. – Die Umstellung der Aborte auf Wasserspülung erfolgte 1938, siehe Bautagebuch Nr. 942/1938.
- 44 StadtALB V 3/41/10 (Waldhorn, Bauakten); Bauordnungsamt, Bautagebuch Nr. 1977/259.
- 45 LKZ 11. August, 23. September 1999.
- 46 Wie Anm. 10; wie Anm. 14.
- 47 Wie Anm. 11, Bl. 123v (Ausgaben Stallung, Metzsig usw.), Bl. 163v (Ausgaben Wirtshaus), Bl. 294v (Ausgaben Möblierung Wirtshaus), Bl. 411v (Ausgaben Farbmaterien); wie Anm. 14.
- 48 Wie Anm. 10.
- 49 Einträge in Güterbücher u. ä.: StadtALB L 165 Bd. 1, Bl. 95r, 96v (Häuser- und Gebäude-Messprotokoll 1788); L 165 Bd. 7, Bl. 115v f. (Häuser- und Gebäude-Messprotokoll 1819/20); L 165 Bd. 286, Bl. 329r (Unterpfandbuch Nr. 15, 1837); L 165 Bd. 15, Bl. 281 ff. (Güterbuch 1846); L 165 Bd. 23, Bl. 273r, 274v, 280r, 281v (Güterbuch 1860); L 165 Bd. 29, Bl. 53r, 54v (Güterbuch 1878); V 3/41/8 (Waldhorn, Privat-Beibringens-Inventar Ernst Ott, 1880); Grundbuchamt Ludwigsburg, Grundbuchheft Nr. 2953; StAL F 181 I Bü 192d (Brandversicherungskataster 1856). – Einträge in Consignationen und Steuerlisten: StadtALB L 1/II/3f/105a (Beschreibung von Leger, 1726, »Quartier p, Nr. 18«); L 105 Bd. 1, Bl. 32r (Steuerbuch 1740/41), Bd. 2, Bl. 55r (Steuerbuch 1750/51), Bd. 3, Bl. 63v (Steuerbuch 1760/61), Bd. 4, Bl. 281v (Steuerbuch 1770/71); HStAS A 372 Bü 11 (Consignationen, 22. August 1732), A 249 Bü 1427, S. 241 (Consignationen, 18. Juni 1736). – Einträge in Kaufbücher siehe Anm. 62, 91, 92, 102, 105, 106, 107, 109, 113, 117, 119, 146.
- 50 Die für die Barockzeit außergewöhnliche graue Fassung der Fachwerkbalken – normalerweise war das Fachwerk verputzt – konnte zusammen mit dem schwarzen Bandstrich nach Freilegung mehrerer Balken bruchstückhaft an einigen Stellen des Gebäudes nachgewiesen werden; vgl. hierzu das ausführliche Gutachten des Restaurators im Bauordnungsamt Ludwigsburg.
- 51 Für die Bemalung des Wirtshauschildes wurden u. a. verwendet: Feingold, Leinöl, Silberglatt, Bleiweiß, Aluminium, rote Erde, gelbe Kreide, Zinnober, Küchenruß; weitere Hinweise siehe handschriftliche Mitteilung von Christian Belschner an den Architekten Hammer vom 27. Mai 1930, StadtALB V 3/I/Nr. 12.
- 52 StadtALB V 3/41/10 (Waldhorn, Bauakten).

- 53 Die Befeuereungsöffnungen für die Kamine bzw. Öfen befinden sich alle in der östlichen, zur Schlossstraße hin liegenden Wand der Flure.
- 54 LW 1. Februar 1820.
- 55 LW 7., 14. Juli 1818, 30. März 1819, 9. Februar 1839.
- 56 LT 28. März 1856.
- 57 LT 16. April 1861.
- 58 StadtALB L 32/II/358 (Konzessionen).
- 59 StadtALB V 3/41/8 (Waldhorn, Gebäudeschätzung).
- 60 Inventarliste: wie Anm. 10; Rechnungen über die Möblierung: wie Anm. 11, Bl. 294 ff. – Darin sind u. a. aufgeführt: umlaufende Bänke in der Gaststube, französische Betten (mit Himmel) und Betten ohne Himmel, Damast und Leinen für Tischtücher, Bratspieße, Ofenschaukeln, Schürhaken, Mörser, Kupfer- und Messgeschirr, Tortenbleche, Mehlkästen, Zuber und Fässer. – Ein Hinweis für Zinnsammler: Der Stuttgarter Hofzinngießer Johann Adam Bechler fertigte für das Waldhorn insgesamt 187 Teile Zinngeschirr an, monogrammiert mit »L.W.B.« (Kontraktion von Ludwigsburg).
- 61 Schwäbischer Merkur 22. Mai 1812.
- 62 StadtALB L 165 Bd. 95, Bl. 227r (KB 1836/40).
- 63 LW 6. Juni 1839.
- 64 LW 27., 29. April 1856.
- 65 Zum Pächter Franz Aßleitner, der Verpachtung des Waldhorns und der Absicht, das Waldhorn zu verkaufen, siehe, wenn nicht anders vermerkt, HStAS A 249 Bü 1446.
- 66 Accise: Außerordentliche Abgabe oder Verbrauchssteuer, die sowohl auf unbewegliche als auch auf bewegliche Güter, z. B. Wein oder Bier, erhoben wurde. Umgeld: Steuer auf Wein oder Bier, die meist als Zuschlag zur Accise erhoben wurde. Bestandsgeld: Abgabe, die der Betreiber einer Gaststätte zu zahlen hatte.
- 67 Wie Anm. 11, Bl. 122r.
- 68 Wie Anm. 18, Bl. 52r. – Im September und Dezember 1709 bat Aßleitner erneut um Umgeldfreiheit bzw. Stundung seiner Schulden; HStAS A 304 Bd. 19/LB, Bl. 63r, 79r.
- 69 Wie Anm. 11, Bl. 13r, 14r; wie Anm. 18, Bl. 81r.
- 70 Wie Anm. 18, Bl. 85v.
- 71 Wie Anm. 18, Bl. 87r, 89v.
- 72 Johann Valentin Arnsperger: geb. 1663 in Willsbach (Oberamt Weinsberg), 1711 Ludwigsburger Bürgerrecht, 1716–1720 Bürgermeister von Ludwigsburg, gest. 22. Oktober 1726; Zilling (wie Anm. 1) S. 11, 82; StadtALB L 34 Bd. 8g, Bl. 51 (Seelenregister und Familienbuch); L 34 Bd. 9, Nr. 3 (Bürgerliste).
- 73 Wie Anm. 10.
- 74 Wie Anm. 18, Bl. 123v.
- 75 Wie Anm. 10.
- 76 Ebd. – Mit der Einhaltung der Konkurrenz-Klausel des Kaufvertrags scheint es von Anfang an Schwierigkeiten gegeben zu haben. Neben der legalen Konkurrenz machte Arnsperger besonders die illegale zu schaffen, denn allzu viele Privatleute schenkten unkontrolliert Wein aus; HStAS A 304 Bd. 19/LB, nach Bl. 138, Bl. 166r; StadtALB L 1/213; Gaese (wie Anm. 3).
- 77 Wie Anm. 18, Bl. 126r, 129v, 131v.
- 78 Wie Anm. 10; wie Anm. 18, Bl. 143r.
- 79 Wie Anm. 10; wie Anm. 18, Bl. 138r, 141r; HStAS A 248 Bü 2222; Walter Baumgärtner: Die Erbauung des Ludwigsburger Schlosses, Würzburg 1939, S. 105.
- 80 Zilling (wie Anm. 1) S. 42; Chronik von Ludwigsburg (wie Anm. 3).
- 81 Zilling (wie Anm. 1) S. 11; Schönleber (wie Anm. 3) S. 81; StadtALB L 34 Bd. 8g, Bl. 51 (Seelenregister und Familienbuch); V 1/IV/LB/Nr. 1/Kirchenbücher 646 (Kirchen- und Taufbuch 6. Januar 1717).
- 82 HStAS A 249 Bü 1431; Schönleber (wie Anm. 3) S. 298.
- 83 HStAS A 249 Bü 1427, S. 228.
- 84 Johannes Herzog: geb. 1683, »Tracteur« und Koch aus Althaslach (Hanau), 1722 Bürgerrecht durch Heirat, gest. 23. Februar 1765; StadtALB L 34 Bd. 4, 1765 (Gedruckte Kirchenregister); L 34 Bd. 8g, Bl. 57 (Seelenregister und Familienbuch); L 34 Bd. 9,

- Nr. 49 (Bürgerliste).
- 85 Wie Anm. 83, S. 216 f.
- 86 Wie Anm. 10; StadtALB L 34 Bd. 8g, Bl. 205 (Seelenregister und Familienbuch).
- 87 HStAS A 249 Bü 1427, S. 216 f.
- 88 Sting (wie Anm. 3) S. 157 f.
- 89 Wie Anm. 87, S. 245.
- 90 HStAS A 27 Bü 3.
- 91 StadtALB L 165 Bd. 87, Bl. 10r (KB 1812/14).
- 92 StadtALB L 165 Bd. 103, Bl. 39r (KB 1861/63).
- 93 Rudolf Philipp Herzog: geb. 23. Oktober 1722, gest. 1. Dezember 1769; StadtALB L 34 Bd. 4, 1769 (Gedruckte Kirchenregister); L 34 Bd. 8g, Bl. 57 (Seelenregister und Familienbuch).
- 94 Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg (wie Anm. 3) S. 138.
- 95 StadtALB L 34 Bd. 8g, Bl. 184 (Seelenregister und Familienbuch).
- 96 Stadtarchiv Stuttgart Nr. 4339, Stuttgardische privilegierte Zeitung, 15. Januar 1771.
- 97 Ebd. 10. September, 22. Oktober 1771.
- 98 Johann Georg Mayer: geb. 21. Juli 1745 in Lauffen, 1771 Ludwigsburger Bürgerrecht, 1779 Gerichtsverwandter, gest. 21. Juni 1817; StadtALB L 34 Bd. 6, 1817 (Gedruckte Kirchenregister); L 34 Bd. 8g, Bl. 571 (Seelenregister und Familienbuch); L 34 Bd. 9, Nr. 994 (Bürgerliste).
- 99 Wie Anm. 96, 11. Januar 1772.
- 100 Schwäbischer Merkur, Beilage 13. April 1812.
- 101 Schwäbischer Merkur 22. Mai 1812.
- 102 Joseph Nicolas Sanbœuf: geb. 14. Mai 1781, 1812 Ludwigsburger Bürgerrecht, gest. 20. August 1844; StadtALB L 34 Bd. 6, 1812 (Gedruckte Kirchenregister); Bd. 7, 1844; L 34 Bd. 9, Nr. 1970 (Bürgerliste); L 165 Bd. 87, Bl. 10r (KB 1812/14); Bd. 88, Bl. 17v (KB 1814/17).
- 103 Schwäbischer Merkur, Beilage 12. Juli 1812.
- 104 LW 1. Februar 1820; Schwäbischer Merkur 2. Februar 1820.
- 105 StadtALB L 165 Bd. 90, Bl. 425v (KB 1818/22); LW 18. Juli 1820, 25. September 1821.
- 106 Franz Springer: geb. 1793, 1820 Bürgerrecht, gest. 29. Juni 1834; StadtALB L 34 Bd. 9, Nr. 2202 (Bürgerliste); L 165 Bd. 90, Bl. 425v (KB 1818/22); L 165 Bd. 91, Bl. 288r (KB 1822/24). – Springer hatte das Waldhorn schon ab 1820 als Pächter bewirtschaftet und bereits 1821 das Nebengebäude gekauft.
- 107 StadtALB L 165 Bd. 95, Bl. 226r (KB 1836/40).
- 108 Johann David Bühler: geb. 1813, 1839 Ludwigsburger Bürgerrecht, gest. 12. Januar 1856; StadtALB L 34 Bd. 8, 1856 (Gedruckte Kirchenregister); L 34 Bd. 9, Nr. 2799 (Bürgerliste); wie Anm. 107.
- 109 StadtALB L 34 Bd. 9, Nr. 1878 (Bürgerliste); V 1/IV/Familienregister Nr. 795; L 165 Bd. 100, Bl. 334r, 365r (KB 1853/57).
- 110 LT 25., 28. März, 27., 29., 30. April, 3., 6., 8., 17. Mai, 18. Juni 1856.
- 111 LT 13. Juli, 17. August, 14. September 1865.
- 112 LT 21. Dezember 1856. – Ab diesem Zeitpunkt wurde das Waldhorn verstärkt von Pächtern bewirtschaftet. Als Pächter konnten ermittelt werden (StadtALB L 32/II/358; L 32/IV; Zeitungsanzeigen; Bürger- und Ordnungsamt, Gaststättenverzeichnis): Bayla und Spörle (1856–?), Wilhelm Jäckle (1860–1861), F. Krelß (1861–1862), Louis Finninger (1866–1867), Johannes Weißer (1867), Carl Georg Wolgemuth (1867–1870), F. Bertsch (1870–?), Ferdinand Klumpp (1872–?), Karl Cantz jr. (1877–?), Johannes Siegrist (1894–1897), Andreas Ege (1897–1900), Amalie Ege (1900–1902), August Oßwald (1908–1909), Rudolf Wagner (1911–1918), August Ott jr. (15. Oktober 1913–?), Franz Himmelsbach (12. Oktober 1957 bis 30. September 1963), Marianne Ott (12. Oktober 1963 bis 31. Dezember 1971), Branislav Savic (15. Januar 1972 bis 21. September 1973), Rade Mrkalj (22. September 1973 bis 7. Juli 1975), Marianne Ott (1. September 1975 bis 31. Juli 1976), Annemarie Braunstätter (1. August 1976 bis 15. Oktober 1979), – Schließzeit –, Michael Tosounidis (14. Juni 1985 bis 31. Januar 1987), – Schließzeit –, Yanni Shen (2. Februar 1988 bis 16. Juli 1990), Branimir Petrovic (1. Oktober 1990 bis

15. Februar 1991), Olga Wüst (1. August 1991 bis 20. Dezember 1991), Alfredo Santaniello (1. März 1992 bis 30. September 1992), Immacolata Romano (5. Oktober 1992 bis 10. März 1993).
- 113 Johann Strenger: geb. 7. März 1792 in Ludwigsburg, 1821 aktives Bürgerrecht, gest. 6. Juli 1863; StadtALB L 34 Bd. 10, Nr. 264 (Bürgerliste); L 165 Bd. 101, Bl. 240v (KB 1857/59).
- 114 LT 14. Oktober 1858.
- 115 LT 16. April 1861.
- 116 LT 25. Mai, 5., 7. Juni 1861.
- 117 StadtALB L 165 Bd. 103, Bl. 39r (KB 1861/63).
- 118 StadtALB L 63/I/917 (Bauakten Schlossstraße 33).
- 119 Wie Anm. 117, Bl. 285r.
- 120 LT 23. November 1862.
- 121 Mitglieder der Familie Ott als Waldhornwirte: August Ott (1862–1876), Katharine Ott, Witwe (1876–1880), Ernst Ott (1880–1911), Wilhelmine Ott, Witwe (1911–1917), Karl Ott (1918–1950), Marianne Ott (1950–1982).
- 122 Grundbuchamt, Grundbuchheft Nr. 2953.
- 123 LKZ 11. August, 23. September 1999, 14., 20. März 2000.
- 124 Wie Anm. 10.
- 125 Wie Anm. 11, Bl. 274v; wie Anm. 18, Bl. 49r.
- 126 Wie Anm. 11, Bl. 339r ff.
- 127 Wie Anm. 11, Bl. 164r, 165v.
- 128 Wie Anm. 11, Bl. 333v.
- 129 Wie Anm. 10.
- 130 Wie Anm. 11, Bl. 337v.
- 131 Wie Anm. 18, Bl. 129v.
- 132 Wie Anm. 10.
- 133 HStAS A 248 Bü 2280, 14. November 1729; wie Anm. 83, S. 217.
- 134 LZ 6. Dezember 1941; LKZ 3. Juli 1954, 10. Juli 1973; Wilhelm Krämer: Mozart und Ludwigsburg, in: Drittes Deutsches Mozartfest, Ludwigsburg 1954; Friedrich Baser: Mozarts Reisen durchs Schwabenland, in: Schwäbische Heimat 1967, Heft 1, S. 53 f.
- 135 Kurt Bachteler: Als Casanova in Ludwigsburg war, in: HgW 14, 1963, S. 45.
- 136 Beschreibung des feyerlichen und gnädigsten Einzugs Seiner Herzoglichen Durchlaucht, Ludwigsburg 1767, S. 93, StadtALB U 4.1 Bes.
- 137 Wilhelm Krämer: Schubart und Ludwigsburg, in: HgW 14, 1963, S. 41 f.; Hans Joachim Krämer: Schubart und Ludwigsburg, in: LGbl. 33, 1981, S. 25 ff.
- 138 Wie Anm. 96, 11. Februar 1766.
- 139 Ute Christine Berger: Die Feste des Herzogs Carl Eugen von Württemberg, Tübingen 1997, S. 172 ff.
- 140 HStAS A 21 Bü 161.
- 141 Ebd.
- 142 Wie Anm. 96, 15. Januar 1771.
- 143 Sting (wie Anm. 3) S. 463; A. Bertsch: Israel Hartmann, Stuttgart 1910, S. 83; Carlheinz Gräter: Goethe am Neckar, Tübingen 1998, S. 16 ff.
- 144 Wie Anm. 90.
- 145 Zur Geschichte der Stadt Ludwigsburg (wie Anm. 3) Bl. 17; Carl Hermann Kläiber: Urkundliche Geschichte der Reformierten Gemeinden Cannstatt-Stuttgart-Ludwigsburg, Stuttgart 1884, S. 223 ff.
- 146 StadtALB L 165 Bd. 91, Bl. 288r (KB 1822/24).
- 147 100 Jahre Geschichte des Methodismus in Ludwigsburg und im schwäbischen Unterland, StadtALB SN 4.7.2; LT 23. Juni 1861.
- 148 Wie Anm. 39.
- 149 Wolfgang Läßle: Bilder aus der militärischen Vergangenheit der Unteren Stadt, in: Das Buch der Unteren Stadt, Ludwigsburg 1993, S. 133 ff.
- 150 Albert Pfister: Deutsche Zwietracht, Stuttgart 1902, S. 48, 53.
- 151 Otto Schanzenbach: Ludwigsburg unter König Friedrich, Ludwigsburg 1892, S. 58 f.

- 152 Günther Bergan: Ratskeller Ludwigsburg, Ludwigsburg 2000, S. 21 ff.
 153 StadtALB V 3/XIV/Bd. 1 (Museums-gesellschaft).
 154 LW 31. August 1824.
 155 LW 5. Februar 1839; LT 5. März, 24. September 1850.
 156 LT 12. August 1858.
 157 LW 9. Februar 1839; LT 5. Februar 1850.
 158 Karl Keim: In Ludwigsburg vor 110 Jahren, in HgW 12, 1961, S. 41 f.; Tagebuch von August Finckh, StadtALB S 4/109.
 159 Albert Pfister: Pfarrers Albert, Stuttgart 1901, S. 164.
 160 Hans Joachim Krämer: Ein denkwürdiges Konzert im Ludwigsburg des vorigen Jahrhunderts, in: LGbl. 40, 1987, S. 191–196; LW 14., 16., 21. November 1843.
 161 Zu den Revolutionsereignissen von 1848/49 in Ludwigsburg siehe Wolfgang Läßle: Ludwigsburg in den Revolutionsjahren 1848/49, in: LGbl. 52, 1998, S. 67–142.
 162 Zum Bürgerverein der Unteren Stadt siehe StadtALB V 4/IV (Depositum Bürgerverein); Günther Vogt: Geschichte des Bürgervereins der Unteren Stadt, in: Das Buch der Unteren Stadt, Ludwigsburg 1993, S. 23 ff.
 163 LT 2. Februar, 5. März 1850.
 164 LW 23. November 1830, 23. Februar 1839.
 165 Wie Anm. 96, 15. August 1771; LW 12. Januar 1836; LT 28. Juni 1861.
 166 LT 10. April, 23. April 1850.
 167 LW 7. April 1829; LT 29. Oktober 1850.
 168 LT 27. November 1850, 2. März 1856.
 169 LW 8. März 1825, 24. Januar 1839.
 170 LT 28. Mai, 5. September, 25. Dezember 1850.
 171 LW 9. November 1824.
 172 LT 22. Februar, 11., 19., 25., 27. März 1859.
 173 StadtALB V 3/XII/Bü 12 (73. Strophe eines längeren Gedichtes von Julius Kamm, um 1910).
 174 Kurt A. Schupp: Geschichtsquelle Dachboden, in: LGbl. 44, 1990, S. 127 ff.

Es wird außerdem auf die im Stadtarchiv Ludwigsburg vorhandene Materialsammlung S 3/I Nr. 24 (Gasthaus Waldhorn) sowie auf die zeitgeschichtliche Sammlung SS 6.1 (Waldhorn) und SK 5.3.2 (Waldhorn) hingewiesen.

Besten Dank an Frau Galaske, Frau Witzmann und Herrn Läßle vom Stadtarchiv Ludwigsburg für die freundliche Unterstützung und die zahlreichen Hinweise. Mein Dank gilt auch Herrn Hornig vom Stadtplanungsamt für die Neuanfertigung des Gebäudegrundrisses.

Ebenso bedanke ich mich bei den heutigen Besitzern des Waldhorns für den bereitwillig gewährten freien Zutritt zur Baustelle.

Sozialfälle im Marbach der Biedermeierzeit*

von Hermann Schick

Über Sozialfälle in der Biedermeierzeit kann man nur reden, wenn zunächst einmal die Begriffe klar sind. Ein Sozialfall, so sagt ein vor kurzem erschienenenes Wörterbuch, ist jemand, der auf Sozialhilfe angewiesen ist. Sozialhilfe ist die Gesamtheit der Hilfen, die einem Menschen in einer Notlage von öffentlicher Seite gewährt werden und ihm die materielle Grundlage für eine menschenwürdige Lebensführung geben sollen. Das Wort gibt es erst seit dem Bundessozialhilfegesetz von 1961, wo es als Bezeichnung für alle bis dahin unter den Begriff der öffentlichen Fürsorge fallenden Leistungen eingeführt wurde.

Als Biedermeier wird in der Geistesgeschichte die Zeit zwischen 1820 und 1848 bezeichnet. Der Begriff umfasst freilich nicht alle Strömungen jener Jahrzehnte: Je nach dem Standpunkt und der Betrachtungsweise werden auch die Bezeichnungen »Zeit der Reaktion« oder »Vormärz« benützt, in der Literatur findet man um die gleiche Zeit neben dem Biedermeier auch die Spätromantik und das »junge Deutschland«. Dem Marbach jener Jahre aber wird man mit der Kennzeichnung Biedermeier am ehesten gerecht.

Es gab damals in Mitteleuropa keine kriegerischen Auseinandersetzungen. Die Juli-Revolution von 1830 in Frankreich und den Niederlanden berührte unser Land so wenig wie der polnische Aufstand von 1830/31. In Württemberg regierte seit 1816 König Wilhelm I., der im Land 1819 eine verhältnismäßig liberale Verfassung durchgesetzt hatte und der besonders auf die Hebung der Wirtschaftskraft bedacht war. Städte und Gemeinden hatten eine einheitliche Verwaltungsstruktur erhalten, nur der soziale Bereich, der früher weithin Angelegenheit der Kirche gewesen war, blieb auch weiterhin Sache der örtlichen Behörden. In Marbach war damit die Stiftungspflege betraut, in der die Stadt und die Kirche, hier natürlich die evangelische, zusammenwirkten.

Die Fürsorge, wie sie damals ausgeübt wurde, galt zwar allen Bedürftigen, aber Anspruch darauf hatten nur eingesessene Bürger und ihre Familien. Man erwarb das Bürgerrecht gewöhnlich durch Geburt, sofern der Vater Bürger war. Allerdings war es mit der so genannten bürgerlichen Niederlassung verbunden, man musste verheiratet sein und einen eigenen Hausstand haben. Der Erwerb des Bürgerrechts war dann auch noch mit gewissen Zahlungen verbunden, man musste seinen »Bürgerdinkel« entrichten, entweder in natura oder in Geld, einen ledernen Feuereimer stellen und zwei Allmandbäume pflanzen. Wer von auswärts ins Bürgerrecht aufgenommen werden wollte, musste darüber hinaus noch einen Vermögensnachweis liefern und eine Aufnahmegebühr bezahlen. Letztere hatte man 1804 in Marbach verdoppelt, »weil in jüngster Zeit trotz aller Vorsicht wieder Leute aufgenommen wurden, die schon nach ganz kurzer Zeit den öffentlichen Kassen zur Last fielen«.

* Überarbeitete Fassung eines am 17. Juli 2000 vor dem Marbacher Schillerverein gehaltenen Vortrags.

Das Bürgerrecht brachte mancherlei Vorteile. Ein Bürger durfte sein Vieh, seine Schafe und seine Gänse auf die allgemeinen Weideplätze treiben lassen. Er konnte von der Stadt ein Stück Allmand pachten und hatte Vorkaufsrecht vor Auswärtigen bei Haus- und Güterkäufen. Außerdem hatten Bürger Anspruch auf Unterstützung in der Not, sei es durch Geldzuweisungen, durch Brotabgaben oder durch Einweisung ins Armenhaus. Die wichtigsten Pflichten der Bürger waren die Hilfe in Brandfällen und die Teilnahme an der Torwache. Neben dem vollen Bürgerrecht gab es das Beisitzrecht: Ein Beisitzer hatte im Ort uneingeschränktes Bleiberecht, aber keinen Anspruch auf Holzgaben oder andere derlei Leistungen.

Natürlich ist die Übertragung heutiger Begriffe auf vergangene Verhältnisse problematisch. Sie ist es schon deshalb, weil das Ziel damaliger Fürsorge nicht eine »menschenwürdige Lebensführung« war, sondern sie sollte nur die bitterste Not lindern. Allenfalls bei Jugendlichen dienten Lehrgeldzahlungen auch der Zukunftssicherung. Wenn dennoch am Begriff Sozialhilfe festgehalten wird, dann einfach um heutige Entsprechungen deutlich zu machen.

I.

Wegen der Wichtigkeit des Bürgerrechts für den Anspruch auf soziale Hilfe soll im Folgenden zuerst dargestellt werden, mit welchen Schwierigkeiten Bewerber rechnen mussten, die Marbacher Bürger werden wollten.

Am 2. Mai 1830 heiratete der aus Rudersberg stammende 29-jährige Rotgerbergeselle Johann Georg Reinhardt die vier Jahre jüngere Tochter des Rotgerberobermeisters Jakob Gottfried Müller, und schon am 31. Mai kam das gemeinsame Kind zur Welt. Reinhardt wollte sein Bürgerrecht in Rudersberg behalten und erhielt in Marbach am 6. Juli Wohnrecht, nachdem er die vorgeschriebene Wohnsteuer bezahlt hatte. Er hat dann aber doch zeitweise in Heilbronn gearbeitet und soll dort wegen Veruntreuung entlassen worden sein. Darauf stellte der Marbacher Stadtrat am 9. Mai 1831 fest, es gebe im Rotgerberhandwerk ohnehin mehr Tagelohnarbeiter als beschäftigt werden könnten, weshalb Reinhardt angesichts seines verdächtigen Rufes die Stadt innerhalb von drei Monaten zu verlassen habe. Zunächst scheint aber die Ausweisung nicht mit Zwang durchgesetzt worden zu sein; nur so ist es zu erklären, dass im Stadtratsprotokoll vom 23. Januar 1832 zu lesen ist: »Dem mit Familie hier wohnenden Rotgerbergesellen Johann Reinhardt von Rudersberg wurde aus vielfachen Gründen beditten [bedeutet], daß er bis nächst Georgii die Stadt mit Familie zu verlassen habe.« Ob man ihm die Gründe mündlich mitgeteilt hat, wissen wir nicht. Sicher ist nur, dass man ihn nicht so einfach hätte fortschicken können, wenn er das Marbacher Bürgerrecht besessen hätte. Die Familie bekam gerade noch ein Vierteljahr Zeit (Georgii = 23. April), dann musste sie gehen. Sie wanderte nach Amerika aus.

Schlecht waren auch die Aussichten für den Glasergesellen Franz Joseph Zeller, der als Soldatenkind 1807 in Ludwigsburg geboren wurde und im Waisenhaus aufwuchs. Er kam 1820 nach Marbach, vermutlich als Lehrling. Als er im Alter von 21 Jahren in Marbach Heimatrecht beantragte, lehnte der Stadtrat ab und verwies ihn an den Geburtsort seines Vaters, Ochsenbach im Oberamt Brackenheim. Fünf Jahre später, als er volljährig geworden war, erneuerte Zeller sein Gesuch, wurde aber erneut abgewiesen. Schließlich wurden seine Heimatansprüche in Ludwigs-

burg anerkannt. Er wollte aber nach Marbach, denn dort hatte ein Mädchen aus der Fischerfamilie Stolpp bereits ein Kind von ihm. Im April 1834 lehnte der Stadtrat erneut ab, weil Zeller keinen begründeten Anspruch habe, ohne Vermögen sei, die Tochter Stolpp habe auch nur etwa 300 Gulden, und das Gewerbe des Zeller schon jetzt stark besetzt sei.

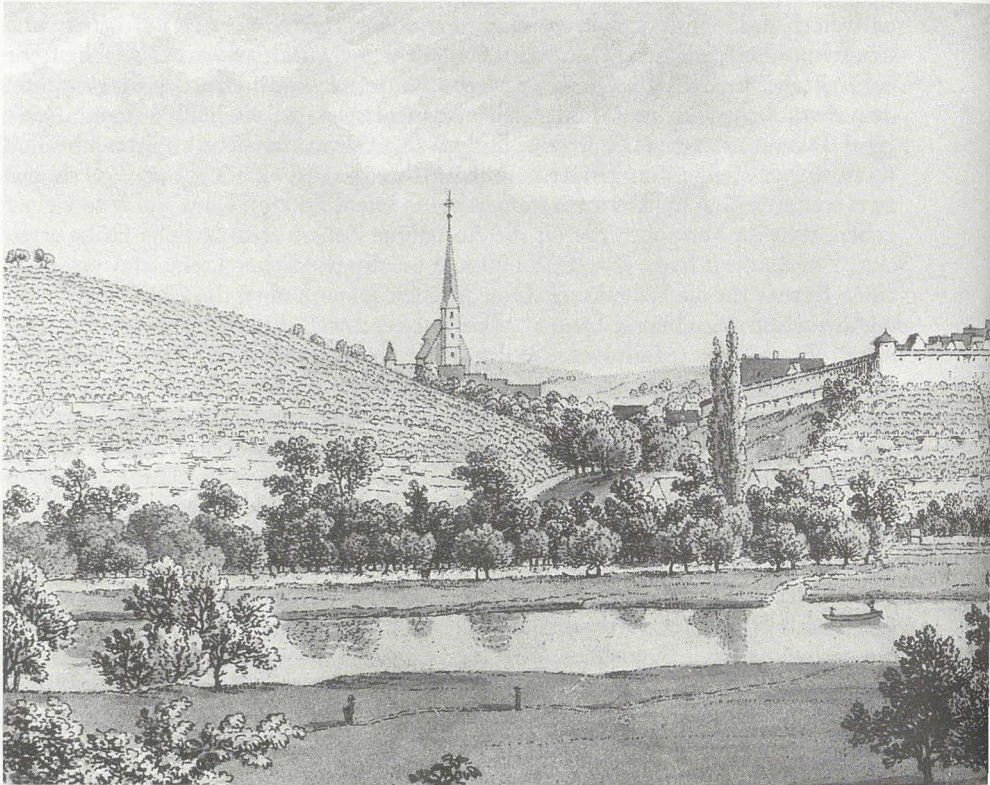
Ein halbes Jahr später, als seine Braut vor einer zweiten Niederkunft stand, wiederholte Zeller seinen Antrag. Diesmal unterstützten zwei Brüder der Braut das Gesuch und erklärten, diese habe ein Vermögen von 602 Gulden. Der Bürgerausschuss befürwortete die Aufnahme, weil ein ordentliches Vermögen vorhanden sei und die Familie Stolpp nicht zu jenen Familien gehöre, die sich auf öffentliche Unterstützung verlassen. Der Stadtrat hatte jedoch nach wie vor Bedenken. Er befürchtete, die Zahl der Glaser in Marbach könnte zu groß werden und empfahl dem Paar, sich doch in Affalterbach niederzulassen, wo es noch keinen Glaser gebe. Darauf erklärten die Brüder Stolpp, ihre Schwester habe an ihrer kürzlich verstorbenen, lange Zeit gemütskranken Mutter so viel Gutes getan, dass sie mit zwei weiteren Geschwistern zusammen bereit seien, ihr zum Dank dafür so viel zu geben, dass ihr Vermögen die für die Aufnahme Zellers erforderliche Höhe erreiche. Der Stadtrat hatte Zweifel an so viel geschwisterlicher Liebe und verlangte einen Beweis für die Schenkung. Drei Wochen später kamen die Geschwister und erklärten sich dazu bereit. Dem Stadtrat fiel es schwer, dies zu glauben. Laut Protokoll wurden die Geschwister Stolpp wiederholt gewarnt, es dürfe »hinter der Schenkung kein Betrug stecken«, eine Rückforderung des Geschenks sei nicht statthaft. Sie müssten sich der Tragweite ihres Handelns bewusst sein. Doch die Geschwister waren nicht zu erschüttern und blieben bei ihrem Vorsatz. Darauf musste der Stadtrat dem Zeller das Bürgerrecht verleihen, weil sich dieser »während seines vieljährigen Hierseins ein gutes Prädikat und einen guten Ruf als Handwerksmann erworben« habe. Fünf Tage später kam das zweite Kind und einen Monat darauf wurde geheiratet.

Ganz unbegründet waren die Befürchtungen des Stadtrats aber doch nicht. Die Glaserei brachte nicht viel ein und die junge Familie Zeller zog tatsächlich für einige Jahre nach Affalterbach, von wo sie 1841 wieder nach Marbach kam. Im September 1848 wurde Zeller zum Polizeidiener gewählt, doch er wurde dieser Stelle nicht gerecht. Vier Jahre später ist in der Lokalzeitung von Übelständen die Rede und ein Leserbriefschreiber forderte eine unparteiische Persönlichkeit für diesen Posten. Zwei Tage später kündigte Polizeidiener Zeller an, er arbeite jetzt wieder als Glaser und bitte um Aufträge.

Etwas anders stellte sich das Bürgerrechtsproblem für den Marbacher Weber Gottlieb Mayer. Er wollte 1830 eine junge Frau von Nellingen auf den Fildern heiraten und beantragte ihre Aufnahme ins Bürgerrecht. Doch die Frau hatte von einem anderen Mann ein dreijähriges Kind. Gottlieb Mayer nahm daran offenbar keinen Anstoß, aber der Stadtrat sah darin ein Problem. Weil die Frau kein Vermögen hatte, musste sie eine Zusicherung des Gemeinderats von Nellingen beibringen, dass ihr Kind das Nellingener Bürgerrecht behalte, auch wenn die Mutter in Marbach aufgenommen werde. Auf diese Weise sollte verhindert werden, dass bei einer Notlage der Frau das Kind der Stadt zur Last fiel. Das Paar ließ sich dadurch aber nicht abschrecken und heiratete dennoch, allerdings erst einige Jahre nach diesem Gesuch.

Im Sommer 1810 starb im Armenhaus der gelernte Buchbinder und spätere

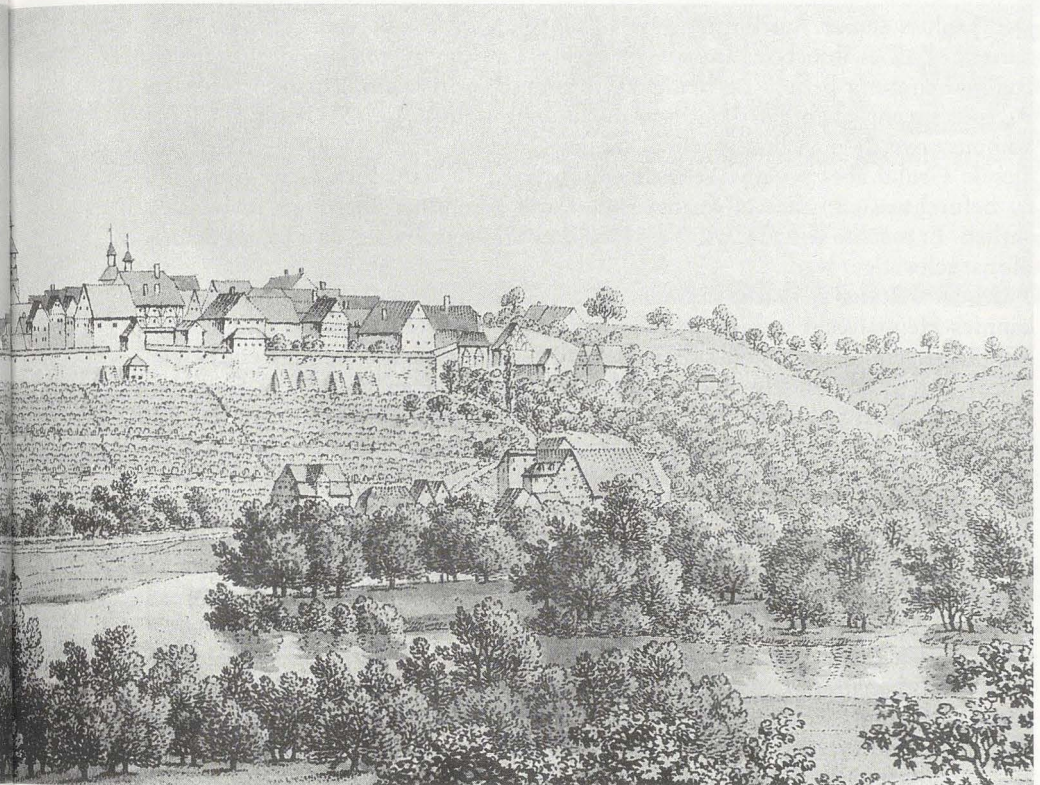
Scherenschleifer Georg Conrad Grundner, ein Witwer. Er hinterließ in völliger Armut fünf Kinder zwischen 13 und 20 Jahren. Da ihr Vater sein Gewerbe im Umherziehen ausgeübt hatte, waren sie alle an verschiedenen Orten geboren. Da man sie in Marbach nicht behalten wollte, wurden die drei älteren zur Versorgung und Aufsicht an ihre Geburtsorte abgeschoben. Die zwei anderen Geschwister, ein Junge von 14 und ein Mädchen von 13 Jahren, sollten ins katholische Waisenhaus kommen. Zwar waren sie dafür eigentlich zu alt, aber sie sollten dort Religionskenntnisse erwerben und auf das bürgerliche Leben vorbereitet werden.



Marbach von Westen, Federzeichnung 1813

Der jüngste der Abgeschobenen, Christian Grundner, muss irgendwann nach Marbach zurückgekommen sein, denn im Dezember 1818 erhielt der Marbacher Armenvater Seubert fünf Gulden zur Betreuung Grundners, weil dieser sich in kränklichen und bedrängten Umständen befinde. Wie sein Vater war auch Christian Grundner Scherenschleifer und außerdem Zainenmacher, also Korbflechter, und auch er übte seinen Beruf als Wandergewerbe aus. Im Juni 1815 brachte die Maurerstochter Jakobine Danhorn in Backnang ein Kind von ihm zur Welt. Am 4. April 1821 wurde dem noch immer unverheirateten Paar in Hessigheim wieder ein Kind geboren, ein weiteres starb gleich nach der Geburt in Rielingshausen,

und im Juni 1825 kam in Marbach noch ein Kind zur Welt. Wann die Obrigkeit auf diesen nicht gesetzlich legitimierten Kindersegen mit Strafen reagierte, ist nicht überliefert. Bezeugt ist nur, dass Christian Grundner und Jakobine Danhorn wegen Konkubinats eine Haftstrafe absitzen mussten, was voraussetzt, dass schon Geldstrafen vorausgegangen waren. Unbekannt ist, was mit ihren Kindern während der Haftzeit passierte. Nach Verbüßung der Strafe wurde Jakobine Danhorn der Aufenthalt in Marbach untersagt mit der ausdrücklichen Begründung, dass ein weiteres Zusammenleben des Paares verhindert werden sollte.



In dieser Situation stellte Grundner im März 1828 beim Marbacher Stadtrat den Antrag, »ihnen durch Aufnahme in einem Ort die Verheiratung behufs der Gewinnung ihres Lebensunterhalts und der Möglichkeit, ihre drei Kinder erziehen zu können, doch zu gestatten«. Da Grundners Heimatrecht ungeklärt war, wurde ihm vom Stadtrat geraten, sich in seinem Geburtsort Freudenstein im Oberamt Maulbronn das Heimatrecht anerkennen zu lassen und dort auch um Aufnahme der Jakobine Danhorn zu bitten. Wenn eine entsprechende Bitte gewährt werde, dann wolle man den Aufenthalt in Marbach erlauben. Offensichtlich sollte auf diese Weise verhindert werden, dass die fünfköpfige Familie, die vor dem Gesetz noch gar keine war, der Stadt zur Last fiel. Doch der Gemeinderat in Freudenstein lehnte das Gesuch ab. So wandte sich Grundner wieder an die Stadt Marbach und

erklärte, man werde hoffentlich einsehen, dass er aus Gewissensgründen die Danhorn nicht verlassen könne. Wenn aber sie in Backnang und er in Marbach getrennt Haushalte führen müssten, dann könnten sie viel schwerer ihr Auskommen finden und müssten die Kinder in der Erziehung vernachlässigen. Er schilderte, wie die Danhorn für ihn Körbe verkaufe oder Schleifwaren einsammle oder austrage, so dass er bei seiner Arbeit bleiben könne, während er weniger leisten könne, wenn er diese Aufgaben auch übernehmen müsse. Zu seinen Gunsten führte er weiter an, dass er seine Kinder nicht zum Betteln anhalte, außerdem habe er treu seinen Militärdienst abgeleistet (der Marbach angerechnet worden war). Der Schluss seiner Ausführungen sei nach dem Protokoll vom 5. März 1828 zitiert: »Daß es ihm bei seinem Gesuch nicht darum zu tun sei, die Erlaubnis zur Verheiratung behufs Befriedigung des Geschlechtstrieb, sondern bloß um zu seinem ehrlichen Fortkommen die unumgänglich nötige Gehilfin zu bekommen, werde man ihm glauben, da die Danhorn schon 43 Jahre alt sei; aus diesem Grund aber sei eine Vermehrung ihrer Kinderzahl auch nicht sehr wohl zu befürchten.« In diesem letzten Punkt war Grundner allerdings nicht ganz ehrlich. Er machte seine Frau um ein Jahr älter und verschwieg, dass sie im siebten Monat schwanger war.

Bei der weiteren Beratung stellte man fest, »daß Grundner zwar noch kein anerkanntes Heimatrecht in hiesiger Stadt habe, daß es aber, nachdem er hier zu Militär ausgehoben und sich bisher meist hier aufgehalten hat, unbillig erscheinen würde, ihn in eine andere Gegend überschieben zu wollen, wo er sein Fortkommen nicht so hätte«. Die Frau, so hieß es, könnte man samt ihren Kindern für immer gesetzlich nach Backnang verweisen, was aber die Lage dieser Leute verschlimmern würde. So sprach alles dafür, den beiden eine gesetzliche Ehe zu ermöglichen, wozu man in diesem Fall geradezu verpflichtet sei, weil es ihren Bestrebungen entsprach und anerkannt werden müsse, dass sie sich ehrlich fortbringen wollten.

Doch bei aller Anerkennung der moralischen Ansprüche hatte die Sache auch eine finanzielle Seite, denn mit der Zuerkennung des Bürgerrechts ging die Stadt ja auch finanzielle Verpflichtungen ein. Der Stadtrat war bereit, beiden das Beisitzrecht auf Lebenszeit zu gewähren und die Heirat zu gestatten. Beim Tode Grundners aber sollte die Witwe mit ihren Kindern wieder mit allen Rechten in Backnang aufgenommen werden. Diese Lösung des Problems wurde jedoch vom dortigen Stadtrat abgelehnt.

Nun war inzwischen, die neuerliche Verhandlung fand am 17. September 1828 statt, ein neues Bürgerrechtsgesetz in Kraft getreten, nach welchem die Verheiratung dann nicht mehr gehindert werden konnte, wenn Grundner das Beisitzrecht zugesprochen wurde. Also wurde beschlossen, dem Mann das Beisitzrecht unentgeltlich, der Frau aber gegen eine Gebühr von fünf Gulden zu erteilen. Die Kinder sollten weiterhin vom Beisitzrecht ausgeschlossen bleiben. Eine solche Regelung ließ jedoch das Gesetz nicht zu; bei Verheiratung der Mutter musste auch den Kindern das gleiche Recht zuerkannt werden. Deshalb blieb die Angelegenheit so lange in der Schwebe, bis die Stadt Backnang im Oktober doch bereit war, die Aufnahmegebühren für Mutter und Kinder in Höhe von insgesamt 18 Gulden zu übernehmen. Grundner selbst zahlte darauf für die Heirat ebenfalls Gebühren, insgesamt fünf Gulden und 30 Kreuzer, nämlich zwei Gulden für vier Simri Dinkel, zwei Gulden 30 Kreuzer für einen Feuereimer und einen Gulden für zwei All-

mandbäume. Darauf konnten Christian Grundner und Jakobine Danhorn am 18. November 1828 in der katholischen Kirche in Ludwigsburg getraut werden.

Über die weiteren Schicksale des Paares ist wenig bekannt. Ab Juli 1839 war Grundner städtischer Maulwurfänger bis zu seinem Tod am 6. Oktober 1842, als er gerade 52 Jahre alt war. Von den Kindern erscheinen drei 1855 in einer Gruppe von Auswanderern nach Nordamerika: zwei Töchter mit je einem unehelichen



Auswanderer und Reisende nach Amerika

finden pünktliche und regelmäßige Beförderung auf den rühmlichst bekannten Post-Dampfschiffen, sowie auf dreimastigen Segelschiffen erster Classe und können Verträge zu den laufenden billigsten Ueberfahrtspreisen jederzeit abgeschlossen werden

bei dem obrigkeitlich concessionirten Agenten
Ph. Gattinger in Marbach.



Anzeige im Marbacher »Postillon«

Kind sowie der älteste Sohn, auch Zainenmacher, mit seiner Frau, von der es im Familienregister heißt, sie sei zunächst nicht mit ausgewandert, weil sie noch eine Gefängnisstrafe abzubüßen gehabt habe. Jakobine Grundner geb. Danhorn überlebte auch dies und starb 76-jährig im November 1862.

Wer damals offiziell auswandern wollte, der musste förmlich auf das Bürgerrecht verzichten. Dies konnte zu Schwierigkeiten führen, wenn man es sich unterwegs noch anders überlegte, wie etwa der Schlosser Johann Gottlieb Mak. Als 27-Jähriger wollte er 1830 nach Amerika auswandern und leistete Verzicht auf Bürger- und Untertanenrecht. Auf dem Weg zum Einschiffungshafen Le Havre verkrachte er sich jedoch mit seinen beiden Mitreisenden und blieb zurück in Nancy. Nachdem er dort ein halbes Jahr gearbeitet hatte, nahm er eine Stelle in Frankfurt an. Knapp drei Jahre später kam er wieder ins Land und fand Anstellung bei den Königlichen Eisenwerken in Wasseralfingen und Unterkochen. Im benachbarten Itzelberg fand er ein Mädchen, doch um die junge Frau heiraten zu können, musste er eine Erlaubnis seines heimatlichen Gemeinderats vorlegen. Deshalb wandte er sich 1842 nach Marbach, legte dem Stadtrat seine Situation dar und schloss mit der Schilderung seiner augenblicklichen Lage: Er sei seit einem Vierteljahr in Ulm in der Messingwarenfabrik Wieland beschäftigt und habe dort als mechanischer Werkführer neben freier Unterkunft täglich einen Gulden Lohn. Er stellte den Antrag, sein Bürger- und Untertanenrecht wieder anzuerkennen. Der Stadtrat empfahl darauf dem Oberamt, angesichts der mehr als gesicherten wirtschaftlichen Verhältnisse des Mak diesem die Staatsbürgerschaft wieder zuzuerkennen. Wegen einer Entscheidung über die bürgerliche Niederlassung wollte man noch abwarten. Ob Mak daran überhaupt interessiert war, muss bezweifelt werden; er hätte in Marbach eine so gute Stellung wie in Ulm nicht erlangen können.

Nachdem bis jetzt Schwierigkeiten beim Erwerb des Bürgerrechts dargestellt wurden, folgen nun einige Beispiele für Hilfen, die Marbacher Bürgern und ihren Familienangehörigen zuteil wurden, wenn sie in Not geraten waren.

Nach dem Tod der Eheleute Schatz hatte der Magistrat 1817 über die Versorgung von vier Kindern zwischen 18 und elf Jahren zu beschließen. Zum Pfleger wurde damals der Kupferschmied Friedrich Hafner bestimmt. 13 Jahre später, im September 1830, musste sich der Stadtrat mit dem mittlerweile 24-jährigen Friedrich Schatz befassen, der das Schreinerhandwerk erlernt hatte und allem Anschein nach unheilbar krank war. Er muss an einer Art Furunkulose gelitten haben, denn es ist von Fistelgeschwüren am ganzen Körper die Rede. Im Katharinenhospital in Stuttgart hatte man ihm nicht helfen können, so war er wieder nach Marbach gekommen. Der Stadtrat suchte durch Bekanntmachung einen Pflegeplatz für ihn, aber auch nach wiederholtem Ausschellen fand sich niemand. Der Bedarf an Kosthäusern war immer hoch, so dass diejenigen, die etwas auf diese Weise hinzuverdienen wollten, durchaus wählen konnten. Das Armenhaus kam für Schatz auch nicht in Frage, denn dort konnten Langzeitpatienten nicht isoliert werden. So blieb die Pflege am Vormund Hafner hängen.

In der Stadtratssitzung vom 13. September 1830 musste über das zu zahlende Kostgeld ein Beschluss gefasst werden. Hafner verlangte für den Tag 24 Kreuzer, weil er dem Kranken auf ärztliche Weisung häufig besondere Kost reichen müsse. Außerdem sei der Gestank der Geschwüre oft beinahe unerträglich, das Waschen der Verbände erzeuge größten Ekel und das Bett werde völlig ruiniert. Der Oberamtswundarzt, der zweimal am Tag zum Verbinden kam, bestätigte den Ekel erregenden Zustand des Kranken. Obwohl niemand an der Richtigkeit von Hafners Angaben zweifelte, bewilligte der Stadtrat doch nur 20 Kreuzer pro Tag und dies auch nur so lange, als für Schatz nicht ein billigerer Pflegeplatz gefunden werden konnte. Die Kosten sollten vorerst aus dem Pflugschaftsvermögen des Schatz bestritten werden; wenn dies aufgebraucht war, musste die Stadtpflege einspringen. Hafner zeigte sich mit dieser Lösung zufrieden, vielleicht hatte er in Kenntnis seiner Mitbürger zunächst mehr gefordert als eigentlich nötig war.

Ungefähr ein Jahr lebte Friedrich Schatz noch in der Obhut seines Vormunds. Deutlich wird an diesem Fall, dass die Solidargemeinschaft der Bürger zwar für die Unkosten aufkam, dass der Einzelne damit jedoch nicht aus der Verantwortung entlassen war und persönlicher Einsatz von ihm verlangt wurde.

Im Gemeinderatsprotokoll vom 12. Juli 1837 erscheint die »Gottlieb Hellriegel'sche Deserta«, d. h. die von ihrem Ehemann verlassene Christine Caroline Hellriegel. Ihr Mann hatte sie mit zwei Kindern sitzen lassen, war nach Amerika ausgewandert »und hat sich dort ein ander Weib genommen«, wie es im Familienregister heißt. Wie die Frau sich durchschlug, wissen wir nicht. Dem erwähnten Protokoll ist zu entnehmen, dass sie damals ohne Auftrag seit einem halben Jahr den »an einem bösen Fuß unter großen Schmerzen darniederliegenden etlich um 70jährigen vermögenslosen Zeugmacher Wilhelm Demmler« pflegte. Da von dem Patienten keinerlei Bezahlung zu erwarten war, bat die Hellriegel, die vermutete, dass die Pflege noch weitergehen werde, die Gemeinde um eine Belohnung; sie erhielt neun Gulden.

Fünf Jahre später war sie selber krank, und der fromme Kaufmann Gottlob

Conradt sorgte dafür, dass ihre neunjährige Tochter Maria Magdalena in die Kinderrettungsanstalt Korntal aufgenommen wurde. Sie sollte dort bis zur Vollendung des 14. Lebensjahres um die auf 25 Gulden ermäßigten Jahreskosten bleiben. Von diesen Kosten wollte Conradt fünf Gulden übernehmen, für den Rest sollte die Stadt aufkommen. Doch schon ein Vierteljahr später war das Kind wieder da, weil es in Korntal »keinen für seine Gesundheit passenden Platz« gefunden hatte. Was sich hinter dieser Begründung verbirgt, bleibt im Dunkeln. Die Mutter wandte sich erneut an den Stadtrat, weil sie sich selbst nicht durchbringen konnte und jetzt auch nicht von dem Kind entlastet war. Man bewilligte ihr acht Gulden als jährlichen Hauszins und bat den Kirchenkonvent um Aufbesserung ihres wöchentlichen Almosens. Zwei Jahre später, am 8. Juni 1844, starb die Mutter und das Kind kam für jährlich 15 Gulden in Kost zu Christian Knolls Ehefrau.

Manche Familien ziehen das Unglück förmlich an. In Marbach gehörte dazu die des Joseph Friedrich Sutorius. Dieser kam mit Frau und Kindern 1813 von Großheppach nach Marbach, weil er hier von einer Verwandten Grundbesitz geerbt hatte. Im Frühjahr 1817, in der Zeit der großen Hungersnot, wollte er mit seiner Familie auswandern, erhielt aber dazu wegen Zahlungsunfähigkeit keine obrigkeitliche Erlaubnis. Darauf verkaufte er seinen Grundbesitz und reiste heimlich mit seiner Familie ab. Wir wissen nicht, was unterwegs geschah, bekannt wurde in Marbach nur, dass er auf der Rückreise von Holland war, als er im Sommer 1817 überraschend starb. Im Juli 1817, ein Vierteljahr nach der nächtlichen Abreise, erschien die Witwe mit ihren sieben Kindern wieder in der Stadt. Ihr verstorbener Mann hatte zwar alle Grundstücke verkauft, aber die Abreise war ja heimlich geschehen und ohne Erlaubnis, deshalb hatte er auch keine Gelegenheit gehabt, auf sein Bürgerrecht zu verzichten, wie das eigentlich bei einer Auswanderung vorgeschrieben war. Die Rückkehrer waren also noch Marbacher Bürger und deshalb konnte sich die Stadt ihrer Verpflichtung, etwas für das Fortkommen der Familie zu tun, nicht entziehen. Vor allem musste sie eine Unterkunft erhalten, die ihr dann im Haus von David Knoll besorgt wurde, wofür die Witwe 16 Gulden Hauszins bekam. Das Bürgermeisteramt sollte aber nur so lange zahlen, als die Sutorius kein eigenes Vermögen hatte; für den Fall, dass sie auf irgendeine Weise wieder zu Geld kam, war sie zur Rückzahlung verpflichtet.

Die Frau muss danach wieder einigermaßen Fuß gefasst haben. Mit der Erziehung ihrer sieben Kinder scheint sie aber überfordert gewesen zu sein, was aus folgendem Sachverhalt hervorgeht. Ihr Sohn Christoph Gottlieb hatte 1831, ein Jahr nach seiner Konfirmation, noch immer keine Lehrstelle. Da erklärte sich der nach Göppingen verzogene Pflasterer Eckstein bereit, ihn ohne Lehrgeld als Lehrling anzunehmen unter der Bedingung, dass er ordentlich gekleidet zu ihm komme. Darauf beschloss der Stadtrat, für den Buben folgende Kleidungsstücke anzuschaffen: einen längeren Überrock, eine Hose, ein Wams, eine Weste, zwei neue Hemden, was alles zusammen acht Gulden und 29 Kreuzer kostete. Der Stadtrat begründete seinen Beschluss damit, dass es seine höchste Pflicht sei, diesen Buben, der bisher nur gebettelt und gefaulenzt habe und völlig verwahrlost sei, »seinem mütterlichen Hause zu entziehen und ihn in eine Lehre unterzubringen«. Man ergreife diese Gelegenheit gerne, »obgleich es bei der Dürftigkeit der Sutorius'schen Witwe mit einem Opfer für die Stadt verbunden ist, da der junge Mensch in die Hände eines hier als rechtschaffen bekannten Mannes kommt«.

Die für den Lehrling angeschafften Kleider entsprachen aber nicht den Vorstel-

lungen des Meisters. Eckstein äußerte seine Unzufriedenheit in einem Brief an die Mutter, den diese dem Stadtrat vorlegte. Er könne sich, schrieb der Pflästerermeister, mit der einfachen Kleidung nicht zufrieden geben, besonders am Werktag laufe der Sutorius ganz zerlumpt herum. Er habe ihm deshalb zunächst einmal zwei Hosen und ein Paar Stiefel angeschafft. Wenn man berücksichtige, was der Junge in den nächsten vier Jahren noch alles brauchen werde, »so glaube er noch billig zu sein, wenn er zu Kleidern bloß zehn Gulden verlange«. Dem fügte der Meister allerdings noch den drohenden Nachsatz hinzu, »wie er denn andernfalls genötigt sei, solchen wieder zurückzuschicken«. Der Stadtrat wusste, dass die Witwe noch Zins- und Tilgungsraten zu erwarten hatte und fragte sie daher, ob sie diese Ansprüche an die Stadt abtreten wolle. Sie war dazu bereit, wenn die Stadt ihr selbst – sie war den ganzen Winter über krank gewesen – auch aus der Not helfe, indem man ihr sechs Gulden an schuldigem Hauszins und vier Gulden für Schuhe und Arznei vorstrecke. Der Stadtrat ging darauf ein, er nahm allerdings die Drohung des Pflästerers nicht ganz so ernst, denn statt der geforderten zehn erhielt jener nur acht Gulden.

Einige Jahre später, die Witwe Sutorius war inzwischen gestorben, musste sich der Stadtrat wieder mit einem Glied der Familie beschäftigen. Vom großherzoglich badischen Stadttamt Mannheim wurde im Mai 1839 mitgeteilt, die aus Marbach gebürtige ledige Marie Sutorius habe dort zwei Kinder von vier und zwei Jahren »abgelegt«. Der Vater der Kinder sei, wie aus den beigefügten Taufzeugnissen der Mairie Mühlhausen hervorgehe, der aus Fulda stammende Schuhmachergeselle Johann Philipp Keil. Der französische Begriff Mairie, Rathaus, deutet auf Mühlhausen im Elsass als Geburtsort. Keil sei, heißt es in dem Schreiben aus Mannheim weiter, »krank mit seinen Kindern auf einer Reise in seine Heimat gewesen« und unterwegs gestorben, die Kinder müssten nun der Heimat der Mutter zugewiesen werden. Letztere war zwar noch vor der Übersiedlung ihrer Eltern nach Marbach in Großheppach geboren, aber sie hatte mit diesen das Marbacher Bürgerrecht erworben. Daran ließ sich nicht rütteln und, wie das Protokoll vom 22. Mai 1839 festhält, »so kann sich der Abholung dieser Kinder nicht entzogen werden und wurde deshalb mit dem Schwager der Marie Sutorius, Rotgerber Wilhelm Freihardt, von Seiten des Stadtrats akkordiert, diese beiden Kinder für zehn Gulden Vergütung aus der Stadtpflege nach Marbach zu bringen«.

Freihardt holte die Kinder ab, behielt aber nur den kleinen Buben für ein von der Stadt zu zahlendes Pflegegeld bei sich. Er war allerdings selbst in so dürftigen Verhältnissen, dass er im Dezember einen Vorschuss auf das Pflegegeld brauchte, um für einen eigenen Sohn das Lehrgeld zahlen zu können. Das Mädchen sollte bis zu seinem 14. Lebensjahr bei dem Schuhmacher Stiegler bleiben, aber schon 1844 ging das Pflegegeld an einen Christoph Ackermann. Der kleine Junge kam bereits ein Jahr früher zu einer Witwe Eckstein. Warum die immerhin 33-jährige Mutter 1839 ihre Kinder nicht nach Marbach begleitet hatte, ob sie sich später in irgendeiner Weise um sie gekümmert hat, diese Fragen müssen offen bleiben. Es gibt nur noch einen Eintrag im Familienregister: »verheiratete Müllerin, Heilbronn 1848«.

Hart war auch das Schicksal der Witwe des Schlossers Karl Schaubel, die zehn Kinder zu versorgen hatte. Mit einem ihrer Söhne musste sich der Stadtrat im Februar 1837 befassen. Der damals 15-jährige war nach der Konfirmation zu einem Tuchmacher nach Backnang in die Lehre gegeben worden. Der Meister ver-

zichtete auf das übliche Lehrgeld, dafür sollte die Lehrzeit vier Jahre betragen, d. h. die Arbeitskraft des Auszubildenden sollte dem Betrieb länger als üblich zur Verfügung stehen. Es kam jedoch ganz anders. Schon nach einigen Monaten lief der Lehrling davon. Er wurde, wie es im Stadtratsprotokoll vom 13. Februar 1837 heißt, »in Dieburg bei Mainz aufgegriffen und ans hiesige K. Oberamt eingeliefert, von diesem aber wegen höchst boshaften Benehmens mit Arrest bestraft, dann aber dem Stadtrat zur öffentlichen Vorsorge übergeben«. Der Backnanger Tuchmacher wollte mit seinem davongelaufenen Lehrling natürlich nichts mehr zu tun haben. So war der Stadtrat froh, dass dessen Marbacher Kollege Wilhelm Stolpp bereit war, den Ausreißer zu sich in die Lehre zu nehmen, allerdings gegen 33 Gulden Lehrgeld auf drei Jahre. Stadtrat und Bürgerausschuss gingen auf das Angebot Stolpps ein, »da die Notwendigkeit vorliegt, diesen Buben dem Verderben zu entziehen«. Auch die anderen Kinder der Witwe Schaubel waren alle von der Stadt irgendwo untergebracht worden. In den Protokollen finden sich wiederholt Hinweise auf Anschaffungen, besonders von Kleidungsstücken, die für sie immer wieder gemacht werden mussten.

Im Stadtratsprotokoll vom 19. September 1838 ist dann zu lesen, die 54 Jahre alte vermögenslose Witwe des Schlossers Karl Schaubel wolle sich nach Biberach im Oberamt Heilbronn verheiraten. Sie lasse ihre zehn Kinder zurück und bitte um 20 Gulden für die in die Biberacher Gemeindekasse zu zahlende Bürgerannahmegebühr. Der Stadtrat stimmte dem Antrag zu, weil die Kinder ohnehin schon in der Versorgung der Stadt seien und die Gefahr bestehe, dass man auch noch für die Mutter aufkommen müsse. Angesichts solcher Aussichten war es vorzuziehen, mit dieser Einmalzahlung die Frau endgültig loszuwerden. Fünf Jahre später erhielt die ledige Christine Schaubel, vermutlich eine ihrer Töchter, ebenfalls 25 Gulden, damit sie nach ihrer Heirat das Bürgerrecht in Gundelsheim erlangen konnte; weitere zehn Gulden bekam sie für ihr uneheliches Kind, für das dann im Notfall auch dort gesorgt werden musste. Auch in diesem Fall kam die Stadt mit einer solchen Zahlung besser weg, als wenn sie unter Umständen viele Jahre für die Frau und ihr Kind hätte aufkommen müssen.

Ein sehr unstetes Leben führte der am 3. April 1779 geborene Rotgerbergeselle Johann Friedrich Bäuerle, dessen Eltern 1805 von Marbach nach Russland ausgewandert waren. Er erschien am 31. Januar 1827 vor dem Stadtrat und gab an, er habe, »schon ehe sein Vater ausgewandert, sich auf die Wanderschaft begeben und im Jahre 1817, wo er hierher zurückgekehrt und seine Eltern nicht mehr hier getroffen, mit einem neuen, vom K. Oberamt ausgestellten Wanderbuch nach Odessa begeben, um seine Eltern aufzusuchen, sie aber nicht mehr lebend gefunden, daher sich seitdem in Russland, Polen und Deutschland aufgehalten«. Dieser Sachverhalt weist noch nicht auf einen Sozialfall hin. Der Mann hatte eben kein Sitzfleisch, hat es nirgends lange ausgehalten. Nur von Arbeit ist eigentlich nicht die Rede, ob er in seinem Gewerbe gearbeitet hat, erfahren wir nicht. Bedenklich könnte stimmen, dass der Mann, von dem die Rede ist, immerhin schon fast 48 Jahre alt war. Im Protokoll heißt es dann weiter: »In Beziehung auf das weitere Fortkommen wurde nun an das K. Oberamt berichtet und gebeten, ihn mit einem neuen Wanderbuch zu versehen, da sich Marbach seiner nicht werde entziehen können. Weil er sich aber in einem total zerlumpten Zustande [befindet] und vorauszusehen ist, daß er so nirgends Arbeit finden werde, so mußte die Stadtpflege legitimiert werden, ihm folgendes auf möglichst wohlfeile Weise anschaffen zu las-

sen: ein Wams, ein Paar Hosen (von Tuch), ein Hemd, ein Paar Schuhe.« Der Beschluss verrät, dass der Stadtrat davon ausging, dass Bäuerle sich wieder auf Wanderschaft begeben werde, weshalb man mit den Ausgaben für seine Kleidung besser wegkam, als wenn er auf städtische Kosten in Marbach geblieben wäre.

Aber das Leben auf der Straße war für einen Fünzigjährigen auf die Dauer doch zu strapaziös. Nach vier Jahren erschien er wieder in Marbach, und wir lesen im Stadtratsprotokoll vom 28. Februar 1831: »Der ledige Rotgerbergeselle Friedrich Bäuerle kam kürzlich zum zweiten Mal wieder von allem entblößt von der Wanderschaft zurück; nachdem daher schon früher für seine Säuberung von Läusen und seine Wiederbekleidung gesorgt wurde, ist von der Not noch weiter geboten, ihm für ein Unterkommen zu sorgen.« Es wurde mit dem Sailer Heinrich Schreiber vereinbart, dass dieser Bäuerle für jährlich acht Gulden in seinem Haus aufnahm.

Ein Mensch freilich, der so lange unterwegs war und sich nach niemand hatte richten müssen, fügte sich schwer wieder in eine feste Ordnung, und gar in die einer württembergischen Oberamtsstadt. Schon bald erregte er öffentliches Ärgernis: Im September 1831 belegte ihn Oberamtmann Veiel wegen »müßigen und arbeitslosen Umherlaufens« mit einer dreitägigen Gefängnisstrafe, und wenig später wurde Bäuerle, nachdem er Schimpfreden über den Stadtschultheißen Klein geführt hatte, mit dreimal 24-stündigen Arrest bestraft, wobei er am dritten Tag nur Wasser und Brot erhielt.

Ein gleichfalls recht unstetes Leben führte der Färber Georg Friedrich Glocker. Er heiratete mit 25, wurde Vater von vier Kindern, und im Alter von 46 Jahren ließ er Frau und Kinder sitzen und verschwand. Die Frau zog ihre Kinder allein auf und ließ ihren 1794 geborenen ältesten Sohn Johann Jakob das in der Familie traditionelle Färberhandwerk lernen. Als dieser sich dann 1828 in Langenau bei Ulm bürgerlich niederlassen wollte, wollte ihm seine Mutter, die das Familienvermögen behalten hatte, ein Heiratsgut von 500 Gulden zukommen lassen. Dagegen erhob der Stadtrat Einwendungen, weil das gesamte Vermögen nur 1300 bis 1400 Gulden betrage und sie noch zwei »nicht ganz welttaugliche Kinder« habe. Auch könnten ihre und ihres Mannes Verhältnisse es nötig machen, dass »sie sich nicht ganz entblöße«. Als Heiratsgut für den Sohn wurden deshalb nur 400 Gulden genehmigt.

Zwei Jahre später zeigte es sich, dass solche Vorsorge nicht unbegründet war. Da tauchte nämlich der entlaufene Ehemann wieder auf und bat die Stadt um Unterstützung, weil weder sein Bruder noch seine Ehefrau bereit seien ihn aufzunehmen und er auswärts auf keine Arbeit hoffen könne. Nun war Glocker in den Jahren davor einige Male für kurze Zeit in Marbach gewesen, und bei einem dieser Aufenthalte hatte er vor dem Oberamt auf alle Ansprüche aus dem Familienvermögen verzichtet. Deshalb konnte die Ehefrau jetzt auch nicht einfach zur Hilfeleistung verpflichtet werden. Ehe jedoch die Stadt selbst etwas unternahm, schickte sie den Heimkehrer zu seinem Sohn nach Langenau. Da dieser auch Färber sei, solle er versuchen, bei ihm Arbeit zu finden. Erst wenn er damit scheitern sollte, wollte der Stadtrat auf das Familienvermögen zurückgreifen.

Der Versuch schlug fehl. Am 9. Januar 1832 musste sich der Stadtrat wieder mit Glocker befassen. Er war »in einem ganz dürftigen Zustand« zurückgekehrt und bat, für sein ferneres Unterkommen zu sorgen. Wieder wurden Bruder und Ehefrau vorgeladen, und wieder verweigerten beide jegliche Hilfe. Der Bruder, gleichfalls Färber, erklärte, er habe schon für sich selbst nicht genug Arbeit. Außerdem

sei sein Bruder »so eigensinnig, daß er, wenn er sich nicht tagtäglich so ärgern wolle, daß es seiner Gesundheit schade, ihm immer nachgeben müsse«. Aus dem gleichen Grund wollte auch der Sohn in Langenau seinen Vater nicht mehr aufnehmen, wie er in einem Brief schrieb. »Die Ehefrau oder quasi Deserta Glocker weigerte sich indessen ebenfalls, ungeachtet man ihr vorstellte, daß seine Unterstützung doch ihr zustehe, indem sie noch das sämtliche gemeinschaftliche Vermögen in Nutznießung habe.« Angesichts dieser Umstände blieb dem Stadtrat keine andere Wahl. Er beschloss, »dem Glocker seinen Aufenthalt im Armenhaus anzuweisen und ihm für eine Bettstelle daselbst zu sorgen, wogegen sich seine Ehefrau verbindlich machte, ihm ein Bett und eine Decke anzuschaffen«; außerdem bewilligte man ihm ein wöchentliches Almosen von 15 Kreuzern aus der Stiftungspflege.

Wie Glocker mit seinem Eigensinn in einem Mehrbettzimmer des Armenhauses zurechtkam, wissen wir nicht. Nach sechs Jahren starb er am 8. Oktober 1838 als Siebzigjähriger.

Das Armenhaus war die letzte Station beim sozialen Abstieg in Marbach. Es stand am Alten Markt unter Aufsicht eines Armenvaters, der meist selbst bedürftig war, dort freie Wohnung hatte und dafür auf Einhaltung der Ordnung achten musste. Man nahm es damit aber nicht so genau: Der Armenvater des Jahres 1832 war nahezu blind, mit seiner Kontrolle kann es nicht weit her gewesen sein. Nach einer Nachricht im Stiftungsratsprotokoll vom 11. Juli 1843 lebten ständig zehn bis zwölf Personen im Armenhaus. Das Zusammenleben meist älterer Menschen auf engem Raum verlief natürlich nicht immer friedlich.



Ehemaliges Armenhaus in Marbach

Die Witwe des Maurers Siegel verließ im Sommer 1836 ihren Platz im Armenhaus »wegen dem unter ihren Stubengenossen geherrschten Unfrieden«. Sie zog in Hauszins, d. h. sie mietete sich irgendwo ein und zwar um sieben Gulden jährlich. Weil sie aber nichts verdienen konnte, beantragte sie beim Stadtrat einen Beitrag, wie sie ihn vor ihrem Einzug ins Armenhaus erhalten hatte. Im Protokoll über die Verhandlung heißt es dann: »In Betracht der Gemütsbeschaffenheit der Sieglin will der Stadtrat von dem Verlangen abstehe, daß solche ins Armenhaus zurückkehren solle und faßt daher bei ihrer Mindertüchtigkeit zur Arbeit den Beschluß: der Siegel'schen Witwe einen Hauszinsbeitrag von jährlich vier Gulden aus der Stadtpflege auf einstigen Ersatz, wenn sie eine gehoffte Erbschaft von einer Schwester noch machen sollte, zu verwilligen und diesen vom 1. Oktober an laufen zu lassen.«

Das Gremium bewies damit bemerkenswertes Feingefühl, wobei offen bleiben muss, ob diese Frau besonders empfindsam, vielleicht sogar depressiv war, oder ob sie durch ihr eigenes Verhalten den Unfrieden ihrer Stubengenossen verursacht hat.

Eine Sonderstellung nimmt der Fall der Eheleute Christian und Sabine Hauser ein. Die beiden hatten am 30. April 1837 geheiratet. Für den 48-jährigen Mann war es die dritte Ehe, für seine 50-jährige Frau die zweite. Hauser war von seiner ersten Frau geschieden worden, die zweite war 1836 gestorben, ebenso wie der erste Ehemann seiner dritten Frau. Trotz ihres Alters und ihrer Erfahrung hatten beide Ehepartner sich die Sache nicht gut überlegt. Es gab Streit vom ersten Tag an und nach wenigen Monaten trennte sich das Paar. Die Schuld wurde allgemein mehr bei dem Mann gesehen, der »von unverträglichem und mürrischem Charakter« sei.

Am 26. Februar 1840 wandte Sabine Hauser sich an den Stadtrat und erklärte, dass sie, wie allgemein bekannt, ihr Leben »aufs elendigste und in steten Händeln« mit ihrem Mann zubringen müsse. Deshalb wolle sie mit zwei Familien aus Feuerbach, die sich ihrer annehmen wollten, nach Amerika ziehen. Sie bitte, ihren Mann zur Einwilligung und zur Herausgabe ihrer Mitgift zu veranlassen. Dafür wolle sie auf jegliches Erbe verzichten, das ihr von ihm aus eventuell zufallen könnte. Diese Erklärung hätte Sabine Hauser unterschreiben sollen; sie musste sich aber mit drei Kreuzen begnügen, da sie ihren Namen nicht schreiben konnte. Der Ehemann willigte »recht gern« ein, gab die Mitgift heraus und verzichtete seinerseits auf jegliches Erbe.

Die Stadträte stellten fest, dass die Eheleute Hauser sich selbst, den andern und der Obrigkeit zur Last gelebt hätten. Alle Vermittlungsversuche seien gescheitert und dem Getrenntleben stehe nichts entgegen. So beschloss man, der Frau die Bezahlung der Schiffspassage aus ihrer Mitgift zu erlauben, ihr das Bürgerrecht in Marbach zu lassen und das Oberamt um Ausstellung des nötigen Reisepasses zu bitten. Die Spur von Sabine Hauser verliert sich in Amerika, ihr Mann starb 1846 in Marbach.

Hier hat also eine unerschrockene Frau ihr Schicksal selber in die Hand genommen. Sie wollte sich nicht mit der traditionellen Frauenrolle abfinden und auch nicht ihre Ehe zum Martyrium werden lassen. Nach den Anschauungen der Zeit war sie mit ihren 50 Jahren eine alte Frau, aber das kümmerte sie so wenig wie der Umstand, dass sie nicht einmal ihren Namen schreiben konnte. In Marbach aber war man froh, dass es einen Problemfall weniger gab.

III.

Die Sicherheit, die mit dem Bürgerrecht verbunden war, kostete andererseits auch einen hohen Preis und dürfte manchmal sogar als Fessel empfunden worden sein. Spürbar wurde dies vor allem bei der Erteilung der Heiratserlaubnis und erst recht, wenn der Antragsteller minderjährig, d. h. noch keine 25 Jahre alt war. Übel zurechtgewiesen wurde beispielsweise im Januar 1835 der ledige Seckler Gottlieb Kittelberger. Von ihm befand der Stadtrat, er habe keinen ausreichenden Grund für seinen Antrag, da er arm sei und durch die Frau, die er zu heiraten beabsichtige, ändere sich daran ebenfalls nichts, denn sie habe auch kein Vermögen. Es wäre der reine Übermut, wenn er das bisschen Geld, das er habe, für die Dispensationstaxe, also die Befreiungsgebühr ausgeben würde. Er könne nicht auf eine Ausnahmegenehmigung hoffen und man werde seiner bürgerlichen Niederlassung vor Erreichung der Volljährigkeit nicht zustimmen. Und dann folgt noch ein nicht ganz zu deutender Zusatz: Er möge sich in seinem weiteren Benehmen danach richten. Ob damit dem jungen Mann ein besonders ehrerbietiges Verhalten gegenüber dem Stadtrat abverlangt wurde oder ob er zu sexueller Enthaltensamkeit angehalten werden sollte, lässt sich nicht feststellen. Diese Standpauke des Stadtrats klingt jedenfalls noch unfreundlicher, wenn man bedenkt, dass sie gehalten wurde ein halbes Jahr ehe Kittelberger die Volljährigkeit erreichte.

Um eine Heiratserlaubnis ging es auch bei dem letzten Fall, der hier vorgestellt werden soll. Er betraf Gottlob Friedrich Fleiner, der 1806 in Marbach geboren war und seit 1827 als Kollaborator (zweiter Lehrer) an der Lateinschule seiner Heimatstadt unterrichtete. Als Fleiner 1833 heiraten wollte, brauchte er dafür die Erlaubnis seiner vorgesetzten Behörde. Dekan Schelling, ein vorsichtiger Herr, erkundigte sich beim Stadtrat, und diese Anfrage löste eine umfangreiche Stellungnahme aus. Unter dem Datum vom 17. Juli 1833 heißt es im Stadtratsprotokoll: »Ein Erlaß des Königlichen Dekanatamtes setzt den Stadtrat davon in Kenntnis, daß der hiesige Collaborator Fleiner die Absicht habe, sich mit der Tochter des verstorbenen Irrenhaus-Meisters Hahn, dessen Witwe sich mit Familie hier aufhält, ehelich zu verbinden und wünscht vom Stadtrat eine Äußerung über die Zulässigkeit dieser Verbindung zu erhalten. Nach Beratung dieses Gegenstandes wurde vom Stadtrat beschlossen, folgendes zu erklären . . .«

Die Erklärung des Stadtrats war in zwei Teile gegliedert. Im ersten Teil ging man vor allem auf die räumlichen Probleme ein, die eine Heirat des Kollaborators mit sich bringen würde. Dabei legte der Stadtrat dar, dass im Schulhaus sämtlicher Unterricht der deutschen und der lateinischen Schule stattfände und dass der Präzeptor und der deutsche Schulmeister in dem Gebäude wohnten. Diesen beiden Lehrern habe man in der Vergangenheit Räume zugeteilt, die eigentlich zur Wohnung des Kollaborators gehörten und die man jetzt nicht zurückfordern könne. Offenbar sollte vor allem der Präzeptor geschont werden, der »einige zur Collaboratur gehörige Gelasse« zur Unterbringung der bei ihm wohnenden auswärtigen Schüler, der so genannten Kostgänger, erhalten hatte. Schließlich sei auch geplant, die wohl bald einzurichtende weitere Klasse der deutschen Schule in der Wohnung des Kollaborators unterzubringen und diesem einen Mietzuschuss für eine Unterkunft außerhalb des Schulhauses zu zahlen. Abgesehen vom »Raumproblem«, das ja ohnehin zu lösen war, wenn die deutsche Schule eine weitere Klasse erhielt, äußerte der Stadtrat aber auch grundsätzliche Bedenken: »Man

habe die Überzeugung, daß das geringe Einkommen, welches mit der hiesigen Collaboratur verbunden sei, einen Mann mit Familie nicht nähre und müsse daher bei einem mit Nahrungssorgen ringenden Mann ein nachteiliger Einfluß auf den Unterricht vermutet werden.« Man war also gegen einen verheirateten Kollaborator, weil man über Jahre hinweg immer den bequemeren Weg gegangen war und die Ausstattung der Kollaboratur vernachlässigt bzw. sogar verschlechtert hatte; trotzdem erwartete man von dem Stelleninhaber gute Arbeit in seiner Klasse.

Der zweite Teil der Stellungnahme befasste sich dann mit dem Kollaborator Fleiner selbst. Dieser habe die Präzeptorprüfung noch nicht abgelegt und es sei »sehr zweifelhaft«, ob er diese bei seinem bisher gezeigten Fleiß je schaffen werde. Man müsse daher davon ausgehen, dass er »noch viele Jahre oder vielleicht immer auf der hiesigen Collaboratur« bleibe und es sei völlig klar, dass er auf dieser Stelle »keine Familie versorgen könne, da weder er noch seine Braut das geringste Vermögen zur Zubuße haben«. Sein Einkommen bestehe nur aus seiner geringen Besoldung und entspreche nicht den neuen Vorschriften über die Voraussetzungen bei der bürgerlichen Niederlassung und Verheiratung.

Der Stadtrat maßte sich also an, über Fleiß und Befähigung des Lehrers zu urteilen. Fremd war der Zeit auch der Gedanke, dass die Gründung einer Familie durch eine Anpassung der Besoldung gefördert werden könnte. Am übelsten war aber, dass der Stadtrat in seiner Stellungnahme noch dies anführte: »Endlich könne nicht verhehlt werden, daß ihm seine vorhabende Partie einen großen Stoß in seinem moralischen Ruf gebe und ihm sogar die Achtung seiner Lehrlinge entziehe, indem die Hahn'sche Tochter in einem sehr nachteiligen Leumund sich befinde.« Dieser Vorwurf bezog sich darauf, dass Auguste Hahn einige Jahre vorher in Zwiefalten, wo ihr Vater angestellt gewesen war, ohne verheiratet gewesen zu sein Zwillinge geboren hatte, die bald nach der Geburt gestorben sind. Diesen Umstand jetzt als Vorwand zu benutzen, um dem Kollaborator die Heirat zu versagen, war heuchlerisch und niederträchtig. Dennoch kam der Stadtrat zu dem Beschluss, sich »gegen die beabsichtigte Verheiratung des Collaborators Fleiner protestierend zu verwahren«.

Bei so viel Übelwollen tut es gut, wenn man erfährt, dass diese Äußerung des Stadtrats fruchtlos blieb: Am 6. Oktober 1833 heiratete Gottlob Fleiner seine Auguste Hahn. Nur in einem behielt der Stadtrat Recht: Es hat noch 17 Jahre gedauert, ehe Fleiner 1850 als Präzeptor nach Bönnigheim versetzt wurde.

Den aufgeführten Fällen könnten noch viele weitere hinzugefügt werden. Deutlich geworden ist, dass Menschen, die sich nicht selbst helfen konnten, durchaus auf die Hilfe der Gemeinschaft rechnen durften. Aber diese Hilfe war an den Besitz des Bürgerrechts und damit an den Heimatort gebunden. Gezeigt hat sich aber auch, dass das Bürgerrecht nicht immer Rettungsleine war, es konnte durchaus auch als Fessel empfunden werden. Ebenso hingen die Hilfsmaßnahmen immer von dem betreffenden Ort ab, von den beteiligten Gremien und den zur Verfügung stehenden Mitteln. Im Vergleich zur Gegenwart waren die Hilfen insgesamt geringer, wie ja auch der Lebensstandard nicht dem heutigen Niveau entsprach.

Die Entwicklung seitdem ging hin zu gesetzlichen Regelungen und zu institutionalisierter sozialer Betreuung. Eine Folge davon war die Lockerung der Bindung an den Heimatort. Das einst so überaus wichtige Gemeindebürgerrecht ist heute nur noch bei Kommunalwahlen von Bedeutung.

Die Stiftskirche Oberstenfeld

Ihr Zustand kurz vor der großen Renovierung von 1888/91 und deren wesentliche Veränderungen

von Ernst Schedler

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden in Württemberg zahlreiche Kirchen neu erbaut und viele renoviert, die aus romanischer und gotischer Zeit stammen. Architekt Christian Friedrich Leins (1814–1892) war an Neu-, Um- und Anbauten von weit über hundert evangelischen Kirchen in Württemberg entscheidend beteiligt oder nahm mit Ratschlägen und Gutachten Einfluss auf die Gestaltung. Zu seinen Neubauten gehörten unter anderem die Kirchen in Vaihingen auf den Fildern, Gschwend, Nattheim, Eschental bei Öhringen, Saulgau, Ohmenhausen bei Reutlingen, Schönenberg bei Maulbronn und die Johanneskirche in Stuttgart. Zwischen 1866 und 1889 war Leins maßgeblich beteiligt an der Restaurierung der historischen Martinskirche Sindelfingen, der Stiftskirchen Tübingen und Herrenberg, der Michaelskirche Waiblingen sowie der Stadtkirchen Metzingen und Ludwigsburg. Die Renovierungswelle erreichte auch die Klosterbauten in Maulbronn, Alpirsbach, Lorch, Murrhardt und Bebenhausen, wo überall heute noch die Spuren jener Erneuerungen zu sehen sind.

In den Jahren von 1888 bis 1891 war die notwendig gewordene Renovierung der Stiftskirche Oberstenfeld an der Reihe. Vor deren Beginn wurden die Vorschläge und Pläne dem erfahrenen, damals 74-jährigen Baumeister Leins vorgelegt. Er schrieb über die Pläne und Zeichnungen von 1886: Die »mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit im Jahre 1886 stattgefundenene Darstellung des damaligen Bestandes . . . lässt aber auch den Grad von Sorglosigkeit erkennen, mit der im Laufe der Jahrhunderte diese Kirche durch An- und Einbauten entstellt und in ihren ursprünglichen Formen verhüllt wurde. Die ganz durchgreifende Art, in der nunmehr [1888] das Reinigungswerk vorgenommen werden soll, ist eine hochehrfreuliche.« Dabei wurden aber die zuvor gerügten »entstellenden An- und Einbauten« erneut eingebracht. Leins hat die vorgeschlagenen Renovierungsmaßnahmen, die im Text oftmals auch als Purifizierungswerk bezeichnet werden, anerkennend befürwortet. Damit hatte er die zuvor gerügten »entstellenden An- und Einbauten« nun selbst gebilligt! Oberbaurat von Bok leitete dann die Erneuerung.

Frühere Kirchenrenovierungen

Die damalige Renovierung war ohne Zweifel notwendig, doch gab es schon in früheren Zeiten Bemühungen um den Erhalt der Kirche. Schriftliches darüber ist jedoch vor dem 19. Jahrhundert nur sehr wenig zu finden. Das älteste erhaltene Rechnungsbuch des Stiftes stammt aus dem Jahre 1685, es enthält jedoch keine Angaben über Baumaßnahmen an der Stiftskirche. Über solche wird erstmalig im Rechnungsbuch von 1716/1717 unter dem Titel »Verbaut an Kirche, Thurm, Uhr,

Glocke« berichtet: Schreiner und Glaser müssen einige schadhafte Fenster ersetzen. Zehn Jahre später verschiebert ein Meister aus Heidelberg das Turmdach, auch wird »das Dach, dem Kreuzgang hin, mit etlich 100 Ziegeln und Blatten wiederum eingedeckt«.

Leider fehlt das Rechnungsbuch, in dem die Baumaßnahmen des Jahres 1730 vermerkt sind, doch ist dieses Datum noch heute ablesbar an dem Barockportal, das die Ecke des Stiftsgebäudes zur Stiftskirche zielt. Stiftsprediger Dornfeld griff damals die Anregung eines herzoglichen Erlasses auf, etwas zur Erinnerung an das Jahr 1530 zu installieren; damals hatten die Protestanten ihre Schrift Confessio Augustana, das »Augsburger Bekenntnis«, an Kaiser Karl V. übergeben. Das neue Barockportal wurde an der Südseite der Stiftskirche errichtet. Man weiß leider nicht, ob an dieser Stelle zuvor ein romantisches Portal gestanden hatte. Über das weitere Schicksal des 1730 gestifteten Portals wird weiter unten berichtet.

In den folgenden Jahrzehnten findet die Stiftskirche im Titel »Verbaut« keine Erwähnung mehr, ausgenommen 1736/37 eine kostspielige Renovierung der Orgel. Außer der Erstellung des neuen Portals scheinen somit im 18. Jahrhundert keine weiteren baulichen Veränderungen erfolgt zu sein.

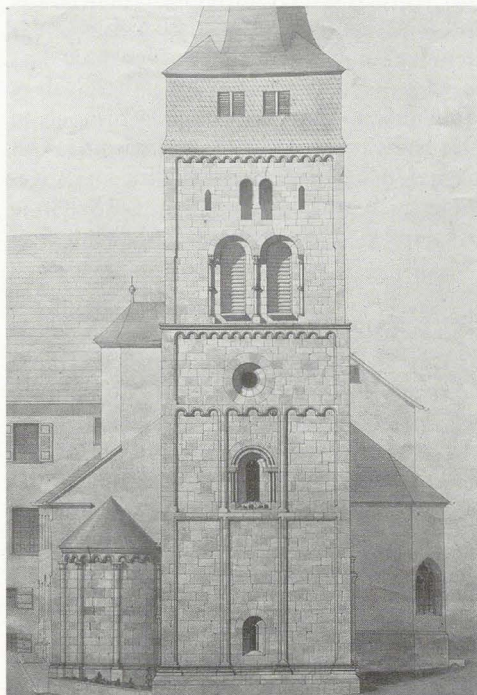
Im Jahre 1802 kam das Stift in württembergischen Besitz. Somit fielen sämtliche Bauten inner- und außerhalb der Stiftsmauer, der Grundbesitz in Oberstenfeld und in weiteren Orten dem Staat anheim. Auf einem vierspännigen Wagen, so wird berichtet, wurde die eiserne Stiftskasse nach Stuttgart geschafft und sogleich 380 Eimer Wein aus den stiftischen Kellern verkauft. Nach rund 40 Jahren hatte der Staat nahezu alles zu Geld gemacht mit Ausnahme des Stiftswaldes, des 1713 erbauten Stiftsgebäudes und der Stiftskirche. Dies ist der Grund, weshalb letztere noch heute im Besitz des Staates und dieser für Pflege und Erhalt der Kirche verantwortlich ist. Die Zuständigkeit dafür obliegt dem Staatlichen Hochbauamt Ludwigsburg.

Herzog Friedrich (1805 Kurfürst, 1806 König) gründete das Stift neu und legte in den Statuten fest, dass – sofern vorhanden – eine Prinzessin aus dem Hause Württemberg das erste Anrecht darauf hätte, Äbtissin im Stift zu werden, voraus-



Das Barockportal von 1730 stand ursprünglich am südlichen Seitenschiff und wurde bei der Renovierung 1888/91 an das Stiftsgebäude versetzt.

gesetzt, sie wäre wenigstens 18 Jahre alt und nicht verhehlicht. Das traf für seine Tochter Katharina zu. Der Vater setzte sie im Beisein des Hofes am Johannistag, 24. Juni 1805 in der Stiftskirche feierlich als Äbtissin ein. Vorher musste, wie es im Rechnungsbuch heißt, »die zu jener feyerlichen Handlung nach dem gnädigst angeordneten Ceremoniel erforderliche bauliche Veränderung und respice neue Einrichtung vorgenommen werden«. Dies bezog sich jedoch nicht auf die Stiftskirche, sondern vor allem auf die Unterbringung der Pferde und für deren Fourage. Doch es hat »Orgelmacher Walker von Cantstatt die Stimmung der Orgel vorzunehmen, samt Hin- und Her-Reyse auf 2 Tag à 2 Gulden 45 Kreuzer, macht 5 Gulden 30 Kreuzer«.



*Die Ostseite des Turms, Bauaufnahme 1886.
Links die einzige heute noch erhaltene
Apsis, dahinter das 1888/91
abgebrochene Treppentürmchen.*

Walcker war wenig erfreut, denn die Orgel pfiß fast schon aus dem letzten Loch, wie später zu lesen ist. Ob es jene Orgel war, die 1663 in einer Aufstellung über Begräbniskosten einer Stiftsdame erwähnt wird? Mit der Renovierung von 1888/91 kam dann endlich ein neues Instrument in die Kirche.

Es ist nicht vermerkt, ob Kurfürst Friedrich beim Gang vom Stiftsgebäude hinüber zu den Einsetzungsfeierlichkeiten in der Stiftskirche, über die genauestens berichtet wurde, seine Augen zum Stiftskirchendach gelenkt hat. Er hätte dort enorme Schäden entdecken können. Auf jeden Fall ist in den Unterlagen aus dem Jahre 1806 von dringenden Maßnahmen zu lesen: Das Dach der Kirche musste neu gedeckt werden. Maurermeister Kori schrieb in seinen Akkordzettel: »Und befinden sich auf dem oberen Dach auf beeden Seiten an Ziegel 16 577« und »am unteren Dach [Seitenschiff] befinden sich auf beeden Seiten an Ziegel 13 908«. Das vorher reichsfreie Stift war jetzt württembergisch geworden, da wurde genau gezählt!

1842/44 kam eine wichtige Baumaßnahme in Gang: »An der Stiftskirche gegen des Försters Scheuer hat sich das untere Dach [nördliches Seitenschiff] samt Gebälk von der Hauptstockmauer [Mittelschiff] hinweggeschoben, weil die Balken an den Köpfen mehrentheils verfault.« In Zusammenhang damit wurden die beiden nördlichen, bis in den Obergaden (Hochwand des Mittelschiffs mit Fenstern, auch Lichtgaden genannt) reichenden Außenpfeiler entsprechend abgehauen, damit die Dachpfetten fortlaufend angebracht werden konnten, d. h. die Außenpfeiler, die einst die Schublast des Gewölbes im Vorchor aufgenommen hat-

ten, wurden durch das Abschlagen auf der Nordseite geschwächt. Als bei der Renovierung 1888/91 das zerstörte Gewölbe wieder errichtet wurde, mussten deshalb zwei Zugstangen aus Eisen mit Ankern (Schlaudern) eingezogen werden. Deutliche bauliche Veränderungen gab es bei den Renovierungen von 1842/44 nicht.

In den Jahren 1861/62 fand dann eine weitere Renovierung statt, bei der erstmals Abgrabungen an der Außenmauer wegen Nässe durchgeführt wurden. Solche waren noch 1986/89 erforderlich. Die Nordwestecke am »Thurm in byzantinischem Style« sowie das Sockelgemäuer an der Nordseite mussten ausgebessert und unterfangen werden, am Turm selbst wurden die Gesimsgurte erneuert, die Portale ausgebessert, ebenso Fenster und vieles andere mehr. Natürlich war das Dach wieder umzudecken und mit neuen Schindeln zu versehen. Neu war, dass die Stiftskirche nun einen Blitzableiter bekam – den ersten in Württemberg gab es 1782 auf dem herzoglichen Schloss zu Hohenheim – und erstmalig Dachrinnen an den Traufseiten der gesamten Kirche. Das war für jeden sichtbar, ebenso dass im verschieferten Teil des Turmes auf zwei weiteren Seiten größere Schallfenster angebracht worden waren. Seit 1861/62 befinden sich also dort auf allen vier Seiten je zwei Fenster, jedoch in verschiedenen Abständen. Weitere ins Auge fallende Veränderungen gab es nicht.

Die Renovierung von 1888/91

Die gut zwei Jahrzehnte später folgende Renovierung brachte starke Eingriffe, die das Aussehen der Stiftskirche im Inneren und im Äußeren veränderten wie nie zuvor und sie auch jetzt noch prägen. Wir sehen heute mit Verwunderung auf die 1888/91 in bester Absicht eingebrachte Neuromanik und Neugotik, die seinerzeit höchstes Lob erntete!

Fast hundert Jahre nach dieser Renovierung war im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts eine erneute Renovierung dringend erforderlich, denn die Zeit hatte an und in der Kirche ihre Spuren hinterlassen. Um 1970 erwogen deshalb die Planer, ob bei dieser Gelegenheit versucht werden sollte, die Kirche in ihren ursprünglichen Zustand zurückzusetzen. Doch je mehr die Berater ins Detail gerieten, desto deutlicher erhob sich die Frage: in welchen Ursprungszustand? Die Überlegungen zogen sich in die Länge, das Geld wurde knapper und inzwischen hatte sich auch die Einstellung zur Renovierung historischer Baulichkeiten grundlegend geändert. Dies alles verhalf zu dem Entschluss: Obwohl jene fast hundert Jahre zurückliegende Renovierung zum Teil erhebliche Eingriffe in die historische Bausubstanz gebracht hatte, sollten die in neuromanischem und neugotischem Stil durchgeführten Veränderungen von 1888/91 als inzwischen ebenfalls schon historisch gewordener Renovierungsstil akzeptiert werden. Somit wurde die jüngste Renovierung von 1986/89 ganz auf das Erscheinungsbild des Jahres 1891 ausgerichtet. Seit Mai 1989 hat die Kirche wieder das gleiche Aussehen wie am 11. Oktober 1891, dem damaligen Einweihungstag. Dem aufmerksamen Besucher des ehrwürdigen Bauwerkes werden die mehr als hundert Jahre alten Zutaten und Veränderungen nicht entgehen. Er wird sich dann wohl fragen, wie die Kirche vor jenem »Reinigungswerk« ausgesehen haben mag. Im Folgenden soll – soweit dies möglich ist – darauf Antwort gegeben werden.

Der Turm

Der schöne, auf allen vier Seiten verschieden gestaltete Chorturm mit der besonders reizvoll gegliederten östlichen Schauseite zeigt von allen Bauteilen heute noch am ehesten das ursprüngliche Bild. Erstellt um 1230, wurde ihm wohl nach dem Dreißigjährigen Krieg die Welsche Haube aufgesetzt, die schon Andreas Kieser um 1685 in den Ortsansichten seines Forstkartenwerkes zeigt. Wie der Turmabschluss vorher ausgesehen hat, ist nicht bekannt.

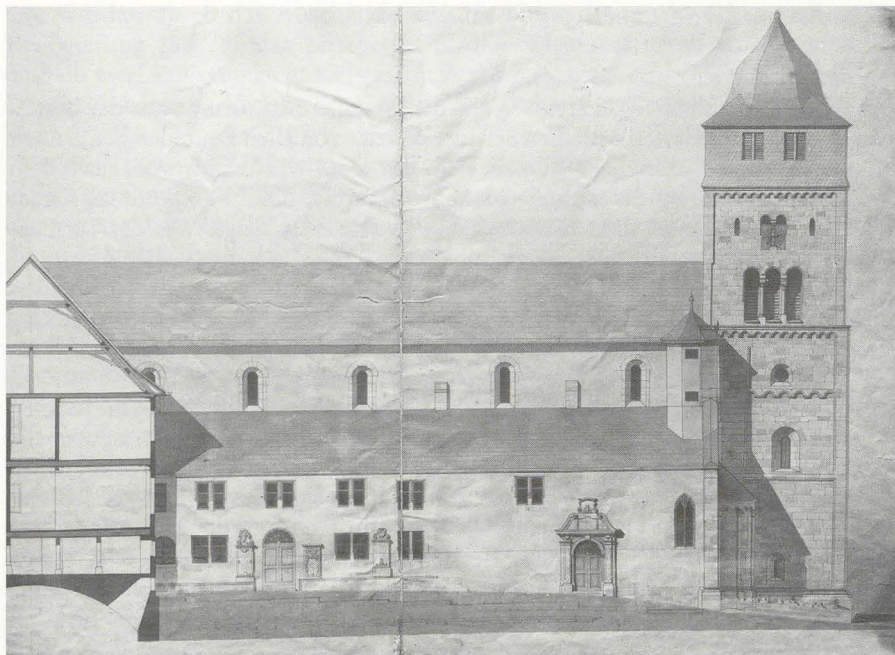
Vor 1888 waren die Zwillingsfenster auf der Süd- und Nordseite des dritten Turmgeschosses durch das Zifferblatt der Turmuhr verdeckt. Bei der Renovierung von 1888/91 versetzte man dieses in den geschieferten Turmabschluss; ab diesem Zeitpunkt ist gesichert, dass Zifferblätter nach allen vier Himmelsrichtungen blickten. Nun waren die beiden durch zwei hintereinander gestellte Säulen getrennten Rundbogenfenster wieder frei sichtbar. Durch ihre kleineren Ausmaße schaffen sie einen eleganten Abschluss über den darunter liegenden drei großen Fensteröffnungen mit ihren Zwillingsssäulen und lockern die Gliederung dieser südlichen Turmseite harmonisch auf.

Es wird noch von der Bemalung des Kirchenraums zu berichten sein. Kaum bekannt ist, dass der Turm der Stiftskirche einst sehr attraktiv bemalt war. Eine Untersuchung von Malspuren aus Anlass von Renovierungsarbeiten am Turm im Jahre 1977 belegt dies. Damals konnten Farbreste festgestellt werden, die auf Grund der sich ergebenden Formen (Diamantquader, Rollwerk u. a.) klar der Renaissance zugeschrieben werden dürfen. Andere Farbspuren an zwei Befundstellen lassen auf romanische Fassadendekoration schließen, wie sie etwa in den Rundbogenfriesen der romanischen Kirchtürme Großkumburg bei Schwäbisch Hall zu finden sind. Die Farbspuren an unserem Kirchturm sind aber selbst für einen Beobachter mit Fernglas nicht zu entdecken. So mag es schon 1888 gewesen sein, und der Turm blieb unbehelligt, wogegen das gesamte Äußere der Kirche weiß übertüncht war.

Das südliche Seitenschiff

Während die Versetzung des Zifferblattes einen Gewinn für das Äußere der Kirche erbrachte, bedeutete die totale Veränderung des südlichen Seitenschiffs einen schwerwiegenden, nicht wieder gutzumachenden Eingriff in geschichtlich Gewachsenes. 1888/91 wurde dieses im neuromanischen Stil mit exakt behauenen Sandsteinquadern an Stelle des vorigen Seitenschiffs errichtet. Die Traufkante dieses neuen Seitenschiffs erhielt einen Rundbogenfries, darunter sieben rundbogige sowie zwei runde Fenster und zwei neue Portale.

Das ursprüngliche Seitenschiff, das – wie es in einer Beschreibung von 1863 heißt – »gleich dem nördlichen zuerst gothisch und später zopfig umgebaut« worden war, ist in der Zeichnung der Bauaufnahme von 1886 dargestellt: Auf der westlichen Hälfte befanden sich sieben gekuppelte Rechteck-Fenster in zwei übereinander liegenden Reihen mit Steinumrahmung. Die obere Reihe brachte Licht in die damals bestehende Empore, die untere beleuchtete die darunter liegenden Bankreihen im Seitenschiff. Diese aus der Renaissance stammenden Fenster wurden im 16. Jahrhundert an Stelle der sicher kleineren romanischen eingebracht, sehr wahrscheinlich in Verbindung mit der Neugestaltung der Stiftskirche zur



Die Südseite der Stiftskirche vor Abbruch des südlichen Seitenschiffs, Bauaufnahme 1886. Über das Treppentürmchen rechts gelangte man in den Turm.

Hörerkerche (Einbau der Empore). In der Bauausschreibung von 1888, die immer wieder die Bezeichnung »Stiftskirchen-Umbau« verwendet, wird im Blick auf die damals noch gut erhaltenen Renaissance-Fenster angeordnet: »Sorgfältiges Herausnehmen und Aufbewahren der alten Fenster und Thüren samt Rahmen zwecks späterem Verkauf.«

Am vorderen Eingang stand das bereits erwähnte, 1730 von Äbtissin, Konvent und Stiftsprediger Dornfeld gestiftete Barockportal. Es wurde bei der Renovierung 1888/91 von seinem Platz entfernt und an die rechtwinklig auf das Seitenschiff stoßende Wand des Stiftsgebäudes versetzt. So blieb es wenigstens erhalten und so ist es auch zu erklären, dass dort zwar ein Portal, aber kein Eingang ist.

Das östlichste Fenster des südlichen Seitenschiffs, also gegen den Turm, war schmal, hoch, zweibahnig und mit gotischem Fischblasenmuster verziert. Darüber erhob sich aus dem Dach aufsteigend, halb an das Hauptschiff, halb an den Turm gelehnt, ein aus Riegelwerk bestehendes Treppentürmchen mit Dächlein und Knauf. Es reichte knapp über das zweite Stockwerk des Turmes. Dieses Treppentürmchen ist bei der Renovierung 1888/91 ebenfalls verschwunden.

Die einzige bis heute erhaltene Apsis der Stiftskirche ist jene, mit der das südliche Seitenschiff im Osten abschließt. Sie musste wegen mürben Mauerwerks zum Teil abgebrochen werden; insbesondere das Fundament war – wie auf der ganzen Südseite – stark geschädigt. Sie wurde jedoch nach der Sanierung mit ihrem eindrucksvollen, mit floralen Ornamenten und Fabeltieren



*Die Ostseite des südlichen Seitenschiffs mit dem einstigen Treppentürmchen
und dem Barockportal von 1730 an seinem ursprünglichen Standort, 1866.*

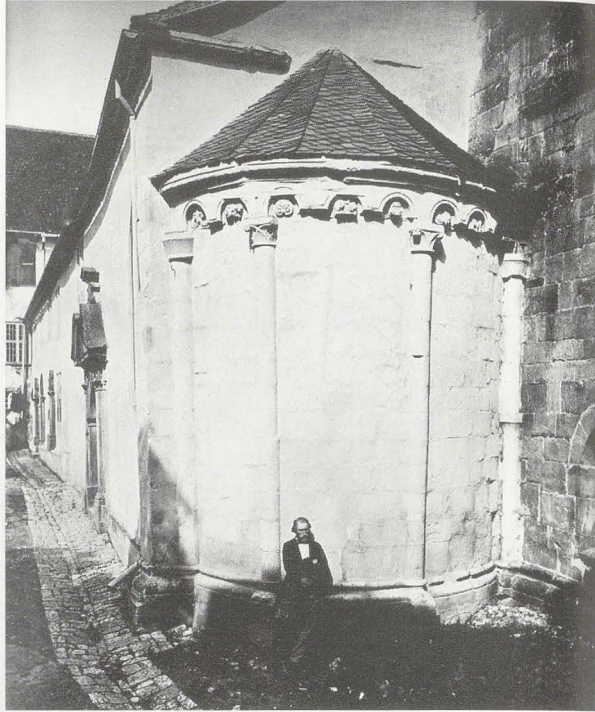
gefüllten Rundbogenfries wieder in den ursprünglichen Zustand versetzt.

An der Außenseite des Seitenschiffs waren drei Epitaphe angebracht. Sie wurden im Verlauf der Erneuerung in das Innere der Kirche gestellt, wo sie den Umwelteinflüssen weniger ausgesetzt sind. Über dem Seitenschiffdach führen zwei Pfeiler am Oberboden entlang ein Stück weit nach oben. Sie dienten einst dazu, den Schub des Gewölbes über dem Vorchor aufzufangen. Nach dem Wiedereinziehen des Gewölbes im Verlaufe der Renovierung übernahmen sie ihre frühere Aufgabe erneut.

Das nördliche Seitenschiff

Die Nordseite der Stiftskirche bietet heute noch weitgehend das jahrhundertlang unveränderte Bild einer Basilika mit Hoch- und Seitenschiff. In letzterem die spätgotischen Fenster – zum Teil mit Maßwerk aus Holz –, das Portal (»Hochzeitportal«) und darüber eine aus Schilfsandstein gehauene Gedenktafel von 1626, also aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Da fällt in der Ecke zwischen Chorturm und Seitenschiff der neuromanische, runde Treppenturm auf. Er wurde 1888/91 errichtet und ersetzte das oben erwähnte Treppentürmchen an der Südseite. In seinem Aussehen erinnert er an den wenige Jahre vorher neu erstellten Turm des Stauferklosters Lorch im Remstal. Für das kegelförmige Steindach als Abschluss des neuen Treppenturms wurde vor dem Bau ein Holzmodell erstellt. Man machte sich viel Mühe, dies ist vielfach zu sehen, nicht nur bei diesem Turm. An dieser Stelle hatte das Seitenschiff einst mit einer Apsis abgeschlossen, doch 1866 wird berichtet, dass sie jetzt »verstümmelt und verbaut ist«. Glücklicherweise blieb jene auf der Südseite vollständig erhalten.

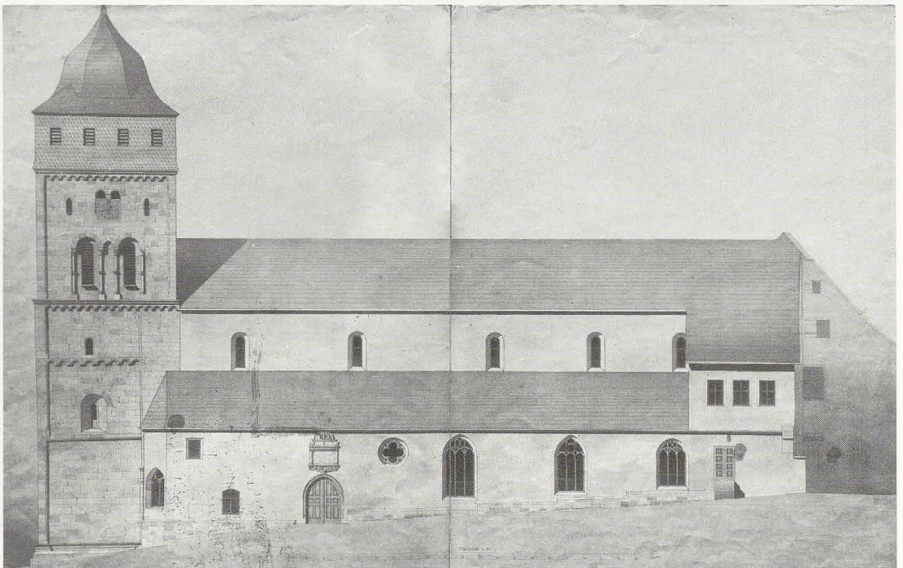
1888/91 wurden Reparaturarbeiten an Mauerwerk, den Fenstern, dem Türgevände und auch am Portal des ganzen Seitenschiffs durchgeführt. Dessen westlicher Teil erfuhr damals eine glückliche Veränderung und Rückführung zum ursprünglichen Zustand. Man zog nämlich den Pultdachverlauf in gleicher Höhe von Osten nach Westen durch, wie es ursprünglich war. Dazu riss man jenen hölzernen, gedeckten Aufbau ab, der sich am westlichen Ende über zwei Stockwerke erstreckt hatte. Er musste einst den Blasebalg der Barockorgel aufnehmen. Da 1891 ein neues, kompakteres Instrument eingebaut werden sollte – und dann auch



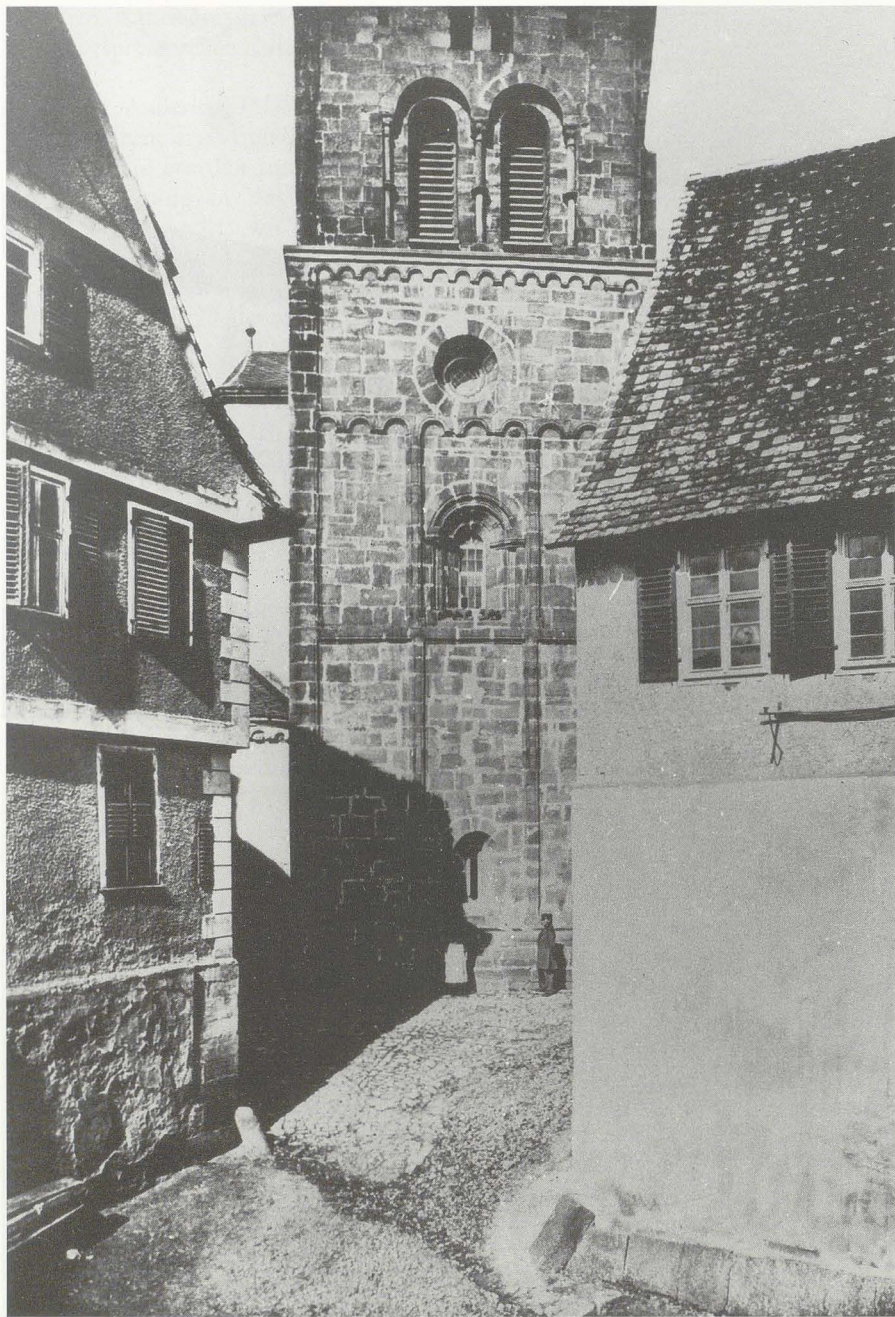
Die Apsis am südlichen Seitenschiff, 1866.



*Die Nordseite der
Stiftskirche mit dem
1888/91 errichteten
runden Treppenturm.*



*Die Nordseite der Stiftskirche vor der Renovierung, Bauaufnahme 1886.
Rechts der 1888/91 abgerissene erhöhte Aufbau für den Blasebalg der Orgel.*



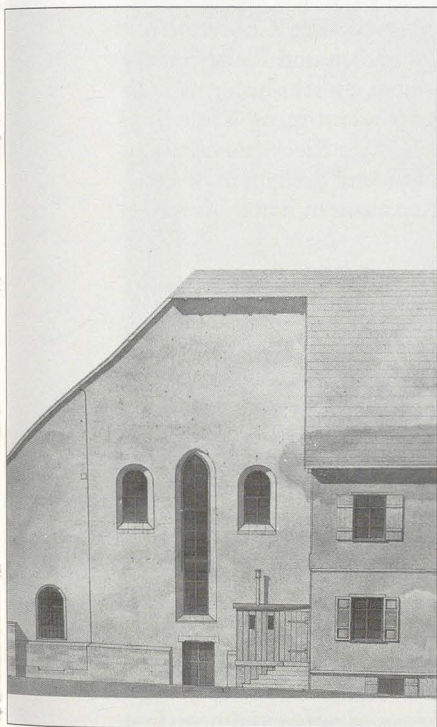
Blick von Osten auf den Turm, 1866. Die beiden Häuser im Vordergrund gehörten einst zum Stift; dazwischen war bis 1840 das Tor zum Stiftsbereich.

wurde –, konnte dieser unharmonische Aufbau entfallen. Die Stiftskirche zeigt sich von Norden her also wieder in der schönen Form einer Basilika.

Östliche und westliche Giebelseite

Wer von Osten, von der Straße her auf die etwas erhöht stehende Stiftskirche blickt, dem bietet sich noch heute fast das gleiche Bild der Kirche dar wie dem Beschauer vor 1888. Zwar ist, wie erwähnt, das alte Treppentürmchen verschwunden, das sich links aus dem Seitenschiff emporreckte, und es erhebt sich jetzt dafür rechts der neuromanische Treppenturm, doch geben die beiden Wohnhäuser davor, einst dem Stift zugehörig, noch immer einen harmonischen Rahmen für den schönen, unveränderten Turm mit seinen abwechslungsreich gestalteten Fenstern, den Rundbogenfriesen, den senkrecht verlaufenden Lisenen und den beiden Löwen auf der Fensterbrüstung.

Der Westfassade war vor 1888 nicht anzusehen, dass sie eine Basilika mit hohem Mittelschiff und zwei niedrigen Seitenschiffen abschloss. Das südliche davon war nämlich baulich in das 1713 erstellte Konventsgebäude integriert; dies ist auch heute noch der Fall. Doch wurde durch eine Abwalmung am Stiftsgebäude erreicht, dass der Giebel wieder voll sichtbar ist. Eine weitere bauliche Maßnahme



Die Westfassade der Kirche mit angeschlossenem Stiftsgebäude, Bauaufnahme 1886.



Die 1888/91 veränderte Westfassade. Der Dachverlauf zeigt die Form einer Basilika, wengleich das südliche Seitenschiff durch das Stiftsgebäude verdeckt ist.

half mit, die Westfassade stilistisch wieder anzupassen: Das nördliche Seitenschiff war gegen Westen so erhöht, dass die Fassade das Seitenschiff nicht erkennen ließ. Die Renovierung von 1888/91 machte diesen Mangel wieder gut, indem man den Aufbau für den Blasebalg abriß. Jetzt war der Abschluss des nördlichen Seitenschiffs zu sehen und es fällt nicht schwer, in Gedanken das südliche Seitenschiff beizufügen und an der Westfassade die Basilikaform der Kirche abzulesen. Zahl, Form und Anordnung der Fenster wurden verändert, doch ohne Stilbeeinträchtigung.

Erwähnt sei noch, dass 1888 an dieser Stelle die Grundmauern einer zum Mittelschiff gehörenden größeren Apsis gefunden wurden, ferner die Mauern zu der Apsis des südlichen Seitenschiffs und das vermutlich zu einem Turm gehörende Fundament am Abschluss des nördlichen Seitenschiffs. Sie sind die Reste eines ehemaligen »Westwerks«. Wo solche heute noch eine romanische Kirche abschließen oder wenn deren Grundmauern ergraben werden, sind sie stets ein Hinweis auf die hohe Bedeutung der Anlage und ihrer Stifter.

Das Innere der Stiftskirche

Trotz der Erhabenheit des Raumes mit seinen beiden gestaffelten Chören, trotz der Schönheit der Triumphbögen und der Reihung von Säulen und Pfeilern hatte die Stiftskirche vor der Renovierung von 1888/91 im Innern ein sehr beeinträchtigtes Aussehen. Überall wurde sichtbar, dass das adelige Damenstift, um seine Bauten und insbesondere die in der Blütezeit des Stiftes errichtete Kirche zu erhalten, in immer größere finanzielle Schwierigkeiten geraten war und deshalb in den vergangenen drei Jahrhunderten nur die allernötigsten Reparaturen hatten durchgeführt werden können.

Mittelschiff, Vorchor, Turmchor

Im Dreißigjährigen Krieg und bei den Franzoseneinfällen von 1693 wurde nicht nur der Flecken Oberstenfeld, sondern auch das Stift mit seinen Baulichkeiten innerhalb wie außerhalb der umgebenden Mauer sehr geschädigt. Das Dach der Stiftskirche war weitgehend eingestürzt und hatte die Holzdecke und das zwei Joche umfassende Gewölbe über dem Vorchor in die Tiefe gerissen. An einen Wiederaufbau in der alten Weise war nicht zu denken, das Dringlichste war die Sicherung gegen eindringenden Regen. Nicht weniger wichtig war es, das Kapitelhaus und die Abtei schnell wieder wohn- und nutzbar zu machen. An der 1685 gefertigten Zeichnung von Andreas Kieser ist abzulesen, dass zu dieser Zeit die stiftischen Gebäude samt Kirche wieder gedeckt waren, auch der Turm seine »moderne« Welsche Haube aufgesetzt bekommen hatte. Nach dem Franzoseneinfall von 1693 musste das Stift ein Bittschreiben aussenden »umb eine erkleckliche Beysteuern, nur damit unßere Kirche reparirt und eine Glocken zur Ehre Gottes wieder angeschafft werden möchte«. Vier Glocken hatten die Franzosen mitgenommen. Erst am 5. April 1716 konnte die Stiftskirche wieder eingeweiht werden!

Eine im Jahre 1866 gemachte Fotografie lässt deutlich erkennen, dass damals das Kirchenschiff nach oben statt mit der ursprünglichen Holzdecke und dem Gewölbe lediglich mit einer höchst einfachen, weiß übermalten Bretterdecke abschloss. Sie reichte von der Westwand bis zur Turmmauer, war niedriger als die



Das Kircheninnere vor der Renovierung, 1866. Deutlich ist die Staffelung Vorchor/Turmchor zu erkennen, auch die Behelfsdecke über den Rippenresten. Noch sind rechts die Empore, links die alte Kanzel und in der Mitte der romanische Taufstein in der Kirche.

einstige Originaldecke und ließ vom Gewölbe gerade noch die Ansätze der zerborstenen Rippenbögen sehen. In einer Beschreibung von 1863 ist interessanterweise zu lesen: »Im Unterchor [Vorchor] zeigen sich bloß an den Säulen hinaufgeführte Halbsäulen, welche wohl bestimmt waren, die Gurten eines beabsichtigten, aber hier so wenig als in dem Schiffe zur Ausführung gekommenen Gewölbes zu tragen.« Das war eine falsche Annahme, denn der Vorchor war tatsächlich einge-

wölbt. 1866 wird von der Holzdecke berichtet: »Die flache Decke des Basilikenraumes ist von Holz und stammt aus neuerer Zeit; sie ist an den alten Dachstuhl mittelst kurzer Hängesäulen angehängt und war ohne Zweifel ursprünglich um einige Fuß höher angebracht.«

Diese Behelfsdecke drückte optisch stark auf den gesamten Raum, veränderte die Proportionen und nahm der Kirche viel an Würde. Wir haben es der Renovierung von 1888/91 zu danken, dass nicht nur die Holzdecke, sondern auch die zwei Joche des Gewölbes in der wohl ursprünglichen Form wiederhergestellt wurden, jedoch in völlig anderer Konstruktion als ursprünglich. Die Einwölbung erfolgte unter beachtlichem Aufwand.

Für die Herstellung des Gewölbes wurden verschiedene Möglichkeiten in Betracht gezogen. Zunächst erwog man die Herstellung aus Holz. So ist im »Kostenvoranschlag über die Restauration der Stiftskirche in Oberstenfeld« zu lesen: »Gurtbögen zwischen den Kreuzgewölben siehe Zimmerarbeiten«. Es sollten Anschlagleisten befestigt werden, um daran die Gewölbetäferung aus Holz nageln zu können. Ähnlich bei den Rippen. Doch als Randvermerk findet man: »Vor der Ausführung ist zu erwägen, ob nicht die Ausführung in Cement etwa nach dem Monierschen Verfahren zulässig und dem hölzernen Gewölbe vorzuziehen ist.« Es sollte also geprüft werden, ob nicht besser Beton mit Moniereisen zu verwenden sei.

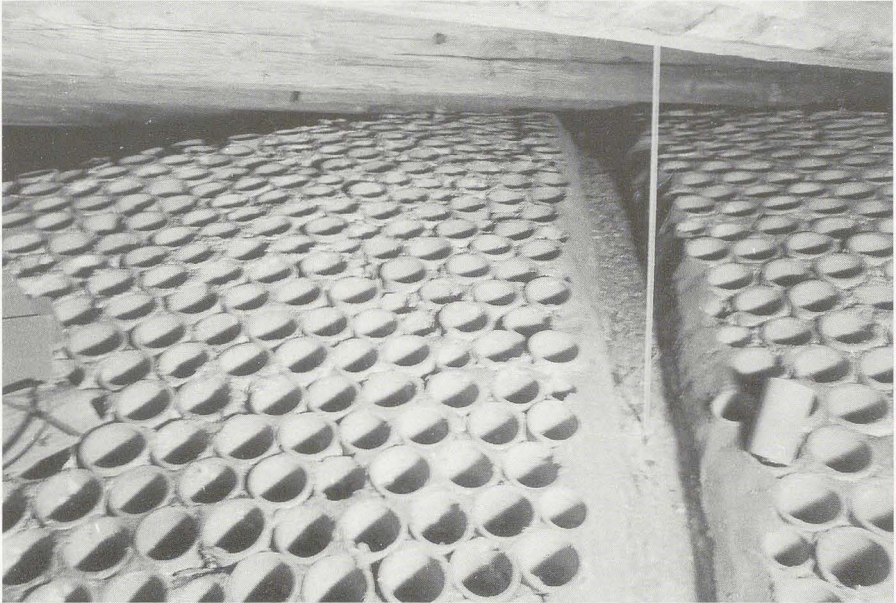
Schließlich wurden für das Kreuzrippengewölbe die Gurtbögen und profilierten Diagonalbögen doch in feinem Stubensandstein gefertigt und ebenso wie die dreieckförmigen Gewölbeteile zwischen den Diagonalbögen (»Kappen«) auf Holzschalung gemauert. Dies erfolgte in einer seltenen und seltsamen, historisch weit zurückreichenden und erst vor gut 200 Jahren wieder aufgegriffenen Technik. Da man diese in Deutschland erstmalig um die Mitte des 19. Jahrhunderts anwandte und danach auch nur selten, soll einiges dazu mitgeteilt werden.

Seit dem 3. Jahrhundert trachtete man bei größeren Gewölbe- und vor allem Kuppelbauten den Seitenschub dadurch zu verringern, dass man das Raumgewicht des Gewölbematerials durch hohle Tonkrüge herabsetzte, die in das Gussmauerwerk eingelassen wurden. Das bekannteste Beispiel ist das Grabmal der Kaiserin Helena, ein teilweise eingestürztes Bauwerk, bei dem im Mauerquerschnitt die Tonkrüge zu sehen sind. Das Tonkrug-Verfahren wurde auch bei anderen Römerbauten angewandt. Danach geriet es vollkommen in Vergessenheit, bis man es in Frankreich kurz vor 1800 wieder entdeckte und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in etwas veränderter Form als Deckenkonstruktion in Verbindung mit Eisen sogar im Wohnungsbau verwendete.

Als der junge Stuttgarter Architekt Christian Leins 1837 für drei Jahre nach Paris ging, um in der baufreudigen und sich rasch vergrößernden französischen Metropole die rasante Entwicklung der Bautechniken zu studieren, lernte er auch die für ihn neue Technik der Einwölbung in Eisenkonstruktion und mit Tontöpfen kennen. Leins griff dann in der Folgezeit diese Technik, die bestens geeignet war, um ein weitgespanntes Gewölbe von geringerem Gewicht und weniger Seitenschub schaffen zu können, bei seinen Bauten wiederholt auf. Zum ersten Mal 1852/53 beim Bau der stattlichen Kirche in Möhringen (»Filderdom«, Gewölbe im Zweiten Weltkrieg zerstört), zwei Jahre später in Stuttgart-Vaihingen und 1866 in Tübingen, wo er in der Stiftskirche die Holzdecke des Hauptschiffs durch ein Gewölbe ersetzte, dessen Kappen mit gebrannten Tontöpfen gebildet wurden.

Dieselbe Technik wandte er auch bei der 1869 begonnenen Johanneskirche in Stuttgart an, seinem größten kirchlichen Bauwerk. Vielleicht war es Leins, der nach der Durchsicht der Oberstenfelder Stiftskirchen-Unterlagen die Anregung gegeben hatte, die Kirche statt mit Holz- mit einem Topfgewölbe zu versehen.

Für die Auswölbung der Kappen lieferte ein Töpfer aus Spiegelberg im Lautertal 6990 gebrannte Tontöpfe in geringfügig verschiedenen Maßen. Die meisten haben einen oberen Außendurchmesser von etwa 12 cm und einen unteren mit etwa 10 cm. Die Innenmaße betragen oben um 10,5 cm, unten etwa 9 cm. In den Böden der einheitlich 14 cm hohen Töpfe befindet sich in der Mitte ein Loch von 2 cm



Blick von oben auf das Topfgewölbe, zu dessen Herstellung fast 7000 Tontöpfe benötigt wurden. Durch die Rippe verläuft das elektrische Kabel eines Beleuchtungskörpers.

Durchmesser. Diese leicht konischen Töpfe wurden dicht an dicht in Schwarzkalkmörtel auf die Schalung aus Latten gesetzt; dabei drang stets etwas Mörtel durch die Bodenlöcher der Töpfe, was der Stabilität gedient haben mag. Nach Aushärtung des Mörtels konnte die gesamte Holzschalung (Lehrgerüst) abgenommen werden, danach folgte das Aufbringen des Verputzes und schließlich der Anstrich. Das Errichten der beiden Gewölbejoche stand nahezu am Anfang der Renovierungsarbeiten.

Über dem Vorchor der Stiftskirche erhebt sich also ein »Topfgewölbe« (von unten her ist diese spezielle Herstellung des Gewölbes nicht zu erkennen). Das neue Gewölbe war leichter als das frühere; dadurch verringerte sich der Gewölbeschub nach außen. Trotzdem hielt man es für ratsam, sich wegen der Druckaufnahme nicht allein auf die vier Pfeiler der Außenwand des Obergadens zu verlassen, insbesondere auch, weil die beiden nördlichen Pfeiler bei einer Reparatur in

den Jahren 1742/44 schon teilweise ausgeschlagen waren. Deshalb entschloss man sich, quer durch das Mittelschiff zwei 6 cm starke Zugstangen aus Eisen zu führen, die am Obergaden außen (jeweils unter dem Dach des Seitenschiffs) verankert wurden. Die beiden Stangen über dem Vorchor beeinträchtigen den Gesamteindruck kaum; solche wurden schon 450 v. Chr. beim Bau der Akropolis und häufig auch im Mittelalter verwendet.

Die neue Holzdecke westlich des Gewölbes wurde um 80 cm gehoben und damit in die ursprüngliche Höhe gebracht. Dadurch war das gesamte Gewölbe wieder frei sichtbar, dessen Spitze vorher hinter der niedrigeren Behelfsdecke versteckt gewesen war. Die Maurer verschlossen auch das rechteckige Fenster über dem zum Turmchor geöffneten Triumphbogen. Nun bot sich dort Platz für einen Wandschmuck, den der Nürnberger Maler Loosen nach großen Vorbildern gestaltete: Christus als Weltenrichter in der Mandorla, umgeben von den vier geflügelten Evangelistensymbolen und zwei Engeln in den unteren Ecken. Nach rund 200 Jahren waren wieder die früheren Raumproportionen erreicht.

Die alte Steintreppe zum Vorchor – er liegt über der Säulenkrypta aus dem 11. Jahrhundert – war breiter, sie wurde bei der großen Renovierung abgebrochen und durch eine schmalere ersetzt. Vor 1888 bestanden die Geländer an den Treppen und auch um den Vorchor herum aus einfachem Holz, einem Staketenzaun ähnlich, ebenso die Umfassung des Altars. Das Geländer ließ die Gliederung der Architektur klarer erkennen. In den Jahren 1888/91 wurde es durch fast bombastische Steinbrüstungen ersetzt, die noch heute den freien Durchblick schmälern.

Die frühere Kanzel hatte denselben Platz wie die heutige, die sehr sorgfältig aus Sandstein gefertigt und der Romanik nachempfunden ist. Die alte Kanzel, in schlichtem Barock aus Holz gefertigt, gefiel seinerzeit den Bürgern aus Großbottwar so gut, dass sie die ihrige dem Vorbild der Oberstenfelder Kanzel nachbauten – vielleicht ist es gar jene aus der Stiftskirche? Sie tut dort noch heute ihren Dienst. Der jahrhundertalte romanische Taufstein wurde bei der Renovierung in die Krypta versetzt. Auf seinen Platz kam jetzt der neue »von schönstem, feinkörnigen Sandstein«, wie es in der Ausschreibung von 1888 heißt.

In den Württembergischen Jahrbüchern von 1863 wird die Farbgestaltung des gesamten Innenraumes zu damaliger Zeit so beschrieben: »Mit Ausnahme der unter dem hohen Chor liegenden gleichfalls ganz einfachen Krypta [Turmkrypta] ... ist in der ganzen Kirche leider Alles mit Tünche oder Silber-Oelfarbe über-schmiert.« Ob es das Werk der Renovierung von 1861/62 war? In einem Bericht von 1866 wird es noch drastischer geschildert: »Das ganze Innere der Kirche ist mit einer so dicken weißen Tünche überzogen, dass alle feineren Verzierungen unkenntlich wurden und bis auf weiteres durch diese schneeartige Decke geschützt sind.« Doch man erfährt auch: »An den Stuckflächen der Gewölbe zeigen sich noch spärliche Spuren von ursprünglicher Bemalung.« Von letzteren ist äußerst wenig zu sehen. Die nahezu überall, selbst an Pfeilern und Säulen und den Arkadenbögen aufgetragene weiße Farbe wurde 1888/91 entfernt. Fast restlos, denn nur bei einigen wenigen Kapitellen sind Spuren davon unterhalb des Halsrings (Ring unter dem Kapitell) zu sehen, ebenso am Fuß eines Pfeilers. Dort ist unter dem kurzen, schmalen Streifen weißer Farbe sogar ein kleiner Rest rotbrauner Bemalung zu sehen.



*Das Kircheninnere heute. Blick von der Damenloge zum Mittelschiff,
dem Vor- und dem Turmchor.*

Aufmerksame Besucher stellen fest, dass in der südlichen Säulenreihe ein »verirrter« Pfeiler steht. 1863 wird er erstmalig erwähnt. Seine Existenz gibt Rätsel auf, die wohl nie gelöst werden können. Im Vorchor wurde der bisherige, von einem Holzzaun umgebene Altar aus nachreformatorischer Zeit abgebaut und durch einen neuen, »von schönstem feinkörnigen Werkstein« gefertigten ersetzt. Den Altar im Turmchor baute man ebenfalls ab und versetzte seine Mensa (Altarplatte) einen Stock tiefer in die Turmkrypta.

Aus früheren Jahrhunderten standen zahlreiche Epitaphe (Grabplatten und Gedenksteine) in der Kirche oder an den Außenwänden. Sie wurden 1888/91 – ebenso wie weitere, die sich während der Renovierungsarbeiten bei Grabungen fanden und die man geborgen hat – sorgfältig gereinigt und an geeigneten Stellen wieder aufgerichtet. Drei besonders stattliche fanden Platz im Turmchor an der Ostwand. Dort verdeckten sie allerdings die Sakramentsnische und auch das Sakramentshäuschen. 1952 versetzte man sie deshalb an die Südwand, dafür wurde der Flügelaltar von 1512 im Turmchor aufgestellt, im Blickfeld der Gemeinde.

Das Chorgestühl, das Platz für sieben Priester hat und ebenfalls mit weißer Farbe übertüncht war, wurde aus Anlass der Renovierung sorgfältig freigelegt und gereinigt. Der 1886 angefertigte »Grundriss in der Höhe der Emporen« lässt erkennen, dass die Ebene des Turmchores sich noch ein Stück weit in den Vorchor hineinzog, einer kleinen Empore ähnlich, von der aus der Zugang zum Archiv führte, ebenso über elf Stufen hinab zum Vorchor.

Südliches Seitenschiff

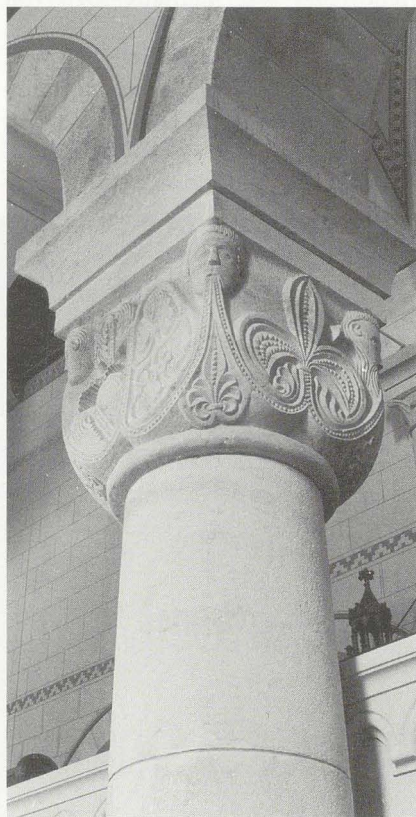
Bei der einschneidenden Renovierung von 1888/91 wurde, wie bereits dargestellt, das südliche Seitenschiff mit Ausnahme der Apsis völlig abgerissen und in neuromanischem Stil wieder aufgebaut. So sehr wir das heute bedauern, so hat diese radikale »Purifizierung« doch Kostbarkeiten im Innern der Kirche freigelegt, deren Anblick seither immer wieder Anlass zu Freude und Besinnung gibt.

Die Stiftsdamen – und sicher auch schon vorher die Chorfrauen – hatten vom ersten Stock des Stiftsgebäudes aus einen direkten Zugang zum südlichen Seitenschiff. Er besteht heute noch. Im 16. Jahrhundert wurde von dort aus, dem westlichen Ende des Schiffs, bis wenige Meter vor der Apsisrundung im Osten eine Empore mit Fenstern zum Kirchenraum eingebaut. Sie war aus Holz und verdeckte teilweise die schönen Würfelkapitelle der Säulen zwischen dem Hauptschiff und dem südlichen Seitenschiff. Auch ließ diese Empore weniger Licht in das Kircheninnere dringen. Ein Teil der Empore hatte verglaste Fenster, war heizbar und für die Äbtissin sowie die Stiftsdamen bestimmt; den zweiten Teil, durch eine einfache Holzwand vom ersten getrennt, konnte die Bevölkerung nutzen. Letztere hatte ihren Zugang durch das Südportal und eine Treppe. Wahrscheinlich wurde die Empore im Zusammenhang mit der Einführung der Reformation eingebaut, als die Gottesdienste für die Dorfgemeinde in die Stiftskirche verlegt worden waren. 1787 wird ebenfalls erwähnt: »Obgleich der Flecken seine besondere Kirche



Die Detailaufnahme vom spätgotischen Chorgestühl im Turmchor zeigt einen Adler, das Symbol des Evangelisten Johannes.

[Dorfkirche] hat, so wird doch der Gottesdienst in der Stiftskirche gehalten.« Dazu waren genügend Sitzplätze erforderlich, auch wegen der damals üblichen langen Predigten. Ähnliche Umgestaltungen zur Hörerkirche erfuhren zahlreiche Gotteshäuser in unserem Land. Die rechteckigen Löcher, die man einst als Auflager des Balkenwerks in die Kapitelle geschlagen hatte, wurden 1888/91 sorgfältig mit Quadern aus Kieselsandstein verschlossen, dem gleichen Material, aus dem die Säulen und Pfeiler gefertigt waren. Diese ausgebesserten Stellen sind heute noch deutlich erkennbar.



Das aussagestarke »Predigtkapitell« wurde 1888/91 sorgfältig restauriert.

In ihm lassen sich mehrere Bibelzitate ablesen.

wurden »Abklatsche« und Gipsabgüsse gefertigt. Man machte sich auch hier viel Mühe. Die Würfelkapitelle schließen oben mit einer Deckplatte (Kämpfer) ab. Einige Ecken waren beim Einsturz des Gewölbes abgeschlagen worden. Sie wurden wieder ergänzt, ebenso das vieldeutige »Predigtkapitell« gegenüber der Kanzel.

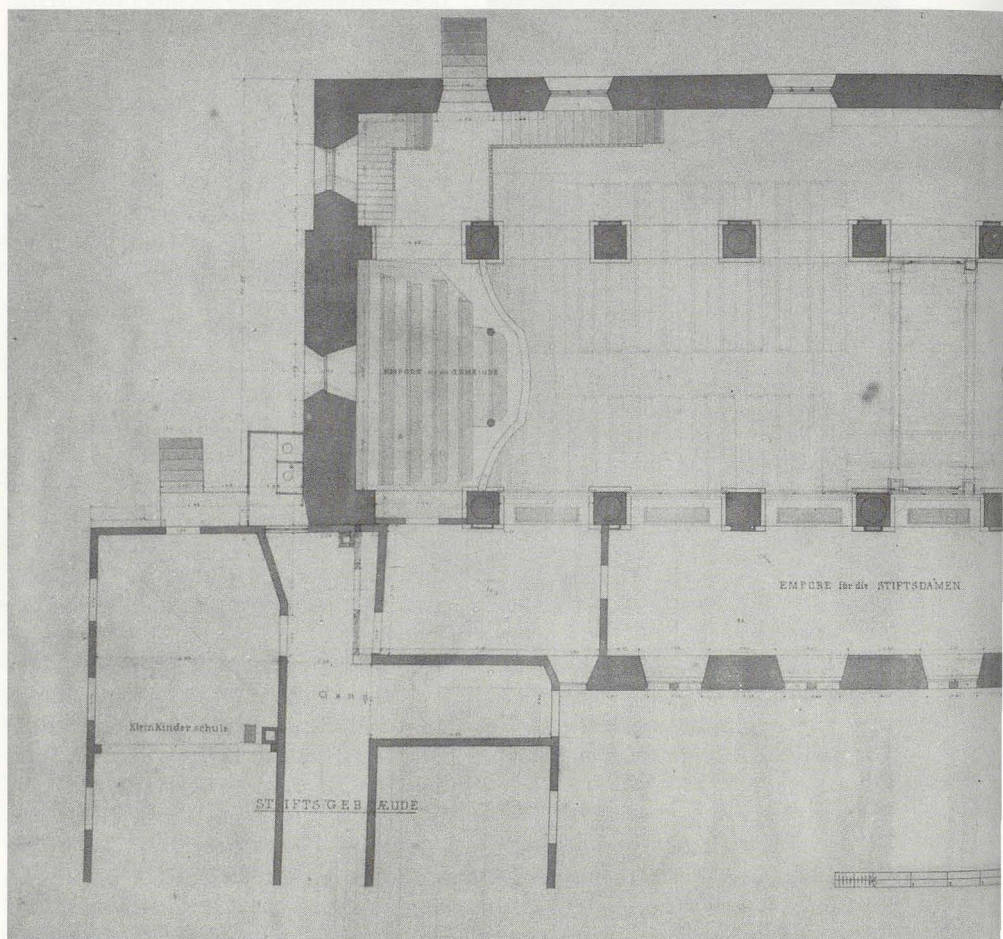
Die schon erwähnte balustradenartige Brüstung zum und um den Vorchor aus den Jahren 1888/91 schließt diesen auch an beiden Seitenschiffen ab.

Das mit einer Empore »befüllte« südliche Seitenschiff und die weiße Behelfsdecke beeinträchtigten den ursprünglichen Eindruck der Basilika sehr stark. Seit 1888/91 jedoch, nachdem die Empore herausgenommen war, können die Besucher das schöne Bild der Kirche wieder auf sich wirken lassen mit den drei Schiffen und dem Blick durch zwei Triumphbögen zu den doppelt gestaffelten Chören.

Die Säulen, Pfeiler und Arkadenbögen waren dick bemalt. Es war mühsam, die Farbe zu entfernen, und so griff man – aus heutiger Sicht sehr unsachgemäß – zum so genannten Stockhammer, um die Säulen zu behauen und zum Teil sogar die Kapitelle, wenn man der Farbe nicht anders bekommen konnte. Man wollte eben den Stützen durch diese Maßnahme ein schöneres Aussehen verleihen. Ursprünglich waren Säulen und Pfeiler glatt, wie es bei romanischen Säulen die Regel ist.

Teilweise mussten Kapitelle ergänzt werden, »desgleichen 11 Säulenfüße mit entsprechenden Eckknollen teils einfacher Art, teils mit Widderkopf und Knollen als Laub verziert, in reicherer Form, alles genau nach Angabe«.

Das südliche Seitenschiff wird heute im Osten durch die einzige noch erhaltene Apsis abgeschlossen. Dort befindet sich ohne besonderen Zugang die »Weilersche Kapelle«. Sie barg neben den sich jetzt noch dort befindenden Epitaphien, davon sieben der Familie von Weiler, auch den kostbaren Flügelaltar von 1512. In den Württembergischen Jahrbüchern von 1863 heißt es allerdings: »Ein Altar, die Passion darstellend, mittelmäßige Malerei von 1578.« Der ursprünglich für einen anderen Ort geschaffene Altar war im Jahre 1578 von der Familie Weiler erworben und in ihre Kapelle gestiftet worden. Damals ließ Freiherr von Weiler die Außenseiten der Flügel mit der Kreuzigung und der Auferstehung Christi übermalen, die Flügel zeigten nämlich die ursprünglichen Stifter. Eine erste Renovierung im Jahre 1938 deckte dies auf. Die Bedeutung des Werkes wird heute hervorgehoben. Der Flügelaltar steht seit 1952 im Turmchor der Kirche.

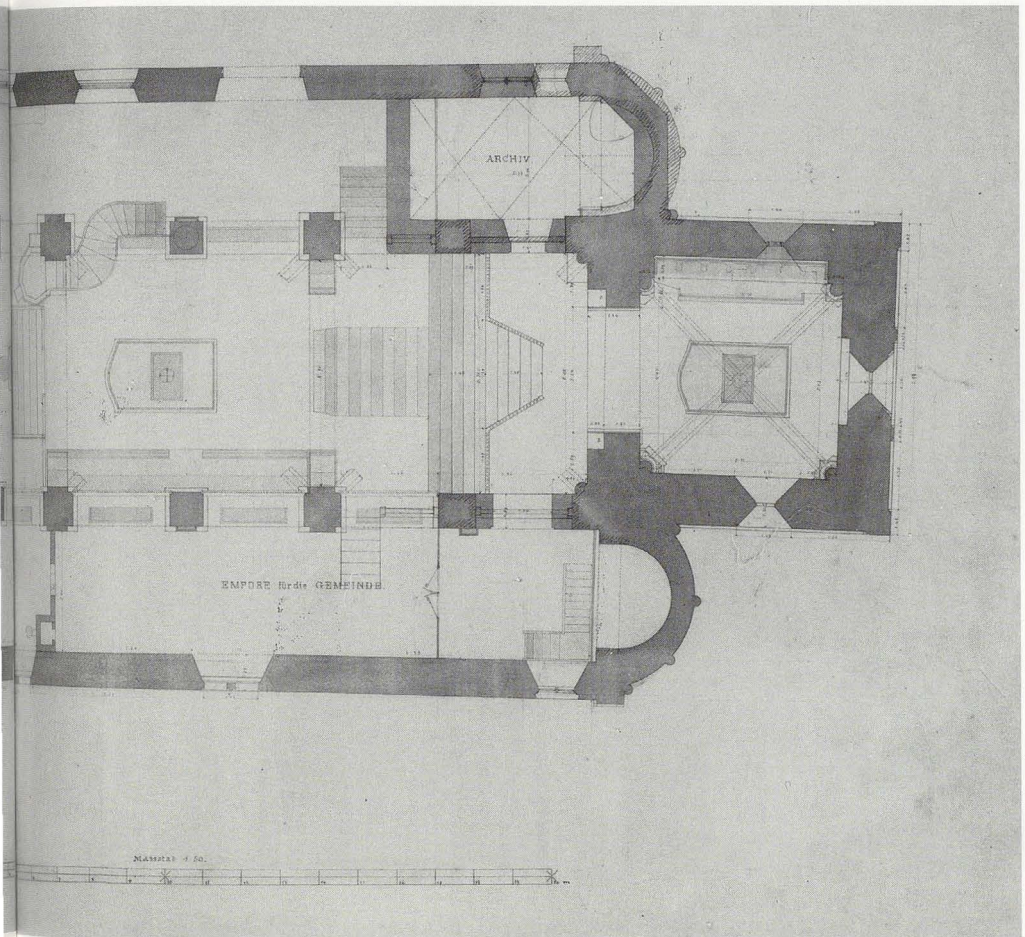


Grundriss der Kirche in Höhe der Emporen, Bauaufnahme 1886. Der Archivraum ist noch vorhanden. Die Orgelempore (ein Stockwerk höher) war ähnlich geformt

Nördliches Seitenschiff

Das nördliche Seitenschiff hat 1888/91 nur wenig Änderung erfahren. Vorher war seine Holzdecke allerdings niedriger und weiß getüncht. Die drei größeren Spitzbogenfenster westlich des Eingangsportals, damals noch ohne farbige Glasverzierung, scheinen 1888 »mürbe« gewesen zu sein. Sie wurden ersetzt »mit eichenem Rahmenholz und einfachem Maßwerk, in Blei verglast«. Den Plänen von 1888 liegen mehrere farbige Entwürfe für die Gestaltung dieser und auch anderer Glasfenster der Kirche bei.

Den Abschluss nach Osten bildete damals eine bis zur Decke reichende Wand mit Türe zur Sakristei, vor der rechts sieben Stufen zum hinteren Ende des Vorchores führten. Von dort aus gelangte man wiederum über Stufen auf die Höhe des Turmchor-Bodens. Nun führte eine Türe nach links zum »Gewölbe«, dem Archiv des Stiftes. Eine Stiftsdame beschrieb es wie folgt: »Schön gewölbt, feuerfest, mit



wie hier bei der Gemeindeempore sichtbar. Im Turmchor stand ein Altar, der bei der Renovierung in die Turmkrypta darunter versetzt wurde.

einer kleinen Nische, welche mit kunstvollem Schloß und starker eiserner Thüre versehen war. Auch gegen außen war das Gewölbe mit eiserner Thüre verschlossen, und um an diese zu gelangen, mußte man im Innern der Kirche eine Fallthüre öffnen und einige Stufen hinabgehen, dann erst konnte die eiserne Thüre aufgeschlossen werden. Hier befand sich auch die eiserne Geldkasse, welche anno 1806 mit 4 Pferden nach Stuttgart geführt wurde.« Auch sämtliche Archivalien wurden bald nach der Säkularisation des Stifts abtransportiert – darauf legte der neue Besitzer großen Wert – und somit war der Archivraum in der Stiftskirche überflüssig geworden.

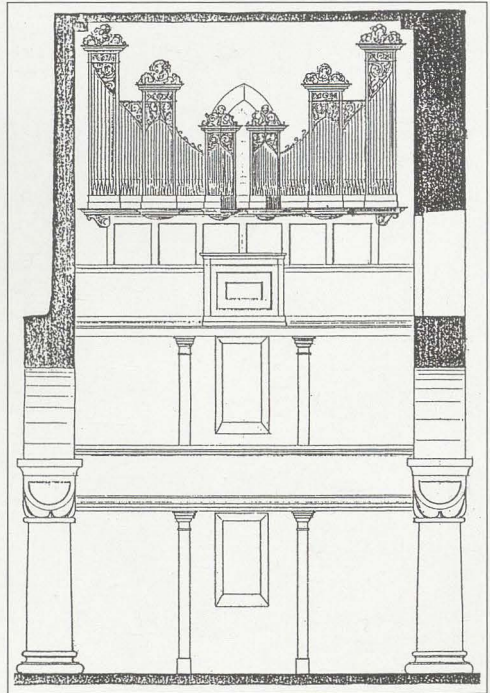
Bei der Renovierung von 1888/91 wurden Archiv und Sakristei abgebrochen, letztere mit höherer Decke neu aufgebaut und darüber eine kleine zusätzliche Empore eingerichtet. Sie liegt etwas höher als der Vorchor und ist zu ihm ebenso wie zum südlichen Seitenschiff durch eine Balustrade abgeschlossen. Der Weg zu ihr führt durch die darunter liegende Sakristei und den anschließenden Treppenturm. Von der einstmals vorhandenen Apsis des nördlichen Seitenschiffs waren zwar außen noch Reste erkennbar, innen jedoch nicht.

Im westlichen Teil des Seitenschiffs führte vormals eine lange Holzterrasse zu der Gemeinde-Empore und darüber zur Orgel hoch. Im Zusammenhang mit der Neugestaltung der Westempore und dem Einbau der neuen Orgel wurde eine platz sparende Wendeltreppe aus Holz eingefügt, die nur zur Orgel führt.

Westseite und Orgel

Der Kirchenraum schloss nach Westen mit zwei übereinander liegenden Emporen ab, wie wir das auch heute noch kennen. Die untere, größere Empore – allgemein für Gottesdienstbesucher, nicht für die Stiftsdamen gedacht – war ebenso wie die obere zum Kirchenraum hin etwas ausbuchtet. Die Form läßt ihre Entstehung in der Barockzeit annehmen, ebenso wie die einstige Orgel auf der oberen, kleineren Empore. Der gut gegliederte barocke Orgelprospekt erstreckte sich über die ganze Breite des Mittelschiffs. Im daneben eigens dafür aufgesetzten zweiten Stock des nördlichen Seitenschiffs stand der bereits erwähnte große Blasebalg.

Die Pfarrbeschreibung von 1828 bezeichnet die alte Orgel als »sehr schön« und eine Augenzeugin von 1878 berichtete: »Eine schöne, ge-



Westabschluss des Mittelschiffs mit Barockorgel, Bauaufnahme 1886. Die früheste schriftliche Erwähnung einer Orgel der Stiftskirche stammt aus dem Jahre 1663.



*Die Orgel von 1886, am Ende der Kirchenrenovierung 1891
auf der neuen Empore am Westabschluss des Mittelschiffs erstellt.
Darunter die »Loge« für Äbtissin und Stiftsdamen.*

schmackvolle Orgel zeigt reiche Vergoldung.« Doch wie's innen aussieht! Bereits 1803 bezeichnete Orgelbauer Walcker die Orgel als ein »von seiner Geburt an sehr fehlerhaftes Werk« und machte deutlich, dass eine Reparatur höchst dringlich wäre. Sein Kostenvoranschlag belief sich auf die enorme Summe von 2773 Gulden für Löhne und Pfeifen. Zum Vergleich und um ein wenig zu ermessen, wie teuer die Reparatur kommen sollte: Der übliche Tageslohn zu jener Zeit betrug 20 bis 30 Kreuzer (1 Gulden = 60 Kreuzer).

Man hat wohl nur das Allernötigste an der Orgel geflickt; damit sie es durchhielt bis zu einer neuen. Der Organist mag oft geseufzt und versucht haben, die Schwächen des Instruments nicht so laut werden zu lassen. Die Gemeinde musste es hinnehmen, den Stiftsdamen hat es nichts ausgemacht, denn sie wohnten zu jener Zeit nicht im Stift. Anfang der 1880er Jahre hat sich der Staat dann doch entschlossen, eine neue Orgel für seine Stiftskirche in Oberstenfeld anzuschaffen und sie bei Walcker, jetzt in Ludwigsburg, in Auftrag zu geben. Sie wurde 1886 fertig, also bereits vor Beginn der Kirchenrenovierung. Daher musste sie fünf Jahre im Kameralamt Großbottwar eingelagert werden.

Der alte barocke Orgelprospekt wurde nicht wieder verwendet, man hatte – wie öfters erwähnt wird – eine Abneigung gegen das »Zopfige«. Die neue Orgel erhielt einen neugotischen Prospekt. Pfeifen und die 21 Register des inzwischen auch historisch gewordenen Instruments sind an der Romantik ausgerichtet. Heute ist sie eine der wenigen, fast unverändert gebliebenen zweimanualigen Kegelladenorgeln mit rein mechanischer Traktur (kraftübertragende Technik von der Taste zur Pfeife) aus der Zeit der Romantik.

Die darunter liegende Empore wurde ebenfalls dem neugotischen Stil angepasst. Sie stand im Gegensatz zu früher nicht mehr der Gemeinde zur Verfügung, sondern bildete die »Loge«. Diese war bestimmt für die Äbtissin und Stiftsdamen, die sich nun wieder öfters im Stift einfanden. Edle Stühle, ein besonders festlicher für die Äbtissin, waren Schmuckstücke, die jedoch Gemeindeglieder selten zu Gesicht bekamen. Die Damenloge war ebenfalls vom Stiftsgebäude aus zugänglich wie einst die im südlichen Seitenschiff weggefallene Empore.

Krypta

Die Stiftskirche besitzt zwei Krypten: die westlich gelegene Säulenkrypta aus dem 11. Jahrhundert und die östliche Turmkrypta. 1866 schrieb Eduard Paulus über die westliche: »Der niedrige rundbogige Eingang ist auf der Südseite angebracht. Gegen Westen verlaufen die drei Schiffe in drei immer niedriger werdende Gänge. An den Stuckflächen der Gewölbe zeigen sich noch spärliche Spuren von ursprünglicher Bemalung. An der Nord- und an der Südseite sind je 3, jetzt vermauerte Fensterchen bemerklich, sie stehen in tiefen Nischen und die eigentliche rundbogige Fensteröffnung, 1 Fuß breit und nur wenig höher, ist höchst primitiv aus freier Hand aus einer Steinplatte herausgemeißelt.« Weiter wird von Schutt berichtet, der den Steinboden hoch überlagere, und man sei bei einer kürzlichen Nachgrabung in der Krypta auf viele menschliche Gebeine gestoßen. Unter dem Schutt fand sich auch eine Marmorsäule, weiß mit grauen Schlieren, etwa 1,23 m lang und 30 cm im Durchmesser. Sie könnte ursprünglich eine der vier Füße des Altars gewesen sein. Man hat sie in zwei Teile zersägt und als Opferstock an den Portalen aufgestellt.

Bei der Renovierung der dreischiffigen Krypta, die in ihrer Existenz und ihren Formen in das erste Drittel der Stiftsgründung weist, wurde dieser älteste Teil der Kirche in einen würdigeren Zustand gebracht. Der gesamte Schutt wurde ausgeräumt, Boden ausgehoben und Steinplatten gelegt. Man strich die aus schmalen, reich mit Mörtel verbundenen Bruchsteinen gefertigten Mauern mit weißer Farbe, doch so, dass die Steinstruktur sichtbar blieb. Sie ermöglicht die ungefähre zeitliche Einordnung des Baus. Fünf Fenster erhielten von außen und innen exakte Gewände. Wer optisch ein Stück Krypta des 11. Jahrhundert erleben möchte, sollte die linke Nische genauer betrachten. Mit verhältnismäßig kleinen Steinen



Das 1888 ergrabene, schon damals nur halbe Epitaph ist das älteste in der Kirche. Es stammt von 1308 und trägt oben das Lichtenberger Wappen, darunter ein sehr schönes Lilienkreuz.

grob aufgemauert und zwei wenig regelmäßigen Fensterchen ist die Vorstellung nicht schwer, dass die Krypta in frühester Zeit frei stand. In der dortigen Altarplatte ist sogar noch die kleine quadratische Ausparung für die Reliquie zu sehen. In der zweiten Altarnische ist natürlich keine solche vorhanden; eine genügte für die kleine Kirche des 11. Jahrhunderts.

Da die Krypta als einst geweihter Raum zur Begräbnisstätte von Angehörigen der Stifterfamilien wurde, fanden sich bei der Renovierung im Boden mehrere Epitaphe, darunter das älteste aus dem Jahre 1308. Dieses und andere, die sich auf die früheste Geschichte des Stiftes beziehen, wurden dann in der Säulenkrypta aufgestellt, ebenso Steinplatten, die sehr wahrscheinlich ein oder mehrere Hochgräber abdeckten, die bis zur Reformation noch zu sehen gewesen sein sollen.

Bei der Renovierung von 1888/91 wurde, wie schon oben erwähnt, der romanische, kelchförmige Taufstein vom Mittelschiff in die Krypta verbracht und dort aufgestellt. Er hatte einst ein ausgehöhltes Becken zur Aufnahme des Taufwassers, in dem der kleine Täufling untergetaucht wurde, »damit der alte Adam ersäuft würde«. Der Taufstein war schon vor 1862 mit Zement ausgegossen worden und hatte davon einen Riss bekommen. Dort in der Nähe ist bei der Renovierung von 1986 noch ein kleines Stückchen Originalfarbe an einem Gurtbogen entdeckt worden; in nur halber Handgröße zeigt sich eine rotbraune Stelle.

Etwas jüngere Epitaphe stehen in der Turmkrypta. Es ist nicht von allen bekannt, an welcher Stelle in der Kirche sie 1888 gefunden wurden. Die Grabplatte der Äbtissin Adelheid von Hohenzollern in der südöstlichen Ecke – das hatte 1888 eine Stiftsdame schriftlich festgehalten – fand man im Boden der Weilerschen Kapelle; sie wurde zusammen mit anderen in der Turmkrypta aufgestellt.



Blick durch das Mittelschiff der Säulenkrypta. Im Vordergrund steht der 1888/91 hierher versetzte romanische Taufstein. In der Turmkrypta ist die Altarmensa samt römischen Säulenfüßen zu erkennen.

Damals versetzte man auch die Altarmensa vom Turmchor herab in die Turmkrypta. Sie wurde für die Basilika von ca. 1200 gefertigt, enthält in der Mitte eine Aussparung für die Reliquie und zwei Weihekreuze. Sie stammt demnach aus vor-reformatorischer Zeit.

Eine kleine Kuriosität stellen die grob behauenen Füße der Altarmensa dar. Sie sind in der Tat die ältesten Zeugnisse der Geschichte in der Kirche, doch nicht der Stiftsgeschichte. Baurat von Bok, der für die Renovierung verantwortlich war und von der Gemeinde Oberstenfeld für seine Bemühungen zum Ehrenbürger ernannt wurde, erhielt die Säulchen als Geschenk von Steinheim. Dort waren sie 1890 bei einer Grabung an der Marktstraße als Stützen einer römischen Fußbodenheizung entdeckt worden. Sie stammen aus der Zeit um 200 n. Chr. Baurat von Bok stiftete sie nach Oberstenfeld.

Die ältesten Fotografien der Stiftskirche

Man ist erstaunt, dass es Fotografien der Stiftskirche Oberstenfeld gibt, die bereits im Jahre 1866 gemacht wurden, also in der Frühzeit der »Lichtzeichenkunst«. Wie kam es dazu und wer war jener Mann, dem wir diese wertvollen Dokumente zu verdanken haben?

Die insgesamt fünf Fotografien der Stiftskirche stammen von dem heute weitgehend vergessenen deutschen Reisefotografen Dr. Jakob August Lorent. Er wurde 1813 in den USA geboren und kam mit vier Jahren nach Mannheim. In Heidelberg studierte er Naturwissenschaften und promovierte 1836. Auf seinen ausgedehnten Reisen durch Nordafrika, Ägypten und Vorderasien, die er aus botanischem Interesse zur Entdeckung neuer Pflanzenarten unternahm, erkannte er, dass die 1839 erfundene Fotografie das richtige Werkzeug war, diese überwältigenden Eindrücke festzuhalten. Er befasste sich leidenschaftlich mit den neuen Möglichkeiten und verbesserte bisherige Techniken. In Apparaten von der Größe unserer heutigen Waschmaschine belichtete er mit Wachs transparent gemachtes lichtempfindliches Papier. Zur Herstellung eines Negativs (Format 45 x 45 cm und größer) mit allen »Manipulationen« benötigte er 37 Stunden! Bereits 1856 erhielt er die höchste Auszeichnung auf einer Fotoausstellung. Es war »die Größe und Schärfe seiner Abdrücke«, die das Erstaunen und die Bewunderung der Betrachter hervorriefen.

Ab 1865 reiste Lorent viel in Süddeutschland und wurde zum leidenschaftlichen Fotografen mittelalterlicher Kirchen und Klöster, besonders aus romanischer und gotischer Zeit. So kam er 1866 auch nach Oberstenfeld. Seine Bilder zeigen uns daher den Zustand der Stiftskirche vor deren Renovierung 1888/91, die dann ja manche Veränderungen mit sich brachte. Er gab danach ein dreibändiges Werk heraus mit dem Titel »Denkmale des Mittelalters in dem Königreiche Württemberg«. Lorent ist 1884 in Meran gestorben.

Fassen wir zusammen: Die Stiftskirche Oberstenfeld vermittelte vor ihrer Renovierung von 1888/91 einen anderen Eindruck als heute, insbesondere auf ihrer Südseite. Von außen her gab sie das Bild eines historisch gewachsenen Bauwerkes wieder, das – wie jedes über längere Zeit benützte Gebäude – mancherlei Schäden erleiden musste und ständig sich ändernden Bedürfnissen angepasst

wurde. Dies zeigte sich auch im Innern. Dort war vor 1888 die Schönheit des Raumes außerordentlich beeinträchtigt durch die als Notmaßnahme eingezogene niedere Bretterdecke und die im südlichen Seitenschiff durchgehende Empore. Heute wissen wir, dass bei der Renovierung vor 110 Jahren in bester Absicht irreversible Fehler gemacht wurden, welche die Gesamtharmonie stören. Andererseits hat man mit der damaligen Erneuerung die großartige Dimension des Kirchenraumes zurückgewonnen, die seither dem Besucher zu einem bewegenden, eindrucksvollen Erlebnis wird. Man muss anerkennen, dass damals nicht nur mit großem Kostenaufwand, sondern auch mit sehr viel Hingabe und Sorgfalt gearbeitet wurde. Davon zeugen auch zahlreiche Zeichnungen von nicht ausgeführten Entwürfen und Details.

Fast hundert Jahre nach der großen Renovierung von 1888/91 wurde erneut eine solche nötig, die 1986/89 erfolgte und sich nun ganz am Aussehen und Zustand der Kirche im Jahre 1891 orientierte. Möge auch in Zukunft dieses Gotteshaus von Gemeinde und Besuchern als Stätte der Stille, Sammlung und Besinnung erfahrbar werden.

Quellen und Literatur

Pfarrarchiv Oberstenfeld: Pfarrbeschreibung 1828
Staatliches Hochbauamt Ludwigsburg: Pläne und sonstige Unterlagen
Staatsarchiv Ludwigsburg: F 1/52 (Kameralamt Großbottwar)

Beschreibung des Oberamts Marbach, Stuttgart 1866.

Ehmer, Hermann: Das Stift Oberstenfeld. Von der Salierzeit bis ins 20. Jahrhundert, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 54, 2000, S. 11–23.

Leins, Christian Friedrich: Beitrag zur Kenntnis der vaterländischen Kirchenbauten (Denkschrift zur Feier der Einweihung des neuen Gebäudes der Königlichen Polytechnischen Schule), Stuttgart 1864.

Lorent, A.: Denkmale des Mittelalters in dem Königreiche Württemberg, 3 Bde., Mannheim 1866/69.

Paulus, Eduard: Die Stiftskirche zu Oberstenfeld, in: Schriften des Württembergischen Altertumsvereins, 7. Heft 1866, S. 3–15.

Paulus, Eduard: Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Stuttgart 1889.

Seng, Eva-Maria: Der evangelische Kirchenbau im 19. Jahrhundert. Die Eisenacher Bewegung und der Architekt Christian Friedrich von Leins, Tübingen 1995.

Staatsanzeiger für Württemberg, Beilage zu Nr. 241 vom 17. Oktober 1891 (mit Bericht über die Einweihung der Stiftskirche nach der Renovierung).

Stetten-Buchenbach, Natalie von: Stift Oberstenfeld und seine Damen (Ms. im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, J 1 Bd. 276).

Straub, Hans: Die Geschichte der Bauingenieurkunst, Berlin 1992.

Waller, Franz Volker: »Wahren Werth hat allein die Photographie«. Zum 100. Todestag des berühmten Mannheimer Photographen Jakob August Lorent, in: Mannheimer Hefte 1984, S. 100–111.

Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1863, S. 169 f.

Simon Meisner (1912–1994)

Leben und Schicksal des letzten jüdischen Lehrers in Freudental

von Theobald Nebel †

Vorwort (Wolfgang Nebel)

»Voilà! Ich will euch eine Geschichte erzählen«, begann Simon Meisner oft, wenn man ihn nach Erlebnissen und Begebenheiten aus seinem Leben fragte. Geschichte, ob persönliche oder gesellschaftliche, wird erst durch Geschichten, Beispiele oder Biographien lebendig. Der letzte jüdische Lehrer in Freudental war so ein »Geschichts-Erzähler«. Bis in sein hohes Alter war er als überzeugter, frommer jüdischer Lehrer und Pädagoge aktiv. Durch seine Geschichten erreichte er mehr als durch Predigten, schrieb man in einem Nachruf über ihn.

1983 machte sich mein Vater Theobald Nebel daran, nach Simon Meisners Verbleib zu suchen. Er erhoffte sich von dem Zeitzeugen Auskünfte für seine Arbeit über die Geschichte der Freudentaler Juden. Bis 1944 konnte Simon Meisners Aufenthalt in Antwerpen verfolgt werden, doch dann verlor sich die Spur. Viele Vermutungen und Spekulationen halfen nicht weiter. War Simon Meisner in Belgien von den Nazis geschnappt und in ein Konzentrationslager gebracht worden? Hatte er untertauchen oder nach Südamerika fliehen können?

Im Archiv von »Yad Vashem« in Jerusalem fand man den Namen Simon Meisner nicht, aber im Hauptstaatsarchiv Stuttgart stieß mein Vater auf eine alte belgische Adresse. Ein erster Brief an Simon Meisner blieb unbeantwortet, und auf einen Brief an die Stadt Antwerpen mit der Bitte um Auskunft kam nur ein Zahlschein der Stadtverwaltung über 68 belgische Francs. Es sollte noch Jahre und manchen hartnäckig nachfragenden Brief dauern, bis Simon Meisner gefunden wurde.

Am 8. Juli 1988 war dann klar, dass Simon Meisner in Antwerpen lebt. Ein vorsichtig begonnener Briefverkehr führte schon im Oktober desselben Jahres zu einer ersten Begegnung meines Vaters mit Simon Meisner in Besigheim. Im April 1989 wagte Simon Meisner einen ersten Besuch in »seinem« Freudental. »Es kostet mich viel Mut«, sagte er, »aber ich will es wagen, den Weg der Versöhnung zu gehen«. Achtmal kam Simon Meisner nach Freudental zu Besuch. Viele Gespräche, Vorträge und Begegnungen machten Versöhnung wahr.

Die Geschichte bewahren, hören, lehren und aus ihr lernen war ein wichtiger Gedanke im Leben meines Vaters. Geschichte an Personen festzumachen begeisterte ihn und spornte ihn immer wieder zu Recherchen an. Briefe, Telefonate und vor allem das persönliche Gespräch waren für ihn enorm wichtig, um Beziehungen zu knüpfen und zu pflegen.

»Versöhnung« war neben der Neugier nach Vergangenen ein weiterer Ansporn für seine Arbeit. Vor allem das Mitleiden mit dem verfolgten »Gottesvolk« veranlasste ihn immer wieder zu Berichten, Biographien und anderen Engagements. Das Aufstöbern von Daten und Fakten, Vergessenem und Vertuschem verstand er

nie als nur »sammeln und archivieren«, sondern als ein Aufarbeiten von noch Offenem, Aufzeigen von Narben und der Möglichkeit von Versöhnung in Verbindung mit Neuanfang.

Nachdem er sich Anfang der 90er Jahre mit dem jüdischen Erfinder und Tüftler Julius Marx aus Freudental befasst hatte – die Ergebnisse dieser Arbeit sind in Heft 48/1994 der Ludwigsburger Geschichtsblätter veröffentlicht worden –, war nach dem Tod von Simon Meisner am 19. Mai 1994 bald klar, dass das Leben dieses interessanten Menschen festgehalten werden sollte. Wieder waren viele Recherchen gemacht, Briefe geschrieben, Archive durchstöbert worden. Es war sein Wunsch, die Arbeit mit dem angesammelten Wissen über Simon Meisner vor seinem Lebensende zu beenden. Die tödliche Erkrankung brachte sein Vorhaben ins Wanken. Die Biographie fast beendet, starb Theobald Nebel im Februar 1999.

Aus Konzepten und Vorarbeiten habe ich die noch offenen letzten Teile in seinem Sinne zusammengeschrieben. Möge dieser Aufsatz zwei Männer, die uns Versöhnung vorlebten, im Gedächtnis halten: Simon Meisner und Theobald Nebel, beide Pädagogen mit Leib und Seele.

Jugend und Familie

Simon Meisner verbrachte seine Jugend zwar in Stuttgart, geboren wurde er aber am 17. November 1912 in dem damals österreichisch-galizischen Städtchen Sniatyn am Pruth. Seine Eltern waren Israel Meisner aus Kolomea und Milka geb. Labes. Sniatyn wirkt heute mit seinen barocken Häuserfronten eher wie ein österreichisches Beamtenstädtchen als ein jiddisch-polnisches »Schtetl«. Doch der große jüdische Friedhof erinnert auch heute noch an die reiche und lange Tradition der jüdischen Gemeinde in Sniatyn. Der Nachname Meisner lässt vermuten, dass die Vorfahren Simon Meisners bei der österreichischen Inbesitznahme Galiziens aus Böhmen einwanderten. Es kann sich aber auch um eine der willkürlichen Nachnamengebungen handeln, die unter Kaiser Joseph II. österreichische Beamte für Juden verordneten. Israel Meisner war in Sniatyn wohl Bürstenmacher, denn dieses Handwerk übte er nach dem Ersten Weltkrieg auch in Stuttgart aus.

Der Beginn des Krieges veränderte das Leben der Familie Meisner total. Nicht nur, dass Israel Meisner als österreichischer Soldat eingezogen wurde, 1914 eroberten russische Truppen weite Teile Galiziens und viele jüdische Familien flohen aus ihrer Heimat. So kam Israel Meisners Frau mit ihren vier Buben Ephraim, Gerson, Joseph und Simon zuerst nach Berlin und schließlich mit anderen jüdischen Familien nach Stuttgart. Während es in Berlin für die Flüchtlinge keinen Platz gab, existierte in Stuttgart schon seit 1908 der ostjüdische Verein »Esras Achim«. 1917 nahm sich dann auch der »Hilfsverein der deutschen Juden« unter dem Vorsitz von Rechtsanwalt Dr. Alfred Gunzenhauser des Schicksals der Vertriebenen an.

Die Flüchtlingswelle dieser Juden rückte die Ostjuden in Stuttgart ins Licht der Öffentlichkeit. Der »Schwäbische Merkur«, eine sonst tolerante Zeitung, schrieb am 19. Juni 1917 dazu: »Sind es die Sklavennaturen, die für die Bevölkerung, aber eben auch für viele liberal denkende Stuttgarter Juden, nichts Sympathisches zeigen? Verschlossen und misstrauisch, finden sie sich in eine ganz andersartige Gesellschaftsordnung verschlagen: Fatale Gleichgültigkeit im elenden Schicksal,

auf erschreckend niedrigem kulturellen Tiefstand, so sehen sie aus, und doch stecken in ihnen Menschheitswerte.«¹

Milka Meisner kam mit ihren Kindern 1915 nach Stuttgart in die Immhofer Straße 32. Dort gebar sie 1915 noch einen Jungen, Hermann, und nach der Rückkehr ihres Mannes aus dem Krieg 1920 die Tochter Erna. Die Familie war wohl bemüht, sich in ihrer neuen Umgebung zu integrieren und zu emanzipieren, denn man sprach zu Hause hochdeutsch und nicht etwa jiddisch. Die zwei jüngsten Kinder bekamen »deutsche« Vornamen und die älteren Söhne nannten sich nun Franz und Gerhard, während Joseph und Simon ihre Vornamen behielten. Man schickte die Kinder bewusst in keine jüdische Konfessionsschule; Simon ging ab Mai 1919 in die damalige Römerschule, später dann in die evangelische Jakobschule. Trotzdem lebte die Familie weiter in ihrer jüdischen Tradition, denn Vater Israel war Synagogendiener im Betsaal der kleinen polnisch-orthodoxen Judengemeinde in Stuttgart. Anfang der 20er Jahre zog die Familie in die Augustenstraße 75 um, wo der Vater mit seinen älteren Söhnen eine kleine Bürstenfabrik einrichtete und betrieb.

Als der polnische Staat nach dem Ersten Weltkrieg gegründet war, erhielten alle jüdischen Flüchtlinge aus Galizien die polnische Staatsbürgerschaft, so auch die Familie Meisner. Diese Tatsache sollte 1938 in der NS-Diktatur der Anfang unsäglichen Leidens bedeuten.

Im Würzburger Lehrerseminar

1926 kam Simon Meisner durch Vermittlung eines befreundeten Rechtsanwaltes auf das jüdische Lehrerseminar Würzburg, denn in Württemberg gab es keine besondere Ausbildungsstätte für angehende Lehrer an jüdischen Schulen. Simon erzählte später, sein Vater habe gemeint, er müsse Lehrer werden, denn keiner von der Familie könne so gut Geschichten erzählen.

In Würzburg wurde Simons religiöse Erziehung, die er von zu Hause mitbrachte, konfrontiert mit der rationalen Wissenschaft des 20. Jahrhunderts. Sein Mitschüler Simon Berlinger berichtet darüber: »Der Unterricht in den Wissenschaften schuf in uns ein Wirrwarr zwischen den uns überlieferten Glaubensvorstellungen und den uns überraschenden Gesetzmäßigkeiten des gesamten Kosmos. Theologische Offenbarungswahrheiten konfrontierten die Fähigkeit der menschlichen Erkenntniskraft, das Gefüge des ineinandergreifenden Mechanismus des Daseins zu begreifen. Um dem entgegenzuwirken, wurde von oben her eine Art Geheimbund gegründet, dem neben den gesicherten Stützen der Religion auch Zweifler ›aus gutem Hause‹ angehörten. Wir waren beide dabei. Meisner versuchte, mit seiner Seriosität die ›religiös Gehinderten‹ wieder in die richtige Bahnen zu leiten. Er tat es nicht nur aus seiner ideologischen Einstellung heraus – ihm war persönlich viel daran gelegen, seine Betreuten auf der richtigen Seite zu wissen. Dies entsprach seiner tief religiösen und sittlichen Weltanschauung.«²

Aber auch allgemein nahm sich Simon Meisner den jüngeren und neu angekommenen Schülern im Seminar helfend an. So berichtet Simon Berlinger: »Zu meinen Schwächen gehörte das Aufsatzschreiben, vor dem ich mich mein ganzes Leben drückte. Wenn nun der letzte Termin verstrich, ohne dass etwas Schriftliches vorhanden war, musste etwas Außerordentliches geschehen, um den Schaden zu ver-

meiden. Der Ausweg war Simon Meisner! Er verpflichtete mich, am allerletzten Tag um fünf Uhr früh im Klassenzimmer zu erscheinen, wo auch er sich einfand. Mit vereinten Kräften gelang es, den irgendwie reingeschriebenen Aufsatz in letzter Minute zu überreichen und so die Leiden des jungen Schützlings zu vermeiden.«

Simon Meisner selber berichtete über seine Seminarzeit allerdings noch von ganz anderen Erkenntnissen und daraus sich ergebenden Aktivitäten. Er las im Seminar Hitlers »Mein Kampf« und kam darauf zu der Erkenntnis: Sollte das einmal Politik in Deutschland werden, so gäbe es für die Juden nur die zionistische Lösung – ein Verlassen Deutschlands, um im damals britischen Mandatsgebiet Palästina neu zu beginnen. So sammelte er mit einer zionistischen Jugendgruppe im Seminar Geldspenden zur »Auswanderung« nach Palästina. Der Direktor des Seminars sah, aus welchen Gründen auch immer, das Ganze nicht so gern. Simon Meisner bekam einen harten Verweis und hätte beinahe das Seminar verlassen müssen.

Die ersten Freudentaler Jahre

1932 beendete Simon Meisner sein Lehrerstudium mit der Ablegung der 1. Dienstprüfung am Würzburger Lehrerseminar. Zunächst wurde er für einige Wochen in der jüdischen Gemeinde Künzelsau als Krankheitsvertreter für den dortigen jüdischen Lehrer eingesetzt. Am 1. Januar 1933 kam er dann als ständiger jüdischer Lehrer, Vorsänger und Rabbinatsverweser für die jüdische Gemeinde nach Freudental. Seew Berlinger, der vorher in Freudental dieses Amt innehatte und ihn aus dem Würzburger Seminar als älterer Freund gut kannte, hatte sich beim Stuttgarter Oberrat dafür eingesetzt, dass Simon Meisner diese Stelle übertragen bekam.

In Freudental bestand damals zwischen den ansässigen Juden, der jüdischen Gemeinde und den übrigen Einwohnern bzw. der Freudentaler Dorfgemeinde ein tolerantes und ausgewogen freundschaftliches Verhältnis. Diese schwäbisch-jüdische Dorfgemeinschaft war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden und hatte sich in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zum Vorteil gegenseitiger Hilfsbereitschaft, auch bei der Teilnahme an den verschiedenen religiösen Festen, weiter gefestigt.³ Simon Meisner wurde nicht müde, nach seiner Rückkehr 1989 nach Freudental immer wieder zu betonen, mit welcher Freundlichkeit er 1933 in Freudental aufgenommen worden ist.

Simon Meisner wohnte im Dachzimmer seines Vorgängers in der Strombergstraße 11 bei dem jüdischen Bauernhepaar Moritz und Sidone Herrmann. Sidone Herrmann hatte schon wegen Meisners Vorgänger wieder angefangen koscher zu kochen, während ihr Ehemann keinen besonderen Wert darauf legte. Auch sonst bemutterte sie den neuen, jungen Lehrer, so dass sich Simon Meisner in der Familie Herrmann bald sehr heimisch und geborgen fühlte. Sidone Herrmann war eine richtige schwäbische Hausfrau und führte ihren Haushalt sehr offen und gastfreundlich. So gab es immer Gäste im Haus Herrmann. Hier trafen sich vor allem am Sabbatnachmittag viele jüdische Nachbarn. Auf diese Weise lernte der neue jüdische Lehrer bald seine ganze Gemeinde und die nähere Verwandtschaft aus der Umgebung kennen. Auch Simons Mutter und sein Bruder Hermann sowie seine kleine Schwester Erna waren wiederholt in Freudental zu Besuch und es ent-

stand zwischen den Familien Herrmann und Meisner eine innige Freundschaft.

Das Nachbarskind Margot Stein aus der Strombergstraße 16, dem jüdischen Schulhaus, berichtete ebenso wie die so genannte Kleine Suse (geb. Rosenfeld) aus Heilbronn, eine Nichte der Sidone Herrmann, von dieser großen Familienge-



Im Garten der Familie Herrmann, 1933, v. l.: Adolf Herrmann, Sidonie Herrmann, Erna Meisner, Simon Meisner, Walter Blum (?)

meinschaft. Margot Stein erinnerte sich sehr gerne an Erna Meisner; sie sei ein »bildhübsches Mädchen« gewesen. Einmal besorgten die Meisners der Margot ein schönes Fahrrad, was Anfang der 30er Jahre etwas ganz Besonderes war.

Der Gemeindevorsteher Leopold Wertheimer aus der Hauptstraße 3 war sehr dankbar, nach dem Weggang Seew Berlingers wieder einen engagierten und tüchtigen jungen Lehrer und Vorsänger für seine Gemeinde bekommen zu haben. Trotz

seines jugendlichen Alters, Meisner war 1933 gerade 21 Jahre alt, fügte er sich gut in die doch im Durchschnitt wesentlich ältere Gemeinde ein.

Zu seinen gemeindedienstlichen Aufgaben gehörte es auch, an den hohen Feiertagen eine Predigt zu halten. So ordnete der Oberrat auch für den 1. Mai 1933, dem von den Nazis zum »Tag der nationalen Arbeit« umfunktionierten traditionellen Feiertag der Arbeiterbewegung, an, eine Predigt über die »Würde und Heiligkeit der Arbeit« zu halten und hinterher dem Oberrat einen Bericht darüber vorzulegen. Bei dieser und weiteren Gelegenheiten spürte Simon Meisner wie auch die ganze Freudentaler Judengemeinde die neuen Maßnahmen der Hitler-Regierung und die sich verstärkende Judenfeindlichkeit. Große Sorgen machte man sich damals vor allem um die beiden Freudentaler Josef Blum und Max Marx, die schon bald nach der nationalsozialistischen Machtergreifung verhaftet worden waren und bis Sommer 1933 im KZ Heuberg in »Schutzhaft« waren. Simon Meisner bemühte sich, sie besuchen zu können und ihnen mit Geldspenden aus der Gemeinde zu helfen.

Auch Beerdigungen gehörten zu seinen Aufgaben. 1933 starben in Freudental zwei Männer und 1935/36 drei Frauen. Besondere Trauer traf die ganze Gemeinde, als die junge Emmy Weil aus der Hauptstraße 15 mit 24 Jahren an Leukämie sterben musste.

Eine Hauptaufgabe von Simon Meisner war die religiöse Erziehung der Jugend. Gingen 1933 die jüdischen Kinder noch in die allgemeine Freudentaler Schule, wie das schon ab dem Ersten Weltkrieg üblich war, so fand der Religionsunterricht durch den jüdischen Lehrer immer in dem Klassenzimmer des jüdischen Schulhauses, auch Rabbinatsgebäude genannt, in der Strombergstraße 16 statt.

Da die Kinder nicht nur biblische Inhalte lernen sollten, sondern auch das Lesen und Schreiben der hebräischen Sprache lernen mussten, war der Unterricht sehr intensiv. Da Meisner ein aufgeschlossener junger Lehrer war, setzte er in seinem Unterricht »moderne Medien« ein: Er kaufte für den hebräischen Sprachunterricht Schallplatten; dazu gehörte dann natürlich auch ein Plattenspieler.

Das Ende und Ziel des Religionsunterrichts war dann immer die persönliche Bar-Mizwa-Fier im Sabbatvormittagsgottesdienst. Berücksichtigt man die Geburtsdaten der elf Kinder, die 1933 14 Jahre oder jünger waren, müssen es sechs Bar-Mizwa-(bzw. Bath-)Feiern gewesen sein. Höhepunkt der Feier war, dass das Kind zum ersten Mal einen Abschnitt aus der Thorarolle – natürlich in hebräisch – vor der ganzen Gemeinde vorlesen durfte. Damit war der Beweis erbracht, dass es selbständig in der Bibel lesen konnte.

In den ersten Jahren hielt Simon Meisner auch in Zaberfeld, wo es eine kleine Gruppe von Juden gab, die zur Gemeinde Freudental gehörte, einmal wöchentlich Religionsunterricht. Meistens ging er zu Fuß über Bönningheim nach Brackenheim und fuhr dann mit der Zabergäubahn nach Zaberfeld. Ab und zu konnte er aber auch auf dem Motorrad des Sohnes der damaligen Posthalterin in Freudental mitfahren, wovon die örtlichen Nazis nichts merken durften. 1936 wurden die Fahrten eingestellt, denn es gab in Zaberfeld keine schulpflichtigen jüdischen Kinder mehr.

Die verschiedenen religiösen Feste waren Höhepunkte für die jüdische Gemeinde. Nach den Gottesdiensten, in denen Simon Meisner immer eine Predigt hielt, versammelten sich die Familien zu den Festessen. Es gehörte zur Selbstverständlichkeit, dass dazu immer Verwandte aus anderen Orten, aber auch nichtjü-

dische Nachbarn eingeladen wurden. So waren oft Juden aus Stuttgart, Ludwigsburg, Heilbronn und anderen Orten zu Besuch, denn durch irgendeine Verwandtschaftsbeziehung stammten deren Eltern, Großeltern oder weitere Verwandte aus Freudental.

Pessach und christliches Osterfest sowie Chanukka und Weihnachten lagen manchmal durch den unterschiedlichen Kalender sehr dicht beieinander. So berichtete Simon Meisner, dass noch zu seiner Zeit die Juden ihre christlichen Nachbarn zum Lichteranzünden an Chanukka einluden, um am 1. Weihnachtsfeiertag einen Gegenbesuch abzustatten: »Wir haben Weihnukka miteinander gefeiert.« Ein christlich-jüdisches Miteinander in Freudental, heute kaum noch vorstellbar, nachdem die jüdische Gemeinde in Freudental und alle jüdischen Gemeinden in Deutschland ein so grauenhaftes Ende fanden.

Gerade weil sich die gewachsene Dorfgemeinschaft zwischen christlichen und jüdischen Einwohnern durch örtliche und überörtliche Nazis nicht so ohne weiteres zerschlagen ließ, war die antisemitische Hetzpropaganda in den NS-Zeitungen sehr umfangreich. Es lassen sich mindestens 26 Presseartikel nachweisen, die zwischen 1933 und 1939 in den lokalen Zeitungen erschienen sind, um die Freudentaler Bevölkerung mit anti-jüdischer Hetzpropaganda der Nazis zu überschütten.

Auch Simon Meisner bekam trotz aller Freundlichkeit, mit der man ihn in Freudental empfangen hatte, schon sehr bald die örtliche antisemitische Hetze zu spüren. Es war bis dahin üblich gewesen, dass die jungen jüdischen Lehrer wegen ihrer Weiterbildung und Vorbereitung auf die 2. Dienstprüfung in der Freudentaler Schule hospitierten und auch stundenweise selbst Unterricht erteilten. So erzählte Seew Berlinger, dass er Erdkundestunden in der Freudentaler Schule gehalten hat. Das wollte Simon Meisner 1933 natürlich fortsetzen. Doch der 1933 sehr plötzlich zum Nazi-propagandisten gewandelte Freudentaler Hauptlehrer verweigerte ihm dies, und auch ein Protest des jungen Simon Meisner beim jüdischen Oberrat half ihm nicht.

In einem 1936 im »NS-Kurier« veröffentlichten Artikel heißt es dazu: »Ein anderer Fall sei noch erwähnt, der uns zeigt, wie der Jude sich mit allen Mitteln ins fremde Nest, in diesem Falle die deutsche Schule, setzen will. Mitten in der nationalsozialistischen Revolution kommt der jüdische Religionslehrer Meisner (polnischer Staatsbürger) in die deutsche Schule und fragt den Schulvorstand, warum sein Gesuch, an der deutschen Schule hospitieren zu dürfen, noch nicht genehmigt sei. Dabei stützt er sich auf die Gesetze, die wohl noch nicht formell, aber praktisch aufgehoben waren. Zum Dank dafür, dass dieser Eindringling mit einigen derben Worten hinausgeschmissen wurde, verklagte er den Schulvorstand bei der Schulbehörde.«⁴

Trotz massiver Behinderungen seiner beruflichen Weiterbildung bemühte sich Simon Meisner, seine Ausbildung fortzusetzen. So konnte er 1935 seine Ergänzungsprüfung zu den hebräischen Fächern erfolgreich abschließen. Eine andere Ergänzungsprüfung zum Beginn eines Philosophiestudiums wurde ihm von den Staatsstellen »aus Rassegründen« jedoch verweigert.

Damals mussten alle staatlich ausgebildeten Volksschullehrer, und Simon Meisner hatte ja diese Ausbildung, jedes Jahr eine so genannte »Jahresarbeit« schreiben. Die erste Arbeit Meisners hatte den Titel »Die pädagogische Verwertung in der Liturgie enthaltenen Psalmen«.⁵ Anhand der Gliederung dieser ersten wissen-

schaftlichen Arbeit kann man die gründliche Erarbeitung des Themas und auch die Meisner'schen Schwerpunkte erkennen:

1. Überschrift der Psalmen
2. Einteilung und Benennung der Psalmen
3. Verfasser und Entstehungszeiten der Psalmen
 - a. die Auffassung der Tradition
 - b. die Meinung der Bibelkritik
4. Die religiöse Bewertung der Psalmen
5. Die Verwendung der Psalmen für den Gottesdienst
6. Gründe für die Auswahl der Psalmen und wann sie gebetet werden
7. Die pädagogische Verwertung der Psalmen
8. Drei Lehrbeispiele (Psalm 34, 113,100).

Die Schulkommission des Israelitischen Oberrates in Stuttgart hatte für alle Junglehrer dasselbe Jahresthema gestellt, entsprechend war natürlich auch die Erwartung. Das Urteil über alle eingereichten Arbeiten lautete: »Die meisten Bearbeiter haben das eigentliche Thema der gestellten Aufgabe nicht behandelt, sondern dafür allgemeine Darbietungen über das Wesen der Psalmdichtung versucht. Dadurch macht die Mehrzahl der Arbeiten einen unselbständigen Eindruck, da die Verfasser sich nicht auf eigene Studien, sondern auf fremde Urteile und Bearbeitungen verlassen mussten.«

Hält man sich das politische Umfeld und die persönliche Situationen der jungen Lehrer nach einem Dienstjahr in der damaligen Zeit vor Augen, war diese Erwartungshaltung doch wohl viel zu hoch. In der weiteren Beurteilung wird Simon Meisner bestätigt, dass er seine Lehrbeispiele gut gewählt habe. Das zeigt, was sich auch später immer wieder in Meisners Lebenslauf beweist, dass er vor allem ein Praktiker war.

Auch die zweite Jahresarbeit hatte einen sehr hohen wissenschaftlichen Erwartungshorizont: »Der innere Zusammenhang und die besonderen Lehren der im Gottesdienst vom Trostsabbat an verlesenen 7 Prophetenabschnitte und deren Verwertung im Unterricht und in der Homilie (religiöse Unterweisung der Gemeinde)«. Diesmal wurde gleich noch mitgeteilt, was nicht zu der Aufgabe gehört. Man wünschte nur die Beantwortung des gestellten Themas.

An einer Preisaufgabe der damaligen Flegheimer'schen Stiftung beteiligte sich Simon Meisner in den ersten Jahren ebenfalls. Die Aufgabe hieß: »Geschichtliche und religiöse Erklärung der Erzählung von Bileam in der Thora«. Das Urteil über seine Arbeit zeigt einen weiteren Wesenszug des damals jungen Meisners: »Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, das Wesen der echten Prophetie aus den Bileamsprüchen zu entwickeln. Er hat dadurch die Aufgabe, diese Bibelstellen geschichtlich und religiös zu erklären, verfehlt.« Meisner war es wohl eben wichtiger, Gottes Hilfe für den damaligen, wahrhaft nicht einfachen Alltag herauszustellen, statt sich nur mit wissenschaftlicher Bibelkritik zu beschäftigen und historisch einzuordnen. Übrigens ein Unterschied, der ihm schon im Würzburger Lehrerseminar begegnet war.

Durch Diskriminierungen und Schikanen durch die dem Nationalsozialismus verpflichteten Lehrer in den »Deutschen Volksschulen« wurden die Verhältnisse für jüdische Kinder immer unmöglicher. 1933 gab es nur noch zwei israelitische Schulen in Württemberg, die den Status einer öffentlichen Schule hatten. Bald verloren auch diese zwei Schulen diesen Status und mussten als Privatschule geführt werden. Mit der Zeit entschlossen sich der Israelitische Oberrat und viele jüdische Gemeinden, um ihrer Kinder willen weitere Privatschulen einzurichten, die ohne Unterstützung des Staates selbst unterhalten werden mussten. Schließlich waren es in Württemberg elf Schulen, darunter die in Freudental.

Am 12. April 1935 berichtete Simon Meisner dem Israelitischen Oberrat nach Stuttgart: »Am 27. März und am 3. April hat der Bezirksschulrat ausführlich die Fragen der jüdischen Privatschule mit mir durchgesprochen. Er betonte, dass die Schule seiner Aufsicht unterstehe und er prüfen werde, ob die Schule das Lehrziel erreiche. Visitationen werden jeweils im Anschluss an die Prüfung der öffentlichen Schulen angeschlossen. Die erste Inspektion ist für den Monat Mai, eine zweite im Herbst vorgesehen. Ferner hat der Schulrat um Zusendung eines Stoffplanes ersucht. Der Schularzt wird jeweils die jüdischen Kinder untersuchen. Wer die Kosten für die Untersuchung trägt, ist noch ungeklärt. In den öffentlichen Schulen wird ein Filmgeld erhoben. Die Privatschulen sind davon entbunden. Für die Vorführung eines Filmes werden jedoch dann Gebühren wahrscheinlich erhoben. In der Auswahl der Schulbücher wird der Privatschule Freiheit gelassen. Die ausgewählten Bücher müssen aber den anderen gleichwertig sein. Neue Anordnungen werden der Privatschule ebenfalls mitgeteilt. Eine Teilnahme an den Fortbildungskonferenzen der Junglehrer steht nichts im Wege. Da die Teilnahme aber nicht Pflicht ist, muss um die Zulassung nachgesucht werden.«⁶ Das Ganze war ein absoluter Neuanfang für den jungen Lehrer, denn es gab von früher her kaum noch Lehrmittel und Schulbücher, und Lernmittel für die 30er Jahre mussten neu angeschafft werden.

Die Reichsvertretung der Juden in Deutschland entwarf für diese neuen jüdischen Schulen in ganz Deutschland besondere Zielvorstellungen, die auch Simon Meisner entsprechend den Verhältnissen in seiner Schule umzusetzen versuchte:⁷

»1. Das eigene jüdische Schulwerk muss der Erziehung der Jugend zu religiös gefestigten, aufrechten Juden dienen, die aus bewusster Verbundenheit mit der jüdischen Gemeinschaft, aus der Arbeit an jüdischer Gegenwart und dem Glauben an jüdische Zukunft die Kraft schöpft, den schweren Anforderungen zu entsprechen, die das Leben an sie stellen wird. Über die Wissensvermittlung hinaus muss die jüdische Schule der planvollen Vorbereitung für den künftigen Beruf dienen. Mit Rücksicht auf die Auswanderungsfähigkeit, insbesondere nach Palästina, wird dabei die Hinführung zu handarbeitenden Berufen und das Erlernen der hebräischen Sprache im Vordergrund stehen. Die Erziehung und berufliche Ausbildung der weiblichen Jugend muss darauf hinzielen, sie zur Erfüllung ihrer Aufgaben als Erhalterin der Familie und als Mutter der künftigen Generation vorzubereiten. Ein eigenständiger Kulturaufbau muss den kunst- und kulturschaffenden Juden Betätigungsmöglichkeiten geben und dem kulturellen Eigenleben der Juden in Deutschland dienen.

2. Dem gesteigerten Auswanderungsbedürfnis ist mit einer großzügigen Pla-

nung entsprochen, die vor allem Palästina, aber auch alle anderen in Frage kommenden Länder einbezieht und besonders der Jugend gilt. Hierzu gehört die Sorge für die Vermehrung der Auswanderungsmöglichkeiten, Ausbildung der für die Auswanderung geeigneten Berufe, insbesondere Landwirtschaft und Handwerk, die Schaffung von Möglichkeiten zur Mobilisierung und Liquidierung des Vermögens wirtschaftlich Selbständiger, die Erweiterung bestehender und die Schaffung neuer Transfermöglichkeiten.«

Weiter wurden dann pädagogische Hilfsmittel vorgeschlagen, welche die Reichsvereinigung herausgeben wollte. Von den Leseheften hatte Simon Meisner auch einige. Und schließlich wurde über ein neuntes Schuljahr in der jüdischen Volksschule als erweitertes Bildungsangebot nachgedacht.

Der Unterricht als alleiniger Lehrer an einer kleinen Schule erforderte eine besondere pädagogische Konzeption. Simon Meisner schrieb hierzu 54 Jahre später: »Meine Hauptaufgabe war: zu vermeiden, dass mein Unterricht langweilig wird, und das Selbststudium zu entwickeln, damit meine Schüler das Niveau der vielklassigen Schulen erreichen. Der jüdische Kalender war das Zentrum meiner Methode.« Hierfür führte er folgendes Beispiel an:

»Das jüdische Osterfest: Pessach = Das Überschreitungs fest, zur Erinnerung an den Auszug aus Ägypten, wird eingeleitet mit einem Sederabend. Seder, das heißt Ordnung, ein Programm in 14 Szenen, gefeiert ganz gleich, wo in der Welt sich Juden befinden. Der Zweck ist, Kinder verständlich zu machen, was Sklaverei und was Freiheit ist. Ganz konkret wird gezeigt, dass ein Sklave viel weint: Salzwasser, weil die Tränen gesalzen sind. Meerrettich wird gegessen, weil es die Augen brennt. In Ägypten bauten die Sklaven die Städte, wie Tempel und Pyramiden. Das Baumaterial wird imitiert (geriebene Äpfel mit Nüssen, Zimt und Wein über-gossen). Das gibt Anlass, in der Heimatkunde das Klima zu beobachten und die Folgen für Ackerbau und Fruchtbäume, um dann zu erklären, dass Ägypten ein anderes Klima hat und andere Früchte. Für die Erdkunde: das Kartenlesen der Heimat und dann das Verstehen der Landkarte von Württemberg, Deutschland, Europa und dann Afrika und Asien. Neben den konkreten Beispielen der Sklaverei gibt es Symbole für die Freiheit: 4 Becher Wein, angelehnt sitzen, ein Festessen usw. Es folgert die Verpflichtungen für arme Menschen: Jeder hat ein Recht für den Sederabend und jeder Jude ist verpflichtet, arme Menschen einzuladen und für die Familien die ungesäuerten Brote (Matzes) und Wein zu beschaffen helfen. Das alles gibt Material für alle Branchen: Rechnen, Zeichnen, Aufsatz, Sprachübungen.« Und weiter heißt es: »Damit der Unterricht konkret bleibt, habe ich versucht, soweit es möglich war, die Kinder zu den Handwerkern, Landwirten und Fabriken zu schicken. Die Hilfe für Kranke, arme und alte Menschen können Kinder nur verstehen, wenn sie selber Kranke besuchen.«⁸

Man erkennt in dieser Konzeption sehr deutlich eine Reformpädagogik, wie sie in den 20er Jahren erarbeitet wurde und darauf zielte, die Fachunterrichte unter ein gemeinsames Gesamtthema zu vereinen: hier das jüdische Jahr, ein andermal ein heimatkundliches Thema. Dabei war vor allem der Pädagoge Theodor Rothschild, Leiter des damaligen jüdischen Waisenhauses in Esslingen, Meisners Vorbild.

Zwei weitere Schwerpunkte jüdischer Pädagogik waren: Konkretes erleben lassen, also zum Beispiel einen Sederabend proben. Und als zweites: Gespräche, Fragen und Antworten üben. In der Thora wird schon dem Vater gesagt: »Wenn dich

In dieser Zeit entwickelte Simon Meisner eine sehr aktive Reisetätigkeit, die er übrigens sein ganzes Leben beibehielt und die ihm, wie sich hinterher herausstellte, das Leben rettete. Er erzählte darüber, dass er – um nicht beobachtet werden zu können – nicht immer dieselben Züge, Strecken und Bahnhöfe benutzte. Oft stieg er eine Station früher oder später aus und lief den Rest zu Fuß. Sehr oft war er in Stuttgart, wo noch seine Eltern und Geschwister wohnten. Er besuchte auch sehr regelmäßig die verschiedenen Fortbildungsmaßnahmen, welche die Schulabteilung des Oberrates anbot; das erstreckte sich von Bibelkursen bis zum Besuch von Unterrichtsstunden in der Stuttgarter jüdischen Schule. Hinzu kam, dass es in Niederstetten und Oberdorf am Pf weitere jüdische Schulen gab, die Simon Meisner zunehmend mitbetreuen musste. Auch sein immer stärker werdendes Engagement bei der Hilfe zur Emigration führte ihn in viele württembergische Judengemeinden.

Am 2. Februar 1938 fand die letzte Visitation der Freudentaler Schule durch Oberlehrer Berlinger vom Oberrat statt. In dem schriftlichen Bericht betont dieser: »Herr Meisner arbeitet zielbewusst und mit großer Liebe zu den Kindern. Mit vielen Büchern bereitet er sich auf den Unterricht vor und erreicht demzufolge auch schöne Erfolge. Der Fachmann merkt, welche Kleinarbeit hinter dem Erreichten steht.« Das Vorsteheramt der jüdischen Gemeinde in Niederstetten lobte Simon Meisner ebenfalls für seine Tätigkeit als Elementar- und Religionslehrer sowie als Vorsänger: »In allen diesen Funktionen hat er sich die Achtung und Anerkennung der ganzen Gemeinde erworben und sich durch seine persönlichen wertvollen Eigenschaften bei der ganzen Gemeinde sehr beliebt gemacht.«¹⁰

Wie viele Kinder es in der jüdischen Privatschule Freudental waren, ist nicht mehr ganz zu erkunden, denn es gibt keine Schülerlisten mehr. Nach der Aufstellung aller Freudentaler Juden Kinder ab 1933 werden es 1935 wohl neun Kinder und eventuell noch drei aus Zaberfeld gewesen sein. 1937 waren es dann noch drei Knaben und drei Mädchen, da einige schon mit ihren Eltern emigriert oder weggezogen waren.¹¹ Am 1. April 1938 wurde die Schule geschlossen. Die restlichen Kinder besuchten dann die jüdischen Schulen in Heilbronn oder Stuttgart.

Emigration ist die einzige Rettung

Simon Meisners Hauptbemühungen verlagerten sich immer mehr hin zur Hilfe für die Emigration.¹² »Emigration ist die einzige Rettung, aber das Ende der jüdischen Gemeinde in Freudental!« In seinem im »Jüdischen Gemeindeblatt« vom 16. Mai 1938 veröffentlichten Artikel »Bildnis einer jüdischen Landgemeinde, die jüdische Gemeinde Freudental einst und jetzt« schrieb er, dass »die Liquidation [der Gemeinde] schwieriger ist als der Aufbau«. Während die Nazi-Presse jede »Auswanderung« eines Juden bejubelte als einen weiteren Schritt hin zum »judenfreien Freudental«, waren die Juden bis 1938 keineswegs der Überzeugung, dass das Verlassen ihrer Heimat die einzige Lösung sei. Vor allem die älteren Mitglieder der Gemeinde glaubten, Behinderungen und Schikanen überleben zu können. Moritz Herrmann, von seinen Nachbarn auf Emigration angesprochen, antwortete: »I geh' nicht und wenn i verreck, ich bin 'n Freudentaler.«

Die meisten Freudentaler Juden und wohl auch die Mehrheit ihrer nichtjüdischen Nachbarn konnten sich 1938 nicht vorstellen, dass die »Endlösung der

Judenfrage« keineswegs in der so genannten »Auswanderung« bestand, sondern in der Ermordung aller Juden in den Konzentrationslagern. Auch der Freudentaler Bürgermeister riet Simon Meisner immer wieder zur Emigration, denn »man hätte Furchtbares mit den Juden vor«.

Das Furchtbare wurde wie vielen Juden Simon Meisner ganz persönlich deutlich, als in der Nacht vom 27. auf 28. Oktober 1938 sein Vater und seine zwei Brüder Gerson-Gerhard und Ephraim-Franz mit Frau Frieda in Stuttgart verhaftet und gewaltsam mit anderen Stuttgarter Juden in einem Deportationszug nach Polen abgeschoben wurden.¹³ Die polnische Regierung hatte alle polnischen Pässe von im Ausland lebenden Polen zum 29. Oktober für ungültig erklärt. Die Nazi-Regierung sah darin eine günstige Gelegenheit, vor diesem Termin alle so genannten polnischen Juden in Deutschland – sie waren meist während des Ersten Weltkriegs eingewandert – kurzfristig abzuschieben. Die meisten hatten es nämlich versäumt, sich deutsche Pässe zuzulegen. Auch Simon Meisner besaß nur einen polnischen Pass. Es war ein »glückliches« Missverständnis der Polizisten, dass Simon Meisners Mutter als eine Pflegeperson in der Stuttgarter Wohnung angesehen wurde und daher der Verhaftung und Abschiebung entging. Die anderen Geschwister waren schon 1935 und 1937 nach Frankreich emigriert.

Simon Meisner entging der eigenen Verhaftung nur, weil er wieder einmal nicht in Freudental war, sondern in Horb sich beim dortigen Landratsamt um einen Pass für eine Jüdin bemühte, die ein amerikanisches Visum erhalten hatte. Der Landrat meinte zwar, er müsste Meisner als polnischen Juden verhaften, Meisner jedoch entgegnete: »Wenn Sie den Pass geben, ist es ja ein Jude weniger!« Meisner berichtete zu diesem Vorfall weiter: »Dann ließ er mich laufen.« Nach dem Abschluss dieser ersten Deportation wurde er merkwürdigerweise später weder gesucht noch verhaftet.

Nachdem Simon Meisners schulische Aufgaben beendet waren, bemühte er sich vor allem, Juden in Freudental, Niederstetten, Heilbronn und anderswo zur Emigration zu helfen. Dabei war die ganze Prozedur nicht so einfach, dass die Nazis einfach alle fortließen. Einmal bedurfte es eines Einreisevisums des Aufnahmelandes, welches nur erhältlich war, wenn man den Nachweis eines gesicherten Lebensunterhalts erbringen konnte. Außerdem durfte man keine Krankheit oder ein Leiden haben. Schließlich verlangte das Reich eine so genannte »Reichsfluchtsteuer«, wobei die Regierung kräftig abkassierte.¹⁴

Vielen Juden fehlten die finanziellen Mittel zur Emigration. Meisner schrieb daher viel an ausländische Verwandte und Freunde und bat um Geld und Unterstützung. »Seine Schreibmaschine klapperte die ganze Nacht«, berichtete Margot Stein. Auch ließ ihn die Freudentaler Posthalterin nachts heimlich ins Ausland telefonieren, was Juden eigentlich verboten war.

»Unerschütterlich und ohne zu wanken, bleibt mein Ziel zu helfen, soweit es überhaupt in meiner Macht ist«, schrieb er einmal. Über die Einzelheiten, vielfältigen Schwierigkeiten und Erfolge wurde schon an anderer Stelle berichtet.¹⁵ Immerhin konnten durch Meisners Bemühungen zehn der elf Freudentaler Kinder gerettet werden und insgesamt emigrierten 41 Freudentaler Juden.

Mitte Oktober 1938 entschied der Oberrat, Simon Meisner nach Rexingen zu versetzen und ihn dort ab 1. November mit der Leitung der jüdischen Schule und dem Amt des Vorbeters zu betrauen. Allerdings sollte er für Emigrationsangelegenheiten und Gottesdienste auch noch in Freudental wirken. Simon Meisner war

nun ein dauernder Pendler zwischen Rexingen und Freudental. Die letzten erhaltenen Briefe Meisners an einen Herrn Löwenthal und Josef Blum nach den Niederlanden wegen der Emigration der Freudentaler Familie Moritz Blum wurden am 6. November geschrieben.¹⁶

In der »Reichskristallnacht« unterwegs, traf er nichts ahnend von den furchtbaren nächtlichen Vorgängen am Vormittag mit dem Zug in Rexingen ein. Als er zu der Synagoge kam, ließen ihn die SA-Absperrungen durch, einige Frauen der Gemeinde riefen, er solle schnell weglaufen, die Absperrmannschaften verstanden das irgendwie falsch und ließen ihn erneut durch und er entkam. Mit dem Zug fuhr er nach Stuttgart, stieg aber schon am Westbahnhof aus, um einer eventuellen Verhaftung auf dem Hauptbahnhof zu entgehen. Simon Meisner besuchte seine Mutter, die inzwischen zu einer Freundin in der Nachbarschaft geflohen war; man hatte den Schaukasten des Geschäftes in der Augustenstraße 75 zerschlagen.

In Freudental wurden wie anderswo auch Juden verhaftet, so Josef Blum in der Pforzheimer Straße 8 und Julius Stein, der Vater von Margot Stein, in der Strombergstraße 16. Simon Meisner hätte man wohl auch verhaftet, wenn er am 10. November 1938 in Freudental gewesen wäre, denn nach dem Krieg haben ihm Freunde erzählt, dass sein Name im KZ Dachau beim Appell aufgerufen wurde. Einige Tage später war Simon Meisner wieder in Freudental und man tat in Freudental so, als wenn nichts gewesen wäre. Der Bürgermeister stellte ihm sogar am 19. Dezember 1938 ein polizeiliches Führungszeugnis für die Emigration aus, in dem bezeugt wird, dass »nachteilige Tatsachen, insbesondere gerichtliche Vorstrafen, über ihn hier nicht bekannt geworden sind und dass auch in den polizeilichen Listen eine Strafe nicht verzeichnet ist«.¹⁷

Die zerstörte Freudentaler Synagoge, das demolierte Schulzimmer, das durchwühlte Zimmer Simon Meisners in der Strombergstraße 11 machten nun jedem Juden in Freudental klar, dass es höchste Zeit war, die Heimat zu verlassen. 1939 emigrierten 22 Freudentaler Juden, zehn mehr als im Jahr 1938; sechs weitere kehrten später ihrem Dorf den Rücken.

Simon Meisner versuchte weiterhin, Emigrationswilligen zu helfen. So gelang es ihm im Januar 1939, der Suse Schwarzwälder, der kleinen Nichte von Sidone Herrmann, in Heilbronn einen Platz in einem Kindertransport nach England zu verschaffen. Eigentlich hätte die Abreise schon am 20. Dezember 1938 stattfinden sollen. Sie berichtete darüber:

»Tante Lina war sehr beunruhigt bei dieser Mitteilung und es dauerte eine ganze Weile, ehe wir uns den nötigen Vorbereitungen widmen konnten. Es mussten einige Anschaffungen gemacht werden, vor allem ein Koffer, und Geld war knapp. Ich glaube, unsere Bankkonten waren damals gesperrt. Tante war auch unglücklich, weil einiges genäht werden musste und dies am Sabbat zu tun wäre. Wir waren nicht orthodox, doch samstags wurde jede unnötige Arbeit vermieden.

Am Sonntag kam Tante Sid aus Freudental. Sie war es, die den Koffer gepackt hat. Er enthielt meist Kleidung, die ich noch im nächsten Jahr verwachsen wollte. Die paar Schmucksachen meiner Mutter traute man mir nicht an, weil ich sie, als Kind, vielleicht verschleudern möge. Wir wollten uns ja ohnehin bald wiedersehen und dann wird sie die Tante mitbringen. Ein kleines Handgepäck durfte ich auch noch mitnehmen. Im letzten Moment wurde die Abreise vertagt und für den 5. Januar frühmorgens ab Stuttgarter Hauptbahnhof festgesetzt. Es war deshalb vereinbart, dass ich mit Tante Lina die Nacht zuvor bei Frau Meisner in Stuttgart

verbringen sollte. Wir wollten am frühen Abend dorthin fahren. Als Meisner, wieder auf der Durchreise nach Stuttgart, bei uns war, nahm er den Koffer mit, um uns die Reise dorthin zu erleichtern. Am 4. Januar zur Mittagszeit kam die Nachricht, dass ich noch am Spätnachmittag desselben Tages zur Weiterfahrt in Stuttgart sein müsse. Es reichte gerade noch, in aller Eile die letzten Vorbereitungen zu treffen. Frau Meisner wurde telegraphiert, dass sie doch den Koffer an den Hauptbahnhof bringen möge. Um ihn bei ihr abzuholen, reichte die Zeit nicht mehr.

Unsere letzte Stunde am Bahnhof galt dem Koffer. Tante und ich waren sehr aufgeregt bis zum endgültigen Abschied. Frau Meisner war mit dem Koffer nicht gekommen und Tante wollte anschließend zu ihr fahren. Die Fahrt nach Frankfurt, und wo wir dort übernachtet haben, ist mir noch dunkel in Erinnerung. Ich war sehr unruhig, wir schliefen auf Stapelbetten und das Spreu aus meiner Matratze fiel bei jeder meiner Bewegungen auf unsere Reisebegleiterin, die auf dem Bett unter mir lag, bis sie mir ärgerlich sagte, ich möge doch stille halten. Vielleicht döste ich dann doch. Jedenfalls war mir plötzlich, als hörte ich Meisners Stimme. Was gesagt wurde, war unverständlich, jedoch wurde ich ruhiger und bin tatsächlich eingeschlafen. Am Morgen stand der Koffer vor der Tür. Simon Meisner war mit dem Koffer nachgereist.

Auch an die Weiterfahrt habe ich wenig Erinnerungen. An den größeren Städten gesellten sich noch andere Kinder zum Transport, in Köln hielt ich Ausschau, weil ein Vetter auf Vaters Seite mitfahren sollte, doch niemand war mir bekannt. Auch Scherereien auf der Fahrt, wie sie von anderen berichtet wurden, sind mir nicht bewusst, ich erinnere mich nicht einmal, dass mein Abteil vom Zoll kontrolliert wurde. In Holland an der Grenze wurden uns Brötchen und Suppe gereicht.¹⁸

Ebenfalls mit einem Kindertransport konnten die Geschwister Fritz (am 1. Februar 1939) und Anni Stein (Mai 1939) aus der Schlossstraße 23 ausreisen.

Simon Meisner hielt sich in den Wintermonaten 1938/39 ständig woanders auf, um eventuellen Verhaftungen zu entgehen. Oft schlief er nur eine Nacht in Heilbronn, Freudental, Niederstetten, Rexingen oder Stuttgart. Gottesdienste konnten natürlich in der demolierten Synagoge nicht mehr abgehalten werden. Doch im Wohnzimmer von Moritz und Sidone Herrmann wurde freitagabends heimlich hinter verschlossenen Fensterläden und Vorhängen gebetet und aus der kleinen Thorarolle gelesen. Eine Thorarolle war nämlich von den SA-Horden nicht verbrannt worden, weil sie nicht im Thoraschrein, sondern in der Wohnung von Julius Stein im jüdischen Schulhaus war. Dort gab es einen Schrank, in dem Thoravorhänge, Gebetbücher und eben diese über 200 Jahre alte und somit älteste Thorarolle der Freudentaler Gemeinde aufbewahrt wurden. Wo diese Utensilien nach der Deportation Herrmanns 1942 blieben, weiß bis heute niemand genau.

Im Februar 1939 emigrierte auch Simon Meisner aus Deutschland und ging nach Belgien; vom Oberrat hatte er ein sehr lobendes Abschlusszeugnis erhalten.¹⁹ Meisner hatte in seinem nicht mehr gültigen polnischen Pass mehrere Durchreisevisen für Belgien und Frankreich und Einreisevisen für verschiedene südamerikanische Staaten. An der niederländischen Grenze half dieser Pass jedoch nicht mehr und so blieb Meisner zunächst in Antwerpen. Von hier ließ er im April 1939 seine Mutter und Adolf Herrmann aus Stuttgart kommen, indem er sie für 500 Reichsmark über die deutsch-belgische Grenze schmuggeln ließ.

Simon Meisner nahm auch bald wieder Briefkontakt zu den restlichen Gemeindegliedern in Freudental auf, um ihnen soweit wie möglich noch bei der Emigra-

Oberrat der Isr. Religionsgemeinschaft Württembergs

Fernsprecher 20233
Postcheckkonto Stuttgart 4920 (Isr. Zentralkasse)
Girokonto 418 69 bei der Städt. Girokasse Stuttgart

Stuttgart-W, den
Königsstraße 82 29. Januar 1939.
Wi/Bl.

Zeugnis

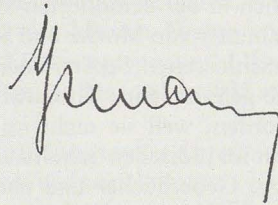
Wir bestätigen hiermit Herrn Lehrer Simon Meisner aus Stuttgart, dass er seit Oktober 1932 in unseren Diensten als Prediger, Seelsorger, Volksschullehrer und Fürsorgeberater tätig war.

Lehrer Meisner hat sich in den Jahren, in denen er in unseren Diensten stand, das volle Vertrauen erworben. Er hat insbesondere als Prediger grosse Erfolge erzielt, da er es verstanden hat, der Gemeinde die seelische Not zu erleichtern, in dem er sich voll und ganz ihrer Trübsal und Schmerzen widmete.

Meisner hat als Seelsorger in allen Gemeinden, in denen er tätig war, Erspriessliches geleistet, er hat sich der Not der Armen angenommen und ist den Bedrückten und Bedrängten jederzeit hilfreich zur Seite gestanden.

Wir wünschen, dass es Herrn Meisner möglich ist, auch in fernem Land für diese Ideale tätig zu sein, die Lehre Gottes zu vertreten und zu ihrer Verherrlichung beizutragen.

Wir wünschen, dass Gottes Segen seinen weiteren Lebensweg begleitet.



Zeugnis des Israelitischen Oberrates für Simon Meisner

tion behilflich zu sein. Und umgekehrt berichteten ihm Sidone Herrmann und Helene Stein aus Freudental. So erfuhr er, dass die vorgesehene Ausreise von Margot Stein mit einem Kindertransport nicht klappte, was in der Gemeinde mit großer Aufregung aufgenommen wurde. Schließlich konnte sie aber im August 1939 doch noch ihren schon nach England abgereisten Eltern nachfahren. Auch Suse Schwarzwälder schrieb aus England an ihre Tante Sidone in Freudental. Ihre Cousine Bertel Rosenfeld, die in Heilbronn noch in die jüdische Schule ging und zum

Teil bei Herrmanns wohnte, schrieb auch an Suse einen Hilfe suchenden Brief für eine Ausreise.²⁰ Und noch im Sommer 1941 schrieb Johanna Metzger aus der Strombergstraße, die Tante der Margot Stein, einen umfangreichen Bericht über die Reste der jüdischen Gemeinde, so zum Beispiel über die zwangsweise erfolgte Wohnungszusammenlegung.

Im Sommer 1939 kam überraschend Israel Meisner, der Vater Simons, nach Stuttgart zurück. Die Nazi-Regierung hatte verschiedenen nach Polen abgeschobenen Juden gestattet, zur Regelung ihrer Vermögensangelegenheiten vorübergehend nach Deutschland zurückzukehren – natürlich um das Vermögen später zu beschlagnahmen. Verschiedene jüdische Freunde in Stuttgart bemühten sich darum, ihm die Ausreise nach Belgien zu ermöglichen. Doch ohne Erfolg, und als er bei »Nacht und Nebel« über die deutsch-belgische Grenze fliehen wollte, wiesen ihn die Belgier zurück. So war Israel Meisner bis zur endgültigen Deportation aller württembergischen Juden am 1. Dezember 1941 in Stuttgart.²¹

Untergetaucht in Belgien

Für Simon Meisner war es sehr schwer, in Belgien eine Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten. Als er an der niederländischen Grenze abgewiesen worden war, meinte die belgische Grenzpolizei, Meisner nach Frankreich abschieben zu können. Doch nach Frankreich durfte er auch nicht, da der polnische Pass ja ungültig war. So ging die Fahrt zwischen den beiden Grenzen mehrmals, zum Teil mit Polizeibegleitung, hin und her, bis Simon Meisner in Antwerpen einmal aus dem Zug »ausstieg« und verschwand.

Jüdische Freunde und der belgische Flüchtlingsbeauftragte beim Völkerbund in Genf halfen ihm weiter. Diesen Herrn traf er zufällig und zunächst unwissend, wer der Belgier war, in einer Antwerpener öffentlichen Bibliothek, die Simon Meisner öfters besuchte. Die Herren kamen ins Gespräch und Meisner erzählte sein Schicksal. Der Flüchtlingskommissar half und Meisner bekam eine vorläufige Aufenthaltsgenehmigung für Belgien. So blieb er in Antwerpen und fuhr nicht, wie eigentlich geplant, nach Südamerika. Simon Meisner schloss auch diesen Bericht mit den Worten: »Es ist unglaublich! Aber immer wieder wurde mir geholfen.«

In den letzten Monaten vor dem Zweiten Weltkrieg und bis zur Besetzung Belgiens durch die deutschen Truppen konnte sich Simon Meisner mit Übersetzungsarbeiten und Verkaufsgeschäften mit anderen jüdischen Emigranten über Wasser halten. War er doch für die Belgier ein »polnischer Jude«.

Schlimmer wurde alles während der deutschen Besetzung. Zwar galt Meisner bei der belgischen Polizei immer zuerst noch als Pole und wurde daher nicht an die Deutschen ausgeliefert. Aber für Adolf Herrmann als deutschen Juden bestand große Gefahr. 1940 wurde er in Belgien interniert und kam dann nach Frankreich. Simon Meisner riet ihm, zu seiner Schwester Erna zu fliehen. Auch hatte er für ihn Geld in die Schweiz geschmuggelt. Doch er wurde an die Deutschen ausgeliefert und im KZ Auschwitz später ermordet. Meisner sprach immer wieder über Adolf Herrmann und machte sich große Vorwürfe, ihm nicht ausreichend geholfen zu haben.

Um besser in Antwerpen untertauchen zu können, mietete Simon Meisner ver-

schiedene Wohnungen, in denen er abwechselnd wohnte. Seine schon bisher angewandte Taktik, immer gerade nicht da zu sein, wenn man ihn suchte, half ihm auch jetzt weiter. Ein grüner Postausweis sah wie ein belgischer Ausweis aus. Verschiedenste Visitenkarten und Briefumschläge täuschten einen belgischen Bürger vor. So entgingen er und seine Mutter immer wieder der Verhaftung und Internierung.

Auf der Suche nach den verlorenen Kindern Israels

Nach der Befreiung Belgiens und Frankreichs durch die Alliierten normalisierte sich das Leben langsam wieder. Auch die Familie Meisner fand wieder zueinander. Simon und Mutter Milka hatten in Belgien, Joseph und Erna in Frankreich überlebt. Bruder Hermann war noch französischer Soldat geworden und in deutsche Gefangenschaft geraten, hatte diese aber gut überstanden.

Simon Meisners Vater Israel jedoch wurde Ende 1941 im KZ Riga-Jungfernehe ermordet, der Bruder Ephraim-Franz im September 1943 im KZ Majdanek/Lubin und Bruder Gerson-Gerhard an einem unbekanntem Ort. Die Schwägerin Frieda, Frau des Ephraim-Franz, ebenfalls in ein KZ im Osten verschleppt, überlebte die Grausamkeiten und ging nach 1945 in die USA.²²

1946 schrieb Simon Meisner an Suse Schwarzwälder: »Ich konnte bis jetzt nicht schreiben, weil ich zu sehr unter den Ereignissen der letzten Jahre gelitten habe. Ich habe alle Phasen der großen Tragödie vieler Menschen, die mir nahe standen, wissend miterlebt, nur gab es keine Möglichkeit, mehr zu retten. Ich habe seit 1933 gepredigt, dass das Ende der Verfolgung ein barbarischer Massenmord sein wird und habe für Emigration um jeden Preis gekämpft. Aber selbst in den Jahren 1939, 1940 und 1941, als es noch Wege der Rettung gab, hat man mir nicht geglaubt, dass akute Lebensgefahr ist für jeden in Hitlers Hand. Sonst hätte ein jeder in der Welt den letzten Cent für Rettung von Geschwistern und Verwandten geopfert, selbst wenn in manchen Fällen die Rettung misslungen wäre. 1939 wollte ich Tante Lina (Tante von Suse in Heilbronn) und die Freudentaler illegal nach Belgien kommen lassen. Es sind aber nur Adolf und meine Mutter gekommen. Alle anderen hatten Angst vor dem Wagnis.«

1946 heiratete Simon Meisner in Brüssel seine jüdische Frau Locca. Sie stammte aus Essen, war vor Beginn des Krieges nach Belgien emigriert und nach der Besetzung Belgiens in die Schweiz geflohen. Das Ehepaar bekam zwei Kinder, 1950 die Tochter Helen und 1958 den Sohn Jakob.

Beruflich wandte sich Simon Meisner wieder ganz dem jüdischen Religionsunterricht zu. Und seit 1948 erfüllte er ganz alleine die Aufgabe, isoliert lebenden jüdischen Kindern in Belgien das Judentum wieder nahe zu bringen. So wurde er zum »Wanderlehrer« auf der Suche nach den verlorenen Kindern Israels. Er betrachtete diese Aufgabe als ein Apostolat. »Der Fakt, dass ich den Weltkrieg überlebte, hat mich bewogen, die verlorene und isolierte Kindergruppe als meine Aufgabe zu betrachten. So bekommt mein Überleben einen Sinn.« Im Juni 1963 berichtete er im »Belgischen Israelischen Wochenblatt« über diese umfangreiche Arbeit, die ihm zur Lebensaufgabe wurde:²⁴

Die religiöse Situation und Organisation in Belgien

»Das religiöse Problem der Juden war 1945 sehr kompliziert. Jüdischer Religions-

unterricht in Belgien existierte nur in Brüssel und in Antwerpen. Eine bemerkenswerte Gemeinde gruppierte sich um die Synagoge (Antwerpen und Brüssel) und die Religionslehrer konnten dort unterrichten. In den anderen Städten blieb die Situation wie 1924, als das Gesetz Destrée proklamiert wurde, welches die Möglichkeit bot, protestantischen Religionsunterricht, israelitischen Religionsunterricht und religionslose Ethik in den öffentlichen Schulen zu lehren. Bis dahin gab es ausschließlich katholischen Religionsunterricht, von welchem im besten Fall Befreiung möglich war. Effektiv: von 1880 bis 1900 war die jüdische Gemeinde in Arlon die einzige, die es wagte, den Unterricht des Judentums zu verlangen. Jedes Mal wurde der Antrag abgelehnt. Trotz der Existenz des Gesetzes Destrée hat man nichts unternommen, um die religiöse Situation zu verbessern. Der Grund für diese Unterlassung waren kleine Gemeinden, zerstreut über das ganze Land, und nur wenig Lehrer hat es gegeben. Diese Lehrer wären verpflichtet gewesen herumzureisen. Wohl ist es logisch, dass ein Lehrer mit einem Lehrauftrag an einer Schule seine Reisekosten bis zur Schule selbst bezahlt. Es ist aber ganz anders, wenn er ein Wanderlehrer wird. Daher ist es zu verstehen, dass es ganz wenig Kandidaten gab, die bereit gewesen wären, diese Aufgabe zu übernehmen. So blieb mir nichts anderes übrig, als allein die Aufgabe von zehn Lehrern zu erfüllen.

Als Folge einer großen Anstrengung des amerikanischen ›Joint Distribution Committee‹ wurden mir zwei junge Lehrer angegliedert, um eine normalere und rationellere Organisation möglich zu machen. Die Hilfe des ›Joints‹ dauerte zwei Jahre. Praktisch war es nur möglich, den Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen zu organisieren. Dort konnte ich von dem Gesetz von 1924 profitieren, um legalen Zugang zu bekommen. In der Staatsschule hatte mein Unterricht dieselben Rechte wie die anderen Religionen. Allerdings war es mir nicht möglich, einem strikten Stundenplan zu folgen. Die Schuldirektionen waren sehr verständnisvoll und gewährten mir eine totale Freiheit bei meiner Aktion. Ich durfte freie Schulstunden, Turn- und Handarbeitslektionen belegen.

Ich hatte einen Stundenplan von 8 Uhr bis 22 Uhr, von Sonntag bis Freitagnachmittag. Ich war anwesend in Arlon, Ostende usw. Mein Organisieren unterscheidet sich auch von den Protestanten in Belgien. Protestanten wohnen in Belgien in kleinen Gemeinden. Juden wohnten aber in kleinen Städten und auf dem Lande ganz vereinzelt.«

Auf der Suche nach jüdischen Familien und isolierten Kindern – erster Kontakt

»Die Suche nach isolierten jüdischen Kindern ist eine lange und minutiöse Arbeit: zuerst in den Städten und dann in den Dörfern. Wieso? Ein Zufall durch ein Gespräch mit einem Einwohner. Ein Zufall, den man provoziert oder der sich selber ergibt. Beim ersten Kontakt mit den Kindern zeige ich, dass es unmöglich ist, seinen Ursprung zu verbergen. Ein Jude, der keinen jüdischen Gebrauch und keine jüdische Lebensführung praktiziert, der lebt wie sein katholischer Nachbar. Er kann leugnen, jüdischer Abstammung zu sein, wird aber doch von seiner Umwelt als Jude bezeichnet. Während der stolze Jude respektiert wird, wird der Leugner seines jüdischen Ursprungs verachtet. (Ich erzähle viele erlebte Beispiele). Wenn die Familien gefunden sind, beginnt der Dialog. Es geht darum, das Interesse zu wecken, um das jüdische Kulturgut kennen zu lernen: Seine Sitten und Gebräuche, welche die Basis des Judentums bedeuten.«

Zusammenarbeit und Kontakt halten

»Das Problem ist sehr schwierig. Die Eltern lasse ich in Ruhe. Es geht darum, die Kinder in den Schulen zu gewinnen. Die Eltern sind selbst entwurzelt und hatten keine Gelegenheit, Religionsstunden zu bekommen. Sie werden deshalb ablehnen, jüdische Traditionen einzuführen. Kinder dagegen sind leicht zu beeinflussen. So habe ich den Kindern den Seder des Pessachfestes erklärt und dann vorgeschlagen, aus der Theorie Praxis zu machen. Widerstand und Proteste der Eltern gegen Einmischung in das Privatleben gab es. Heute ist es ein Fest der Wiedervereinigung der Familien geworden und die gleichen Eltern sind heute glücklich, dass ich es ihnen über ihre Kinder aufgezwungen habe.«

Unterrichtsmethode

»Um das Interesse der Kinder zu wecken, sind ganz verschiedenartige Methoden zu wählen, welche jede dogmatische Form ausschließen. Ich persönlich ziehe die Form der Erzählung vor, um die Kinder ganz langsam der Geisteswelt des Judentums näher zu bringen. Effektiv wenigstens eine von allen Geschichten gibt den Kindern das Gefühl, sich zu erkennen oder etwas davon erlebt zu haben. Man riskiert, gewisse Passionen zu lenken und den Willen zu erwecken, dass sie mehr wissen wollen. Man kann Kindern eine Menge an Kenntnissen aufzwingen und das Gegenteil des gewünschten Resultats erreichen. Zu viel Kenntnisse auf einmal kann einen Hass gegen das Judentum heraufbeschwören und der Jugendliche kann das Gefühl bekommen, dass das Judentum überholt ist und in die heutige Zeit nicht mehr passt. Die Aufgabe des Lehrers ist, zu beweisen, dass die Mission des Volkes noch nicht beendet ist. Es hat eine Rolle in der Vergangenheit gespielt, hat einen Einfluss auf heute und hat für die Zukunft noch vieles zu sagen.«

Judentum

»Judentum ist vor allem eine konkrete Lebensform und das ist mit einfachen Beispielen zu belegen. Die Verpflichtung der Gastfreundschaft und der Toleranz ist aus der Geschichte Abrahams, dem Vater der Gläubigen, zu beweisen. Die moralischen, sittlichen Grundwahrheiten sind neu zu entdecken. Es darf nicht vergessen werden, dass wir die Kinder für das Leben vorbereiten. Es darf nicht vergessen werden, dass nach der Ermordung von sechs Millionen Juden das Gefühl der Unsicherheit sich vergrößerte und die Begeisterung und der Optimismus, der uns kennzeichnete, schwach geworden ist.

Ich dringe darauf zu sagen, dass Judentum vor allem nicht dogmatisch, keine Theologie, keine Philosophie abstrakt ist, sondern eine Lebenspraxis. Deshalb, um ein jüdisches Gefühl zu wecken, muss direkt mit Erklärungen der jüdischen Lebensführung begonnen werden. Judentum ist nicht nur eine Religion für Kinder. Das Judentum organisiert das Leben von der Geburt bis zum Tode und gibt eine Antwort an alle Probleme der verschiedenen Etappen. Ob es eine Familienfrage ist (die Welt hat immer den jüdischen Familiensinn bewundert) oder eine soziale, oder ob es sich um die individuelle Verantwortung handelt. Ganz gleich um welchen Beruf (manuell oder intellektuell).

Es entwickelt die Ideen der Gerechtigkeit, der Pflicht, der Treue, den Gedanken, ein einfaches Leben zu führen. Vor allem alles natürlich. Das Buch der jüdischen Erzählungen und Legenden beschreibt alle diese Eigenschaften. Im Gegensatz das Buch »Erzählungen und Legenden der griechischen Welt und Barbarei.

Diese zeigen den Götzendienst nach jüdischer Auffassung. Das heißt ein widernatürliches Leben. Das Recht des Stärkeren, Sklaverei usw. Helena, eine Frau und Mutter, verlässt alles: Heim und Kind, um einem Liebhaber zu folgen. Man erkennt die Moral eines Volkes an seinen Legenden.«

Hebräische Sprache

»Es ist selbstverständlich, dass mit dem Erlernen der hebräischen Sprache so rasch als möglich begonnen wird, weil Hebräisch ist der Ausdruck jüdischer Kultur. Hebräisch lernen fällt den Kindern schwer, weil es eine Fremdsprache ohne Gemeinsamkeiten mit europäischen Sprachen ist. Der Pädagoge muss deshalb den Unterricht auf das Maximum aktualisieren und nur sensationelle Themen wählen, damit die Aufmerksamkeit der Kinder gefesselt wird. Es darf nicht vergessen werden, dass Hebräisch ein zusätzlicher Stoff ist. Sobald die Kinder lesen können, beginne ich direkt die Lektüre der Bibel in seiner Ursprache. Übersetzungen sind selten texttreu. Um die Schüler nicht zu erschrecken, lasse ich sie hundert Wörter suchen, die am meisten vorkommen. Ich wähle irgendeine Seite und lasse sie zählen, wie oft ein bestimmtes Wort vorkommt. Auf diese Weise ist die Monotonie gebrochen und die Lektion wird angenehm und interessant. Man kann auch auf die Charakteristik der hebräischen Sprache hinweisen. Hebräisch ist immer konkret. Viele Wörter sind musikalisch. Beim Hören ist es oft möglich, die Übersetzung zu finden: Esch ist Feuer, weil das Feuer sch macht; Bak-buk = Flasche (gießt man Wasser aus einer Flasche hört man Gluck-gluck); Päh = ein Mund (mit den Lippen gepreßt); Schen = ein Zahn (Zischen der Zähne).«

Andere Methoden

»Verschiedene Texte miteinander vergleichen. Organisation von Wettbewerben verschiedener Schulen. Wer hat den größten Wortschatz? Das Wichtigste ist, alles zu tun, damit die Schüler aktiv bei der Sache bleiben. Es kann vorkommen, dass man verschiedene Klassen zusammen zu unterrichten hat. Das darf keine Schwierigkeit bedeuten. Man gibt den einen eine Aufgabe, während man mit der anderen Gruppe beschäftigt ist. Für die Schüler von 14 bis 18 Jahren ist es interessant, den allgemeinen Unterricht als Basis für Diskussionen zu wählen. Das deshalb, weil dort wenig über Judentum besprochen wird. Der Hauptgrund ist: das Judentum ist wenig bekannt. Andererseits ist es für Lehrer einer anderen Religion meistens sehr schwer, über Gebräuche zu sprechen (objektiv), die er ablehnt.

Die Juden haben in jedem Land die Entwicklung der Kultur beeinflusst. In Frankreich zum Beispiel Michel de Montaigne. In der Literatur André Maurois. Waren diese und andere positiv oder negativ gegenüber dem Judentum? Parallel zum Geschichtsunterricht kann man über die Lage der Juden in dieser Zeitepoche sprechen und über ihren Einfluss. Zum Unterricht in der Erdkunde kann man ergänzend berichten, was die Juden in dem betreffenden Land tun. Das alles bedeutet keine Schwierigkeit, wenn der Kurs programmiert wird. Judentums-kunde soll nicht losgelöst von den anderen Fächern gelehrt werden. Sie soll Ergänzung sein.«

Jüdischer Religionsunterricht

»Im jüdischen Religionsunterricht soll das Gefühl der Zugehörigkeit geweckt werden, eine besondere Atmosphäre, ja selbst eine gewisse Begeisterung will ich

sagen. Um die Lust zur Arbeit zu verstärken, können gute Punkte benützt werden. Wettbewerbe erst im kleinen Kreis, später in einem größeren. Strafen müssen vermieden werden. Der Ausschluss vom Unterricht ist unmöglich, sonst wird es Hass gegen das Judentum. Es müssen andere Methoden gefunden werden, damit jeder Schüler arbeiten will, aber niemals vom Unterricht ausschließen.

Die Methoden, um isolierte Kinder zu unterrichten, sind praktisch individuell. Hier darf man sich nicht an sein Fach begrenzen. Von Beginn des Unterrichts muss man ihr Erzieher und Helfer werden. Man muss das Vertrauen der Kinder erobern. Das ist möglich durch die Beschäftigung mit dem ganzen Studiumsproblem, auch mit dem Sozialen. Haben sie materielle Schwierigkeiten, ihnen helfen. Haben sie alles, dann muss man sie gewinnen, für die materiellen Probleme ihrer Kameraden sich zu interessieren. Das ist die erste Bedingung für den Kandidaten isolierter Kinder. Dies umso mehr, weil die Eltern dieser Kinder kein Interesse für das Judentum haben. Die Methoden sind nicht definitiv. Man muss immer neue suchen, sie an jede Situation anpassen. Ganz gleich auf welchem Wege. Es geht darum, Resultate zu erreichen und den Unterricht anziehend zu entwickeln und zu gestalten.«

»Durch Anklöpfen von Tür zu Tür« hatte Simon Meisner seine ersten Schüler gefunden. Seine pädagogische Hingabe hatte sich als fruchtbar erwiesen und brachte glückliche Resultate hervor. Rabbiner A. J. Malinsky aus Antwerpen schrieb mir, mit welchem Erstaunen Schuldirektoren, Lehrer und Schüler reagierten, wenn Simon Meisner unter Hunderten von Schülern zielsicher erkannte: »Das ist ein Jude!« Er versorgte und betreute seine Schüler wie ein Vater. Und viele ehemalige Schüler lieben ihn noch heute. Schon zu seinen Lebzeiten war er eine »lebende Legende«!

Der Weg der Versöhnung nach Freudental

Am 10. Oktober 1988 stand Simon Meisner vor unserer Wohnungstür in Besigheim. Bei den kurzen Telefongesprächen zuvor hatte er es abgelehnt, vom Bahnhof in Besigheim abgeholt zu werden. Er war damals auf der Durchreise nach Zürich. Allein wollte er den Weg finden und gehen, wie schon immer bei seinen vielen Reisen, ein mutiger Pfadfinder. Strahlend kam er uns entgegen, eine sofort interessante und beeindruckende Persönlichkeit mit langem schwarzem Mantel und großem schwarzem Hut, eine sehr starke Brille, ein richtiger Rabbiner! Es wurde ein langer Abend mit einem intensiven Gespräch und vielen Fragen. Immer wieder entschuldigte sich Simon Meisner, dass er bei den vor seinem Besuch geführten Telefonaten so kurz und zurückhaltend gewesen sei. Auch nach 50 Jahren erschreckte ihn immer noch eine deutsche Stimme am Telefon, so dass er nur schwer freundlich antworten konnte.

Am 4. April 1989 kam Simon Meisner zu einem zweiten Kurzbesuch zu uns nach Besigheim und vor allem nach Freudental. »Es kostet mich viel Mut, aber ich will es wagen, den Weg der Versöhnung zu gehen«, sagte er uns. Der Besuch auf dem jüdischen Friedhof war eine ergreifende Erinnerung des Lehrers an die ehemaligen Mitglieder seiner Gemeinde, die er in den Jahren seiner Freudentaler Zeit hatte beerdigen müssen. Aber auch die Gräber der bedeutenden Freudentaler Rabbiner aus der über 200jährigen Geschichte der Gemeinde wie Alexander



Simon Meisner bei seinem ersten Besuch 1989 in Freudental

Nathan Elsäßer, Joseph Meier aus Schnaittach und Dr. Moses Haas wurden besucht. Dabei gab mir Simon Meisner die erste Übersetzungen der hebräischen Texte auf den Grabsteinen, denn das umfassende Werk über den Friedhof gibt es ja erst seit 1996.²⁵

Einen sehr herzlichen Empfang bereitete Bürgermeister Singer dem ehemaligen jüdischen Lehrer auf dem Freudentaler Rathaus. Denkwürdig war dann das Wiedersehen in der ehemaligen Synagoge. »So schön ist sie zu meiner Zeit nie gewesen«, sagte Meisner. Die schlichte, aber sehr kunstvolle Restaurierung in den 80er Jahren erfreute und beeindruckte ihn. Im Pädagogisch Kulturellen Centrum (PKC) wurde in einer langen Erzählung die verworrene Odyssee eines jüdischen Menschen deutlich, der durch viele glückliche Umstände die schrecklichen Jahre der NS-Verfolgung überleben konnte. Simon Meisner war tief bewegt und sehr beeindruckt von der Erinnerungsarbeit im PKC und in ganz Freudental.

Am 27. September 1989 kam es dann zu einem besonderen Ereignis in der Freudentaler Dorfgemeinschaft. Der letzte jüdische Lehrer Simon Meisner, lange als verschollen geglaubt, sprach über 50 Jahre nach seiner Emigration in der ehemaligen Synagoge öffentlich über sein Erleben: »Erinnerungen an eine jüdische Gemeinde in einem schwäbischen Dorf«. Bereits in einem Brief vom 29. August 1989 hatte er versprochen, alle Unterlagen aus den 30er Jahren mitzubringen, zugleich aber auch geschrieben: »Noch immer wage ich nicht, das alles wieder zu lesen. Ich hoffe, in Ihrer Gesellschaft (PKC) wird es mir leichter fallen. Ihre Gastfreundschaft, ihr Familiensinn, ihre Ehrlichkeit und Offenheit wird es mir leichter machen.«

Der Saal der ehemaligen Synagoge war bis zum letzten Platz besetzt. Erfreulicherweise befanden sich unter den Besuchern sehr viele Freudentaler Bürger, auch solche, die bisher von den Veranstaltungen des PKC Abstand gehalten hatten. Es war schon eine kleine Sensation: Meisner in Freudental!

Die örtliche Presse stellte den Bericht über diesen Abend zu Recht unter die Überschrift »Auch in der Bedrängnis gab es Gerechte«. Meisner erzählte aus seinen Erfahrungen der Jahre 1933 bis 1939 und konnte viele Beispiele tätiger Nächstenliebe unter größten Bedrängnissen nennen. Er berichtete weiter, dass er 1933 in Freudental eine Dorfgemeinschaft vorgefunden habe, in der man zwar nicht zusammen gebetet habe, aber gegenseitige Achtung selbstverständlich gewesen sei. Deshalb habe er sich hier gleich geborgen gefühlt. Wie eine Familie hätten alle zusammen gelebt, sich zu Festen, Geburtstagen und Hochzeiten gegenseitig eingeladen und geholfen. Selbst nach Beginn der NS-Diktatur sei diese Gemeinschaft intakt geblieben. Bis zuletzt habe er auf die Unterstützung seiner »deutschen Freunde« rechnen können, wenn er Geld sammelte, um jüdischen Familien die Flucht aus Freudental zu ermöglichen. Besonders lobte er das damalige Posthalter-Ehepaar, das ihm trotz strikten Verbots immer wieder gestattete, Telefongespräche wegen Unterstützung und zu bestellenden Schiffspassagen zu führen. Und trotzdem gab es auch in Freudental eine Pogromnacht, die Verwüstung der Synagoge, durchwühlte Wohnungen und wurden auch hier jüdische Menschen geschlagen und verhaftet.

»Natürlich muss man sich an das Geschehen in Deutschland erinnern und man darf das keineswegs vergessen, aber Versöhnung muss geübt werden, weil es auch in Freudental Menschen gab, die Gerechte waren. Das deutsche Volk darf man nicht über einen Kamm scheren, denn nur einzelne Menschen sind in diesem

Lande verbrecherisch gewesen«, schloss Simon Meisner seine mit großer Aufmerksamkeit verfolgten Ausführungen. Es waren beeindruckende Stunden der Verständigung und der Freundschaft zwischen Simon Meisner und »seinen« Freudentalern.

Simon Meisner machte am 27. September 1989 auch einen Besuch bei den Kindern der Freudentaler Grundschule, ein ebenfalls besonderes Ereignis, nachdem ihm solche Besuche in der NS-Zeit – wie schon berichtet – verwehrt worden waren. Auch dabei erzählte er aus der Zeit, als es noch kein so schönes, neues Schulhaus gab. Und wieder zeigte sich Simon Meisner von seiner pädagogischen Seite, wenn er die Schilderung eines Ereignisses mit dem Satz begann: »Horchet, ich erzähle euch eine Geschichte!«

Die vielen alten Dokumente und Unterlagen, die er 1939 mit nach Belgien gerettet hatte und nun wieder mitbrachte, erwiesen sich als wichtige Ergänzungs- und Vertiefungsteile bei der Erforschung der Geschichte der jüdischen Gemeinde in Freudental. Weitere wertvolle Hinweise ergaben Gespräche, die Gemeindeglieder mit Simon Meisner führten und auf Tonbandkassetten und Videobändern festgehalten wurden; die Ergebnisse dieser Gespräche sind im vorliegenden Aufsatz zum großen Teil schon eingearbeitet.

»Die Sehnsucht nach der schwäbischen Heimat« veranlasste Simon Meisner, 1989 noch ein drittes Mal ins schwäbische Unterland zu kommen. Neben verschiedenen anderen Orten besuchte er dabei vor allem Tälheim, Sontheim und Affaltlach.²⁶

Am 16. Juni 1990 war Simon Meisner wieder zu Besuch in Freudental und traf sich diesmal – zum ersten Mal nach 52 Jahren – mit seinem Jugendfreund und Amtsvorgänger Seew Berlinger aus Haifa. Das war nach langer Zeit eine große Freude: »Gelobt sei der Gott, der die Toten wiederbelebt«, sagte Seew Berlinger. Er meinte mit diesem wörtlichen Zitat aus dem Talmud eigentlich, dass beide nie zu hoffen gewagt hatten, nach dem Abschied von 1938 sich je wiederzusehen; Seew Berlinger war damals, im Sommer 1938, nach Freudental gekommen, um sich von seiner ehemaligen Gemeinde zu verabschieden, denn er emigrierte mit Rexinger Juden nach Palästina und tat somit das, was sein Schulfreund Simon Meisner von allen seinen jüdischen Gemeindegliedern gefordert hatte.

Beide Männer wurden bei ihrem Spaziergang durch Freudental gefragt, was sie denn empfinden, wenn sie nach so langer Zeit in ihr Dorf zurückkommen. Simon Meisner antwortete beim Anblick einiger erhaltener Mesu-Kapseln an den Haustüren: »Für mich ist das, wie wenn ich auf den Friedhof komme, hier hat der gewohnt und dort jener.« Und Seew Berlinger: »Man fühlt sich wie ein verlorener Sohn. Aber mit Menschen, die das Unrecht wieder gutmachen wollen, kann man Brücken bauen!«²⁷ Und diese beiden letzten jüdischen Lehrer Freudentals bauten durch ihre Besuche, ihre Gespräche und Vorträge Brücken zur Verständigung und Erinnerung der noch Lebenden an die ermordeten Juden Freudentals. Seew Berlinger war schon vor 1989 mehrmals in Freudental gewesen und kam auch nach Meisners Tod 1994 nochmals zu Besuch. Auch er hat als Zeitzeuge Wesentliches zur Erarbeitung der Gesamtgeschichte der Freudentaler Judengemeinde beigetragen.

Der äußere Anlass dieses denkwürdigen Treffens der beiden Persönlichkeiten war die Einweihung der Lesestube des PKC im alten Renaissanceturm zwischen ehemaligem Synagogengebäude und Westanbau, ein ehemaliger Treppenturm des

so genannten Oberen Schlosses, zu dem 1723 noch weitere Gebäude gehörten. »Brückenbau im Migdal Meir« überschrieb damals die »Stuttgarter Zeitung« ihren Bericht über dieses Ereignis. Die Namensgebung »Lesestube im Migdal (hebräisch = Turm) Meir« soll an den wichtigen Rabbiner Joseph Meier aus Schnaittach erinnern, der von 1828 bis 1861 in Freudental wirkte und wegen seiner umfangreichen kabbalistischen Literatur »Wunderrabbi« genannt wurde.

»Es ist immer wieder unglaublich, welche Wege ich geführt wurde«, betonte Simon Meisner bei seinen Begegnungen in Freudental, »und viele werden meinen Erzählungen wenig Glauben schenken. Auch für mich ist es immer wieder ein Wunder Gottes, dass ich hier in Freudental stehe!«

1991 war Simon Meisner zweimal in seinem geliebten Schwabenland. Er sagte dazu einmal: »Sie wissen gar nicht, was einem fehlt, wenn man in Stuttgart aufgewachsen ist: Brezeln gibt's in Belgien keine!« Im März 1991 besuchte er einige ehemalige Judenorte in Hohenlohe. Wie schon berichtet, hatte er ja kurz vor seiner Freudentaler Zeit für einige Wochen in Künzelsau gewirkt und kannte daher Braunsbach, Hohebach, Creglingen und Weikersheim, und im Mai 1932 hatte er – wie er erzählte – bei Rabbiner Kahn in Bad Mergentheim das Schächtfach erlernt. Ein besonderes Erlebnis für ihn und seine Begleiter waren die Stunden in Niederstetten, wo er 1938/39 wiederholt zu Gottesdiensten und Hilfsmaßnahmen der Emigration gewesen war und wo er jetzt mit vielen interessanten Erzählungen eine gute Ergänzung zu dem Niederstettener Buch »So war es«²⁸ liefern konnte. Immer wieder staunte Simon Meisner bei diesem Besuch über die Entfernungen, die er damals nur mit der Eisenbahn oder zu Fuß bewältigt hatte.

Im November 1991 kam Simon Meisner nach Freudental, um bei Forschungsaufgaben in Mühlacker zu helfen. Noch 1938 unterstützte der Mühlacker Fabrikant Alfred Emerich die Freudentaler Judengemeinde mit Geldspenden. Außerdem wohnte damals der Freudentaler Isaak Stein – Freudental nannte eine Straße nach ihm und viele werden sich seiner Besuche, vor allem zur Einweihung der ehemaligen Synagoge erinnern – in Mühlacker und unterhielt mit seiner Frau ein Textilgeschäft. Auch er emigrierte wohl durch das Drängen Simon Meisners. Die ehemalige Stadträtin Elisabeth Brändle-Zeile erarbeitete eine wichtige Dokumentation über die Mühlacker Juden, wozu Simon Meisner auch Informationen beitragen konnte.²⁹

Simon Meisner kam dann in den folgenden Jahren meist zweimal in sein Schwabenland. Dabei besuchte er Schulen, unter anderem auch das Besigheimer Gymnasium, und ehemalige Wirkungsstätten. Er half bei Briefen, Übersetzungen und Forschungsarbeiten, so zum Beispiel bei der Fertigstellung meines Aufsatzes über Julius Marx.³⁰

Im März 1993 besuchte er Freudental zusammen mit seiner Frau Locca. Wie schwer es ihr gefallen sein muss, nach so vielen Jahren wieder nach Deutschland zu fahren, wird in einem Brief Simon Meisners deutlich: »Euch beiden ist es gelungen, mich ins Schwabenland zu bringen, und nun habt Ihr es auch fertig gebracht, dass meine Frau Locca nach 55 Jahren die deutsche Grenze überschritten hat und mich ins Schwabenland begleitet hat.«³¹ Anlass dieses Besuches war ein Treffen mit Ignaz Bubis und die Verpflichtung nach jüdischer Tradition, ein Trauerhaus in der ersten Woche nach dem Tod zu besuchen. Gerne wollte Simon Meisner dieser Verpflichtung nachkommen und sprach am Grab meiner verstorbenen Schwiegermutter ein Totengebet.

Tradition und tiefe Frömmigkeit halfen Simon Meisner, alte Wunden seines Lebens anzusehen. »Bei aller Trauer haben Sie das Glück, das Grab ihrer lieben Mama zu kennen und regelmäßig durch ihre Besuche zu ehren. Ich kann meinem Vater den Respekt nicht erweisen, da ich nicht seinen Todestag und nicht sein Grab kenne«, schrieb er in einem Brief.³² So stark seine Seele auch trauerte, war er aber auch voller Hoffnungen. »Zum Hoffen braucht man immer Beispiele, die unsere Hoffnung rechtfertigen.« Und zum Thema Gebet schrieb er: »Im Talmud wird gefragt, warum waren die Stammütter Sara, Rebekka und Rahel anfangs steril. Die Antwort lautet: Gott wünschte das Gebet von Abraham, Isaak und Jakob. Wir wollen hoffen, dass die Welt das Beten wieder lernt.«³³

1994 wurden Charlotte Drews-Bernstein und Barbara Entrup für ihr am 12. Januar 1992 im SFB ausgestrahltes Feature »Die Synagoge in Freudental. Bericht über ein jüdisches Schutzdorf in Schwaben« mit dem 1. Preis des Robert-Geisendörfer-Preises ausgezeichnet. In diesem Dokumentarbericht erzählten Simon Meisner, Seew Berlinger und viele ältere Freudentaler über ihre Erfahrungen in der einstigen christlich-jüdischen Dorfgemeinschaft und deren Zerschlagung im Dritten Reich. Zur Preisverleihung in Bremen am 18. Mai 1994 reiste auch Simon Meisner als Ehrengast aus Antwerpen an.

Bei der Preisübergabe betonte der Vorsitzende der Jury, Landesbischof Johannes Hanselmann: »In den Gesprächen mit den beiden letzten jüdischen Lehrern in Freudental, mit Bewohnern des Dorfes, dem Bürgermeister und den Rettern der ehemaligen Synagoge wird versucht, der 200jährigen Geschichte der Juden in Freudental nachzugehen und ein Beispiel des vorbildlichen Umgangs mit diesem Erbe vorzustellen. Jüdische Kultur wird als eine Möglichkeit von Alltagskultur verlebendigt. Christlich-jüdisches Zusammenleben wird weder in steriler gedanklicher Abstraktion noch in einer Abfolge steriler Darlegungen vorgeführt. Vielmehr wird man in das authentische, unpräzise, ja heitere Erleben eines örtlichen Dialogs hineingenommen, der nicht durch bedeutungsschwangere Worte und Taten gekennzeichnet ist, sondern durch eine behutsame Fröhlichkeit und einen aufmerksamen wie selbstverständlichen Respekt vor der Glaubens- und Lebenshaltung des anderen beeindruckt. Es ist die lebendige und Mut machende Normalität menschlicher und kultureller Beziehungskonflikte, die diese Dokumentation mit großem Charme und gewinnender Zuversicht vor Augen stellt. Einer Zuversicht, die in heutigen Zeiten Not tut!«³⁴

Einen Tag nach der Preisverleihung in Bremen starb Simon Meisner am 19. Mai 1994 in seiner Wohnung in Antwerpen im Alter von 82 Jahren an einem Herzversagen. Begraben wurde er noch am selben Tag (Freitag, Tag vor Sabbat) auf dem Friedhof der orthodoxen jüdischen Gemeinde Antwerpen in Putte/Niederlande.

Hermann Meisner schrieb zum Tod seines Bruders: »Für die ganze Familie war es ein ziemlich harter Schlag, da sich Simon in letzter Zeit seinem Alter entsprechend sehr gut fühlte. Ich glaube aber, dass er sich doch zu viel zugemutet hatte. Mehrere Hochzeiten seiner Enkelkinder, Pessach in Amsterdam, eine Gedenkfeier in Freudental usw. waren eben doch etwas zu anstrengend. Dazu kommt noch, dass Treppensteigen für ältere Menschen sehr beschwerlich ist. Fromme Leute nehmen am Schabbat und an den Feiertagen keinen Aufzug. Dieses Jahr fiel das Wochenfest (Cahvonoth) auf Montag und Dienstag (16. und 17. Mai). Das waren mit Schabbat und Sonntag vier Tage ohne Aufzug und viel zu anstrengend, jedes Mal nach dem Gottesdienst die Treppen hinaufzuklettern. Nun ist es leider

zu spät, etwas daran zu ändern und wir müssen uns damit abfinden. Es ist eben alles Schicksalssache.«³⁵

Simon Meisner war eine allseits beliebte und geschätzte Persönlichkeit. Sein Leben und sein segensreiches Wirken wurde in zahlreichen Nachrufen – unter anderem auch von der Stadt Brüssel und dem belgischen Staat – gewürdigt. Sein Rabbiner-Kollege A. J. Malinsky tat dies mit folgenden Worten:

»Der Tod eines Freundes kommt immer zu früh. Aber im Fall von Simon Meisner war es völlig unerwartet. Trotz bestimmter körperlicher Gebrechen, gehörend zu diesem Alter, strahlte dieser Mann eine außergewöhnliche Vitalität aus, die vor allem durch sein Streben nach Kontinuität des Judentums gekennzeichnet wurde. Sein immerwährendes Lächeln, sein guter Rat, großes Wissen, Lebenserfahrung und verantwortungsvolle Beurteilung auf unterschiedlichsten Gebieten sind bemerkenswert. Nie hat ihn jemand böse gesehen. Gewalt war ihm fremd. Für seine Prinzipien konnte er kämpfen wie ein Löwe. Seine Bescheidenheit wird illustriert durch die Rettungsarbeit, die er im Alleingang leistete.

Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm Simon Meisner soviel wie möglich die schwierige, aber heilige Aufgabe auf sich, um als Einzelperson untergetauchte Kinder aufzuspüren und zurückzuführen zum Glauben ihrer ermordeten Eltern. Hierfür war er mehr unterwegs als zu Hause. Um ein jüdisches Kind in den Ardennen zu finden, war ihm keine Mühe zu groß. Tag und Nacht, im Schnee, bei Wind und Regen. Nichts konnte ihn zurückhalten. Finanzielle Sorgen waren für ihn zweitrangig. So wurde Simon Meisner für manches Kind ein zweiter Vater. Woher dieser Mann seine Energie immer wieder holte, um sei heiliges Werk zu vollbringen, ist unbegreiflich. Aber er verlor nie sein Lächeln. Er empfand seine Anstrengungen als selbstverständlich.

Simon Meisner wollte nie eine offizielle Anerkennung oder Ehrung. Er machte nie viel Aufheben über seine Arbeit. Er war ein Meister, Lehrer, Pädagoge und Erzieher. Er gewann das Herz von manch jüdischem Kind. Durch eine angemessene Erzählung erreichte er mehr als durch Predigten. Auch in den letzten Jahren reiste er noch viel, immer auf eigene Rechnung, auch an ferne Orte, um ein Gespräch mit einem jüdischen Kind zu führen. Auch seine Liebe zu Israel kannte keine Grenzen. Die Geschehnisse dort lebte er intensiv mit. Mit dem Hingehen von Simon Meisner haben wir einen echten Pionier verloren. Einen Mann mit Herz und Seele. Und einen großen Wohltäter. So jemand kann und darf nicht vergessen werden. Jeder, der über ihn sprach, hatte spontan das Wort »Tzadik« (Gerechter) auf den Lippen.«³⁶

Anmerkungen

- 1 Maria Zelzer: Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden, Stuttgart 1964, S. 99 ff.
- 2 Brief Simon Berlingers vom 16. August 1995 aus Haifa an den Verfasser.
- 3 Theobald Nebel: Die Geschichte der Freudentaler Juden, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 34/1982, S. 36–74, 35/1983, S. 94–135, 36/1984, S. 156–205.
- 4 Artikel »Freudental wünscht eine Deutsche Volksschule« im »NS-Kurier« vom 26. Juli 1936. Obwohl die Ablehnung der Hospitation von Simon Meisner schon 1933 geschah, wird der Vorfall erst 1936 im Zusammenhang der Einführung der so genannten »Deutschen Volksschule« als Propagandamittel verwendet.

- 5 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) EA 99/001 Bü 270.
- 6 Ebd.
- 7 HStAS EA 99/001 Bü 254.
- 8 Brief Simon Meisners vom 7. März 1989 an den Verfasser.
- 9 Über die »Verbringung von Kindern nach England« 1936 vgl. Nebel (wie Anm. 3) S. 163 f.
- 10 Unterlagen aus dem persönlichen Besitz Simon Meisners.
- 11 HStAS EA 99/001 Bü 270; Paul Sauer: Die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs während der nationalsozialistischen Verfolgungszeit 1933–1945, Stuttgart 1968, S. 66.
- 12 »Auswanderung« ist damals ein Nazi-Begriff gewesen; daher verwende ich dafür Emigration.
- 13 HStAS EA 99/001 Nr. 15893, 22448, 30744 und 30745; Zelzer (wie Anm. 1) S. 192 ff.
- 14 Sauer (wie Anm. 11) S. 118 ff.
- 15 Nebel (wie Anm. 3) S. 165 ff.
- 16 HStAS EA 99/001 Bü 269.
- 17 Aus dem Privatbesitz Simon Meisners.
- 18 Mitteilung von Suse Underwood geb. Schwarzwälder an den Verfasser.
- 19 Schreiben des Oberrats vom 29. Januar 1939 aus dem Privatbesitz Simon Meisners.
- 20 Brief vom 6. Februar 1939 aus dem Privatbesitz von Suse Underwood, London.
- 21 Sauer (wie Anm. 11) S. 253.
- 22 HStAS EA 99/001 Nr. 15893, 22448, 30744 und 30745.
- 23 Brief Simon Meisners vom 4. April 1946 an Suse Underwood.
- 24 Simon Meisner überließ mir im November 1989 eine deutsche Übersetzung dieses Berichts.
- 25 Ludwig Bez, Haim Gorem, Situtunga Michal Antmann, Ulrich Gräf: Der jüdische Friedhof in Freudental, Stuttgart 1996.
- 26 Freudental war 1793 Pate bei der Gründung der jüdischen Gemeinde in Talheim; der Rabbiner Alexander Nathanael Elsässer brachte damals eine bedeutende alte Thorarolle aus Freudental zur Eröffnung des ersten Gottesdienstes mit. Affaltrach und später Sontheim waren die Friedhöfe für die Talheimer Juden. Zu Talheim vgl. Theobald Nebel, Siegfried Däschler-Seiler: Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Talheim, ein Beispiel für das Schicksal des Judentums in Württemberg, Talheim 1990.
- 27 Stuttgarter Zeitung vom 16. Juni 1990.
- 28 Bruno Stern: So war es. Leben und Schicksal eines jüdischen Emigranten, Sigmaringen 1985.
- 29 Elisabeth Brändle-Zeile: Opfer der NS-Herrschaft in Mühlacker 1933–1945, in: Historische Streiflichter 1596–1945 (Beiträge zur Geschichte der Stadt Mühlacker 2), Ubstadt-Weiher 1997, S. 139–220.
- 30 Theobald Nebel: Julius Marx, ein jüdisch-schwäbischer Unternehmer aus Freudental, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 48/1994, S. 85–115.
- 31 Brief Simon Meisners vom 31. August 1993 an den Verfasser.
- 32 Brief Simon Meisners vom 20. Juli 1993 an den Verfasser.
- 33 Brief Simon Meisners vom 31. August 1993 an den Verfasser.
- 34 Ansprache von Landesbischof Dr. Hanselmann am 18. Mai 1994 bei Radio Bremen.
- 35 Brief Hermann Meisners vom 30. Juni 1994 an Suse Underwood.
- 36 Belgisch Israelitisches Wochenblatt Juni 1994.

Schwäbische Dichter und der Wein*

von Werner Volke †

Im gedruckten Jahresprogramm des Historischen Vereins sind für heute Betrachtungen zum Thema »Der Wein und die schwäbischen Dichter« angekündigt. Darüber einen abendlichen Vortrag halten zu wollen, wäre jedoch geradezu vermessend. Das führte uns von Sebastian Sailer – an die Minnesänger dabei gar nicht denkend – bis zu Thaddäus Troll, der fürs Schreiben seines Buches »Deutschland deine Schwaben« für jede geschriebene Seite ein Viertel »Kraftstoff« in Form von Trollinger, Lemberger, Spätburgunder, Riesling oder Müller-Thurgauer brauchte oder verbrauchte; das wären fürs ganze Buch, wenn's stimmt, etwa 70 Liter. Also: Weise Beschränkung unter dem variierten Titel »Schwäbische Dichter und der Wein«. Das bietet Rückzugsmöglichkeiten, zum Beispiel eben nicht: Die schwäbischen Dichter.

Selbst in der Einschränkung ist das Thema noch unerschöpflich: Wein als Faktor der Geselligkeit – der Weinlieder sind Legion in den alten Almanachen bis zu den Kommersbüchern, denn Wein als Reimwort ist immer noch bequemer als Bier; Wein als Seelentröster, Berauscher, als Wonnen des Leibes und des Geistes Spendender; der Wein als religiöser Topos – nicht nur als oft genug unverbindlich zur Verfügung stehendes Topos-Bild, sondern als essentieller Teil der religio mit allen seinen Wundern. Und wenn ein alter deutscher Spruch sagt, der Wein sei der Poeten Heiliger Geist, so ist das keinesfalls nur als Vergleich zu lesen und zu verstehen. Also wahrhaftig ein weites Feld, ein zu weites. So bleibe ich für heute, vieles Reizvolle auslassend, in der klassischen Periode auch der schwäbischen Dichtung.

I.

In einem Brief vom Dezember 1785, in dem ein kranker Mann klagt, dass ihm nichts behage, weder Essen, Trinken, Tabakrauchen, Gesellschaft usw., fand ich die Zeilen: »Ich trinke izt Wein mit Wasser vermischt, und mit vieler Müh hab ich beim hiesigen Herrn Stabskeller eine Zitrone aufgetrieben, die ich aber wieder heimgeben muß. Bitte Dich also, mir zwei oder drei Zitronen zu schicken.«

Zwei Jahrzehnte zuvor tat dieser Mann in Geislingen als ein mit seinem Beruf durchaus unzufriedener Lehrer seinen Dienst. Der phantasiereiche, wortmächtige Mann hatte ein Faible: Er liebte es, seinen Schülern Diktate zu geben, deren Texte, wenn auch erfunden, so derb realistisch waren, dass man sie als ein Spiegelbild des Verfassers und seiner Geislinger Schulexistenz ansehen konnte – und auch heute noch kann. In einem dieser Diktate versuchte er, den Buben an grob-satyrischen

* Leicht überarbeitete Fassung des am 10. Dezember 1992 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags. Das Vortragsmanuskript wurde nach dem Tode von Dr. Werner Volke freundlicherweise von Frau Lore Volke zur Verfügung gestellt.

Beispielen die Schwierigkeiten der Berufswahl, vor allem auch den Irrtum aufzuzeigen, der Sohn müsse »gemeinlich werden, was der Vater ist«. Da heißt es an einer Stelle: »Ha, denkt Franz Langohr, mein Vater ist ein Müller. Er kann Wein in Halbmaßgläsern trinken und etliche rohe Metzgerwürste auf einen Sitz die Gurgel hinunter spazieren lassen. Das muß doch ein Mann sein; hopsa, ich werd' auch ein Müller. Dann schrei ich immer Wein und Wein, Wein ist der Sorgenstillter, der Wein muß nur erschaffen sein, für Wirte und für Müller.«

Der Schulmeister hat in der wenigen freien Zeit, die ihm blieb, auch gedichtet. In manchen der Verse hat er das Wunschbild einer bürgerlichen Idylle gemalt, so in dem Gedicht »Der Bauer im Winter«. Eine Strophe daraus:

Und bricht die Abendzeit herein,
So trink ich halt mein Schöpple Wein.
Da liest der Herr Schulmeister mir
Was Neues aus der Zeitung für.

Oder, als der glückliche Ehemann das Loblied auf seine Frau singt:

Sie sorgt für mein gesundes Mahl
Und reicht mir, will ich trinken,
Mit Lächeln selber den Pokal,
Drin goldne Tropfen blinken.

Jener Schulmeister, Poet und auch in der Ehe keineswegs glückliche Mann war Christian Friedrich Daniel Schubart. Über ihn brauche ich Ihnen an Biographischem nichts zu sagen. Denken Sie nur daran, dass er vom Herbst 1769 bis 1773 Organist und Musikdirektor in der Residenzstadt Ludwigsburg war. Und denken Sie an den nahen Hohenasperg, wo Schubart für mehr als zehn Jahre wider jedes Recht inhaftiert war. Diese Gefangenschaft war für den freiheitssüchtigen Dichter zunächst ein Martyrium, auch in Hinsicht auf seine Ess- und Trinkgewohnheiten. Auf seinen geliebten Wein musste er im ersten Jahr wohl fast ganz verzichten. Mit »allerlei Ränken«, wie in Notizen des Ludwigsburger Dekans Zilling nachzulesen ist, versuchte Schubart angeblich, zu seinem geistigen Getränk zu kommen. So soll er zum Beispiel »eine Obstruktion [Stuhlverstopfung] fälschlich vorgegeben« haben, »um einen Kräuterwein trinken zu dürfen, eigentlich aber nur, um mehr Wein zu bekommen«. Das war 1778. Ein gutes Jahr später meldete Schubarts Frau dem Freund Martin Miller nach Ulm, der Herzog habe zur Hafterleichterung unter anderem auch verfügt, dass Schubart zu allen Mahlzeiten statt des bisher zugestandenen »halben Schoppens Wein« einen vollen erhalten solle. Diese Freiheiten sind in den folgenden Jahren immer mehr ausgedehnt worden, so dass 1782 der inzwischen als Offizier auf den Hohenasperg kommandierte einstige Carlschüler Lindquist einem Freund über Schubart schreiben konnte oder musste: »Der Kerl sauft wie der Schlauch der Danaiden.«

Seine Trinkfreude muss nach draußen bis in die Familie gedrungen sein. Denn wie sonst hätte Schubart sich seiner Mutter gegenüber von einigen ihrer Vorwürfe loszumachen versucht, deren erster wohl das viele Trinken war. »Erstens«, so schreibt er ihr 1783, »gibt man mir nicht so viel, daß ich mich betrinken kann; dazwischen trinkt er, darf man's glauben, »Wein mit Wasser vermischt«.

Solche Vorwürfe von außen beförderten Schubarts Hang zur Selbstanklage. Von einem Extrem stürzte er ins andere. Es mag in diesen Jahren gewesen sein, dass er

seine »Palinodie an Bacchus« dichtete, ein Schmäh- und Zorngedicht auf den Weingott. Ganz im Gegensatz zum späteren Hölderlin hat sich für Schubart der, der einst mit seinen Tigern vor dem Wagen Indien durchzog, mit seinen Siegen zu einem Gotte des Olympos hinaufgelogen. Mit dem Gift »weingefüllter Römerschädel« habe er die einst erzenen Knochen der Teutonen »in Brei verkocht«, das Volk zum Siechling gemacht, das einst die Legionen des Varus geschlagen hatte. Anklagend heißt es dann weiter:

Wer machte Menschen reißender als Tiger,
Die deinen Wagen ziehn?
Wer lehrt das trunkene Geschlechte,
Den Dolch des Aufruhrs in der Rechte,
Von Höllenmordlust glühn?

Wer lockt zum Lärm bei ekeln Saufgelagen,
Als, Schreier Bacchus, du?
Dir brüllen deine Taumelscharen
Mit borstigen und wildzersausten Haaren
Ihr Evoe bacchantisch zu.

So geht es noch zehn Strophen weiter, ehe Schubart mit dieser schließt:

Ha, Bacchus! Hab' ich jemals auch getaumelt
Um deinen Wagen, höre mich!
Dir sei es hier vor meiner Brüder Ohren
Im feierlichen Schwur geschworen!
Hör's Taumelgott, ich hasse dich!

Das Gedicht mag man als die versteckte Selbstanklage eines Mannes lesen, der schon als Erlanger Student »Gedichte bacchantischen Inhalts« geschrieben, dort in Bierexzessen gelebt hatte, der später kaum ohne den Ruf »Die Krüge mit Wein her!« auskommen konnte, der in einem »Schlittenlied« den Wein als wärmenden Helfer begrüßte:

Schon sprudelt die Flasche
Vom rheinischen Most;
Trinkt, fröhliche Brüder,
Wein, Mädchen und Lieder
Verjagen den Frost.

So ernst, wie es die letzte Strophe seiner »Palinodie an Bacchus« vermuten läßt, ist es Schubart mit dem Hass auf den Weingott letztlich aber doch nicht gewesen. Plagten ihn nicht gerade Katarrh, Husten, Augenschmerzen oder andere Gebrechen, die ihm auch Essen und Trinken verleiden konnten, so blieb er gern beim Saft der Reben, so dass die Frau den Gefangenen noch kurz vor seiner Entlassung mahnen musste: »Du bist eben zu gut. Ein jeder, der dich nur freundlich grüßt, muß gleich eine Bouteille Wein auf dein Conto trinken. Diese Sachen erschweren unsre Ausgaben, die wir nicht aushalten können.« Schubart trank dann natürlich mit, und er tat es auch ohne Gäste und Komplimente-Macher. Kaum dass die Frau den Zeigefinger erhoben hatte, liest man als Schlusssatz im Brief an einen Berliner Verleger: »Und nun trink ich flugs eine Flasche Wein.«

Genuss und Lob besiegen immer wieder Hass und Abscheu. Das kann man schon rein optisch an der Anordnung ablesen, die Schubart seinen Gedichten für den Druck gegeben hat. Unmittelbar auf die »Palinodie« folgt in der Ausgabe von 1786 eines der besten Gedichte, die Schubart in der Gefangenschaft geschrieben hat: »Die Aussicht«. Die Aussicht vom Hohenasperg, dem »Tränenberg«, dem »Jammer- und Sündenberg« besingt der Dichter. Schön sei der Blick in Gottes Natur, auf die Straßen und Orte mit dem Gewimmel von Menschen. Ehe dann die Stimmung umschlägt, Schubart sich als den Gefangenen sieht und Todesgedanken in ihm aufkommen, steht genau in der Gedichtmitte diese Strophe:

Und der Neckar blau vorüberziehend,
In dem Gold der Abendsonne glühend,
Ist dem Späher Himmelslust;
Und den Wein, des siechen Wandrers Leben,
Wachsen sehn an mütterlichen Reben,
Ist Entzücken für des Dichters Brust.

Noch in dem 1787 den nach Südafrika ausziehenden, vom Herzog an die Ostindische Kompanie verkauften württembergischen Soldaten zgedachten berühmten »Kaplied« – »Auf! Auf! Ihr Brüder und seid stark . . .« – wird der Wein zum endlichen Trost, wenn es in der Schlussstrophe heißt:

Und trinken auf dem Hoffnungskap
Wir seinen Götterwein,
So denken wir, von Sehnsucht weich,
Ihr fernen Freunde, dann an Euch,
Und Tränen fließen drein.

Und wie steht es mit den Jahren nach der Entlassung vom Hohenasperg? Aus Schubarts Briefen erfährt man wenig über seinen Lebenswandel in Stuttgart. Dass er weiter den Wein hoch schätzt, kann man aus der Tatsache schließen, dass er dem Sohn Ludwig gelegentlich ein Fass Neckarwein zukommen lässt. Wie sehr er selbst dem Rebensaft zusprach, verrät vielleicht ein Brief an den Sohn vom Februar 1791, acht Monate vor dem Tod des Dichters, in dem er kurz und bündig seine körperliche Konstitution so beschreibt: »Da findest du deinen Vater mit einem Vollmondsgesichte und zuweilen Kretenserbauche.« Was den Kretenserbauch angeht, so bezieht sich der bibelfeste Schubart auf eine Stelle im Brief des Apostels Paulus an Titus, in der es heißt, die Kreter seien Lügner, böse Tiere und faule Bäuche. Dies wiederum gibt Sinn, wenn man aus einem Brief von Schubarts Frau an den Sohn erfährt: »Dein Vater ist jetzt so untätig, daß es ihm oft schwer fällt, nur seinen Namen zu unterzeichnen. Er beantwortet oft die wichtigsten Briefe nicht. Entweder ist er hypochondrisch und bildet sich ein, er wäre krank; oder will er den großen Mann machen und Vergnügungen haben, die Geld fressend sind, oft dazu mit Leuten, die ihm nicht anstehen. Kommt bisweilen ein Bube, der gut Gläser ausleeren kann, so ist der sein Mann.«

Ob Helene Schubart da wohl wieder einmal verärgert an die Zechgelage im Stuttgarter »Adler« gedacht hat? Sie sind legendär geworden durch zwei Veröffentlichungen, von denen die erste schon 1792, ein Jahr nach Schubarts Tod, erschien: »Baur, der Schieferdecker. Nicht Falstaff, nicht Eulenspiegel: Sondern ganz Er!!« Der Verfasser war Eberhard Friedrich Hübner, 1763 geboren und schon

1799 gestorben. Als er seine Schrift herausbrachte – anonym übrigens – war er Lehrer für Griechisch und Latein an der Hohen Carlsschule. Hübner gehörte mit dem jungen Haug, dem Epigrammatiker, und mit Gotthold Friedrich Stäudlin zum engeren Kreis der immer weinseligen »Adler«-Runde um den Schieferdeckermeister Baur und Schubart. Zu dieser Runde mögen vielleicht auch einmal Hölderlin und dessen Freunde aus der frühen Stiftszeit, Rudolf Magenua und Christian Ludwig Neuffer, gestoßen sein. Diese Vermutung drängt sich auf, wenn man in einer Scherz-Epistel Magenaus an Neuffer und Hölderlin, im Juli 1791 beim Ausscheiden aus dem Tübinger Stift geschrieben, liest: »Wie in Heidelbergs Faß, das unbefüllbare Machwerk menschlicher Kunst, oder wie in des schiefergebenden Bauers mächtigem Abgrund der Wein in rauschenden Strömen hinabrann, rauschte beim herzerhebenden Klang der cristallinen Pokale edler Inhalt hinab in die Bäuche der fröhlichen Zecher.«

1845 brachte ein Anonymus – sein Name ist bis heute nicht ermittelt – das Manuskript seines Vaters an die Öffentlichkeit, dem der Titel gegeben war: »Baur und Schubart oder Schieferdecker und Poet. Zwei schwäbische Volks-Originale«.

Leopold Baur war Schieferdeckermeister in herzoglichen Diensten gewesen; ein Jungeselle von außergewöhnlichem Körpervolumen. »Wie ein Fleischberg war er anzusehen«, heißt es in der eben erwähnten Schrift, »sein Domherrnkopf ruht auf einer Körperlast von mehr als dritthalb Zentnern. Seine Wangen sind gefurcht, doch nicht vom Zahne der Zeit, sondern von dem Geleise des Wagens, womit der Weingott darüber gefahren. Dann in fürchterlicher Rundung erhebt sich der Bauch, dem Heidelberger Faß vergleichbar, diese kolossale Stube des Gottes der Reben.«

Unzählige Reime sind auf dieses, Schubart und auch die jungen Dichter immer achtende und auch unterstützende Stuttgarter Original gemacht worden. Stäudlin, der dichterische Kontrahent Schillers im Jahre 1782, der Herausgeber des »Schwäbischen Musenalmanachs« und damaliger Advokat in Stuttgart, besang Baur zu dessen Geburtstag mit diesen Versen:

Zum Glück der Welt hat die Natur das Leben
Dem braven Baur heut' gegeben.
Denn was sein Bauch, wo stets Geist im Weine schwimmt,
Der Mutter Erd' in vollen Zügen nimmt,
Das gibt er, jubelt ihm, ihr Brüder,
Durch Wohltun zehnfach der Erde Kindern wieder.

Die Freunde überboten sich im Reimen. Wenn der Nestor in der Dichterrunde, Schubart, dichtete:

Wenn Baur ein Walfisch wäre,
Und alle Meere Wein,
So trockneten die Meere
Von seinen Schlucken ein,

so ersann der zwanzig Jahre jüngere Stäudlin diese Grabschrift: »Hier liegt entseelt und totenblaß, das zweite Heidelberger Faß«.

Schubart starb am 10. Oktober 1791. Gotthold Stäudlin schrieb ihm in der »Chronik« den Nachruf. Darin heißt es: »Nie habe ich einen Gelehrten mit diesem hinreißenden Feuer gesehen. . . . Freilich waren seine Fehler wie seine Tugen-

den außerordentlich. Allein, würden wir nicht ungerecht sein, wenn wir den Grund seiner Verirrungen irgendwo anders als in seinem allgewaltigen Feuer, in der großen Reizbarkeit seines Temperaments suchen wollten!« Wir wollen es mit Stüdlin halten, der später ähnlicher Schonung bedurfte.

II.

Einer solchen Schonung bedarf Friedrich Schiller, der Schubart 1782 noch vor seiner Flucht aus Stuttgart auf dem Hohenasperg besucht hatte, nicht. Über »Schiller und der Wein« ist schon manches geschrieben worden; aber an ihm kommen wir beim heutigen Thema nicht vorbei.

Im Juli 1795 hatte Schiller begonnen, einen Kalender zu führen, in den er die ein- und ausgegangene Post eintrug, in dem er aber auch notierte, wann er an seinen Dichtungen arbeitete und wann er sie abgeschlossen hatte, wann die Stücke erstmals aufgeführt, wann sie zum Druck gebracht wurden, welche Honorare er erhalten und welche Einnahmen und Ausgaben er hatte. In dem sich allmählich zu einer Art Haushaltsbuch auswachsenden Kalender und seinen Beilagen sind auch die empfangenen Mengen von geistigen Getränken, vor allem von Wein, und die dafür ausgegebenen Summen vermerkt.

Ein Blick in den Kalender lässt die wachsende finanzielle Unabhängigkeit des Dichters erkennen, die ihm in den letzten Lebensjahren einen bescheidenen Wohlstand gewährte, der wiederum ihm 1802 – freilich mit Unterstützung von Freunden – den Kauf eines Hauses an der Esplanade in Weimar erlaubte. Aber auch an den Einträgen über die Vorräte an Wein, über die dafür notwendigen Ausgaben kann man die zunehmende Wohlhabenheit und wirtschaftliche Sicherheit ablesen.

Im April 1796 wird ein erster, einen Weinkauf betreffender Brief als ausgegangen notiert: »Zapf, Wein«. Zapf war Weinhändler in Jena, wo Schiller damals lebte. Von ihm bezog der Dichter in den folgenden Jahren bis kurz vor seinem Tod vornehmlich Tischwein; noch am 19. März 1805 bekam er von ihm einen Eimer (knapp 70 Liter) Würzburger Wein, der ihn 20 Reichstaler kostete. Im November 1800 stößt man im Kalender auf den Weinhändler Fröhlich in Erfurt; die Firma hieß Lange und Compagnie. Von dort bezog Schiller bessere Weine, zum Beispiel Stein- und Leistenwein – Weine aus Würzburger Lagen also –, dann die schwereren: Roussillon, Frontignac und Malaga, aber auch Ruster und Ödenburger Weine. Seit Oktober 1801 taucht ein Weinhändler Hoffmann aus Mehlis im Thüringischen auf, der Schiller, ähnlich wie Zapf, mit Fasswein belieferte. Schließlich wurden von 1804 ab die Gebrüder Ramann aus Erfurt – berühmte Versorger der Größen des Weimarer Musenhofes, Wieland und Goethe waren langjährige Kunden – auch Zulieferer Schillers. An sie ging am 1. Juli 1804 der folgende Brief:

»Anbei übersende ich Ihnen den Betrag der zwei letztern Weinlieferungen, bestehend in 44 Reichstalern 12 Groschen, und ersuche Sie, mir mit dem Fuhrmann, welcher Ihnen die Fäßchen abliefern wird, noch 1 Eimer von dem Bourgogne hieher zu übermachen. Ferner bitte ich Sie, mir einen halben Eimer von dem nehmlichen Bourgogne unmittelbar nach Jena zu übersenden, wo ich mich vom 15. dieses Monats an eine Zeitlang aufzuhalten gedenke. . . . Der Wein ist recht gut und wird sich, auf Bouteille gezogen, wie ich hoffe, noch besser machen.«

Schiller hatte im April und Juni von Ramann vor allem Bouteillen-Wein, darunter Muskatwein und Ödenburger erhalten; aber auch zwei Fässchen werden im Kalender notiert. Die sechs Flaschen Muskat kosteten Schiller drei Reichstaler und acht Groschen, die acht Ödenburger sieben Reichstaler. Die beiden Fässchen schlugen mit 37 Talern und 12 Groschen zu Buche.

Doch zurück zu dem eben zitierten Brief. Er war 1846 erstmals in der Zeitschrift »Neueste Weltkunde« an die Öffentlichkeit gekommen. Das Original ist seitdem verschollen. Doch just in jenen Jahren trieb ein Fälscher von Schiller-Handschriften, der Geometer Victor von Gerstenbergk, in Weimar sein Unwesen. Mitte der fünfziger Jahre flog die »Fabrik zu Weimar« auf und es kam zu einem berühmten Prozess. Auf Gerstenbergks Konto wird auch der vermeintliche Brief Schillers an Ramann gehen, der 1900 in der von der Firma Gebrüder Ramann in Erfurt herausgegebenen »Kleinen Erinnerung aus klassischer Zeit« als Faksimile nachgedruckt worden ist. Der Brief trägt das gleiche Datum wie der von mir zitierte Brief, aus dem Gerstenbergk dreist eine Passage gestohlen hat. Gerstenbergk fälschte: »Euer Hochedelgeborenen ersuche ich, mir noch einen halben Eimer Burgunder in derselben Güte zu übersenden. Dero ergebenster Schiller.«

Wer sich nur halbwegs in Schillers Handschrift auskennt, muss beim Blick auf das Faksimile sofort stutzig werden: Das ist niemals Schiller! Vergessen wir also für die Zukunft den gefälschten Brief und halten uns an den zunächst zitierten, der exakt mit Schillers Eintragung im Kalender korrespondiert. Dort ist nämlich die Zahlung der 44 Reichstaler und 12 Groschen ebenso festgehalten wie die Begleichung der Weinschulden bei Lange und bei Zapf.

Schließlich muss bei den Weinlieferanten noch an Heinrich Joel erinnert werden, der nach dem Kalender im April 1802 zwölf halbe Flaschen Falerner und 18 halbe Flaschen »Port à Port« aus Bremen für insgesamt elf Reichstaler lieferte.

Schiller bekam natürlich immer wieder auch Weine zum Geschenk. So steht unter dem 1. März 1796 im Kalender: »12 Bouteillen Rheinwein vom Coadjutor«. Gemeint ist Karl Theodor von Dalberg, Koadjutor des Mainzer Erzbischofs Friedrich Karl von Erthal und kurmainzischer Statthalter in der Exklave Erfurt. Dieses Geschenkes gedachte Schiller mit einem Xenion, in dem er mit Ring und Stab auf die Attribute eines Bischofs anspielt, als Sinnbilder der geistigen Ehe der Kirche und des Hirtenamtes und der Regierungsgewalt; beide zierten Dalbergs Wappen auf dem Siegel und vielleicht auch auf dem Flaschenetikett:

Ring und Stab, o seid mir auf Rheinweinflaschen willkommen!
Ja, wer die Schafe so tränkt, der heißt wahrlich ein Hirt.
Dreimal gesegneter Trank! Dich gewann mir die Muse, die Muse
Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf.

Auch von seinem Verleger Cotta kamen gelegentlich Weinpräsente, aber wohl kaum Württemberger Wein. Einmal ist im Kalender »Wein aus Stuttgart« eingetragen. Aber auch hier bleibt fraglich, ob es Wein aus dem »Ländle« war. Das heißt aber nicht, dass Schiller den Württemberger nicht gemocht hätte. Nicht nur der Weingenuss während der Stuttgarter Jahre widerlegt eine solche Vermutung. Es gibt einen Brief an Körner vom 27. August 1793, also bald nach der Ankunft im Schwäbischen, in dem bekundet ist, wie sehr Schiller der heimatische Wein wieder gemundet hat. Er schreibt darin dem Freund aus Heilbronn nach Dresden: »Der Neckarwein schmeckt mir desto besser, und das ist etwas, was ich dir auch gönnen

möchte. So enorm teuer dieses Jahr alles und besonders der Wein ist, so trinke ich doch für dasselbe Geld noch einmal so viel Wein als in Thüringen, und zwar vortrefflich.«

Am 30. Juni 1804 stellte Schiller seinen Weinvorrat zusammen, nachdem er sich bereits drei Tage zuvor eine Liste angelegt hatte. Demnach befanden sich damals folgende Weine in Schillers Keller: 61 Flaschen Malaga, 35 Flaschen Bourgogne, 22 Flaschen Champagne, zehn Flaschen weißer Portwein, vier Flaschen Muskatwein, zwei Flaschen Leistenwein, 17 Flaschen Ruster, sechs Flaschen Ödenburger, 34 Flaschen Frankenwein und vier halbe Flaschen Falerner. Das sind an die 200 Flaschen. Dazu hatte Schiller seit dem 15. Dezember 1803 vier Eimer Wein (etwa 270 Liter) bezogen, zu denen im Laufe des zweiten Halbjahres noch dreieinhalb Eimer (etwa 235 Liter) hinzukamen. Insgesamt also rund 500 Liter Fasswein. Vielleicht wurde der hier mit eingerechnete Eimer Malaga auf Flaschen gefüllt; er wäre dann mit 61 Flaschen in die Vorratsliste eingegangen. Wie dem auch sei: In jedem Fall war es ein beträchtlicher Jahresbestand, der gut zu verstehen ist, wenn man weiß, dass die häufigen Gäste stets großzügig bewirtet wurden.

Schiller selbst war nach den überlieferten Nachrichten ein mäßiger Trinker. Dass er in seinen frühen Jahren starke Weine und ebenfalls starken Kaffee zur »Restauration und zu seiner Aufmunterung bei halbnächtlichen Arbeiten« genoss, berichten verschiedentlich Bekannte und Freunde, die zugleich aber auch die von »Anekdotenjägern« verbreiteten Nachrichten, Schiller habe über das Maß hinaus getrunken, in den Bereich der Fabel verweisen. Eine solche Anekdote eines Studienkameraden von der Stuttgarter Carlsschule stand in einem Band der Fortsetzungsreihe »Zeitgenossen«. Dort heißt es: »An diese Gewohnheit, die Nacht zum Tage zu machen, schloß sich wohl die zweite üblere, die über- und abgespannten Lebensgeister durch Weingenuß zu erfrischen. Dies geschah denn häufig über Maß, und es wurde ihm nicht selten schwer, Schritt und Haltung zu behaupten, wenn in Reih und Glied zur Tafel oder sonst wohin marschiert wurde.«

Dem steht mit geringer Einschränkung das Urteil Friedrich Abels, Schillers Lehrer an der Carlsschule, gegenüber, der auf die Vorwürfe angeblicher Ausschweifungen seines Schülers »mit Zuversicht sagen« konnte, dass Schiller »hierin nicht ganz, aber doch größtenteils Unrecht getan« worden sei. Und dann erklärt Abel dieses »nicht ganz«: »Zweimal oder dreimal geschah es nämlich, daß der junge, ohnerfahrene, zutrauensvolle, des Weins gar nicht gewohnte Mann in einer lustigen Gesellschaft zu viel trank; hauptsächlich geschah dieses einmal, als der General seines Regiments den Offizieren ein Essen gab, zu dem er auch eingeladen war, das aber so endete, daß er von dem Haus des Generals in sein Logis getragen werden mußte. Von diesem Tage an war die Sage, daß er sich zu betrinken pflege, allgemein.«

Diese Geschichte fällt bereits in Schillers Regimentsmedikus-Zeit. Sie dürfte tatsächlich eine Ausnahme gewesen sein. Denn damals ging es bei Schiller eher frugal zu, auch beim Trinken. Viel Geld hatte er nicht. Die mit Freunden selbst hergerichteten Abendmahlzeiten bestanden, nach dem Zeugnis des Freundes Georg Scharffenstein, meist aus einer Knackwurst und Kartoffelsalat. »Der Wein war freilich«, erinnert sich Scharffenstein, »ein schwieriger Artikel, und noch sehe ich des guten Schillers Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibatzern aus dem Erlös seines Magazins« – gemeint ist das von Schiller mitherausgegebene »Wirttembergische Repertorium« – »überraschen konnte: da war die Welt unser«.

1785 genoss Schiller das Glück tiefer Freundschaft im Kreis um den Dresdner Juristen Christian Gottfried Körner. In Körners Gartenhaus in Loschwitz traf man sich in freundschaftlicher Runde. In späteren Lebensjahren erinnerte sich Minna Körner, damals noch die Verlobte Körners, an einen Septembertag in Loschwitz unter dem Nußbaum an unserem Frühstückstische saß, brachte er eine Gesundheit auf ein frohes Zusammenleben aus; die Gläser klangen hell, aber Schiller stieß in seiner enthusiastischen Stimmung so heftig mit mir an, daß mein Glas in Stücke sprang. Der Rotwein floß über das zum ersten Mal aufgelegte Damasttuch zu meinem Schreck. Schiller rief: »Eine Libation [Trankopfer der alten Römer] für die Götter! Gießen wir unsere Gläser aus.« Körner und Doris folgten Schillers Beispiel; darauf nahm dieser die geleerten Gläser und warf sie, daß sie sämtlich in Stücke sprangen, über die Gartenmauer auf das Steinpflaster mit dem leidenschaftlichen Ausrufe: »Keine Trennung, keiner allein, sei uns ein gemeinsamer Untergang beschieden!« Er hielt meinen Schreckensruf über die unvertilgbaren Rotweinflecke im Tischtuche für einen Angstschrei wegen böser Vorbedeutung des zerbrochenen Glases.« Minna ging am Nachmittag in die Stadt und kaufte zinnerne Becher!

Diese Schilderung lässt sofort an das »Lied an die Freude« denken, zu dem Schiller 1785 durch den neuen Freundeskreis angeregt wurde und in dem man den enthusiastischen Dichter vom ersten Vers an mit dem Glas in der Hand feuerreden der Freude und der Freundschaft zujubeln hört:

Freude sprudelt in Pokalen,
 In der Traube goldnem Blut
 Trinken Sanftmut Kannibalen,
 Die Verzweiflung Heldenmut.
 Brüder, fliegt von euren Sitzen,
 Wenn der volle Römer kreist,
 Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
 Dieses Glas dem guten Geist.

Und als Echo antwortet der Chor:

Den der Sterne Wirbel loben,
 Den des Seraphs Hymne preist,
 Dieses Glas dem guten Geist
 Überm Sternenzelt dort oben!

Die von der Natur gegebenen Reben, der Saft der Trauben werden hier zum Symbol eines himmlischen Genusses, nicht einer irdischen oder fleischlichen Lust, denn: »Wollust ward dem Wurm gegeben« und »Groll und Rache sei vergessen, unserm Todfeind sei verziehn«.

»Der Schwabe regt sich mächtig in mir«, hatte Schiller dem Freund Körner geschrieben, ehe er Anfang August 1793 zu einer Reise in die Heimat aufbrach. Manche Reminiszenzen an die Jahre in der Carlsschule und beim Regiment in Stuttgart werden damals wach geworden sein und werden dabei auch etwas wieder vom einstigen jugendlichen Mutwillen und der Begeisterung in Schiller geweckt haben. Friedrich Wilhelm von Hoven, Schillers Freund seit der gemeinsamen Zeit in der herzoglichen Akademie und später Arzt in Ludwigsburg, hat einen solchen Moment während Schillers Aufenthalt in Schwaben festgehalten. Er schreibt in

seiner Autobiographie: »Gewöhnlich stiegen wir in der geistlichen Herberge, einem der besten damaligen Gasthöfe in Stuttgart ab und luden meistens unsere gemeinschaftlichen Freunde Haug und Petersen zu Tisch. Wir waren höchst vergnügt unter einander, nur ein einziges Mal nahm unser fröhliches Beisammensein ein unerfreuliches Ende. Schiller hatte sich vorgenommen, Petersen, der ein großer Liebhaber des Weins war, betrunken zu machen. Wir tranken ihm daher fleißig zu, wer aber betrunken wurde, war nicht Petersen, sondern Schiller, der zwar glücklicherweise frei von seinen Brustkrämpfen blieb, aber so ausgelassen lustig wurde, daß er sich auf den Tisch legte und sich darauf herumwälzte. So kamen wir spät am Abend zurück nach Ludwigsburg, und als ich ihn am andern Morgen an das Geschehene erinnerte, antwortete er lachend, er wisse es wohl, . . . es sei gut, daß dergleichen Absenzen nicht oft vorkommen.«

Ein letztes, etwas harmloseres Beispiel sei noch genannt. Der Kalender verzeichnet im November 1804 mehrere Besuche auf Bällen am Weimarer Hof, die aus Anlass der Ankunft der Erbprinzessin Maria Pawlowna gegeben wurden. Am 16. November hatte Schiller notiert: »Auf der Redoute gewesen«. Über diesen Abend, von dem dort zu später Stunde gehaltenen »Bacchanal« berichtete Heinrich Voß der Jüngere einem Freund ausführlich: »Da klopfte mir einer auf die Schulter; ich sah mich um und Schiller war's. Kommen Sie, sagte er, ich habe Sie schon gesucht, bestellen Sie Champagner, und ich denke, wir suchen uns ein Plätzchen aus, wo es gemütlich ist. Nun führte ich ihn an einen Tisch, wo Riemer, Stoll, Hain und der Schauspieler Becker saßen. Wir beide füllten nun die beiden übrigen Plätze aus, und auf der Stelle war der Tisch mit neun Champagnerflaschen, rotem und weißem, bepflanzt. . . . Da haben wir zusammen gegessen bis gegen drei Uhr, um unseren Trinkkönig herum, den herrlichen Schiller. Du glaubst nicht, und kannst es auch gar nicht begreifen, wie liebenswürdig, fröhlich, offenherzig der Mann war. Der Champagner setzte ihn grade in die Stimmung, in der er das Lied an die Freude muß gemacht haben. . . .Denke Dir, wir tranken unsere neun Flaschen richtig aus, schwelgten in Wonne. Um drei Uhr gingen wir zu Hause, und ich war Schillers, oder wenn Du willst, er mein Führer. Denn, als die kalte Luft uns anblies, hatten wir beide einen nötig.«

Diese liebenswürdige Schilderung des jungen Voß, der übrigens ein zuverlässiger Berichterstatter war, läßt an Verse Schillers im »Siegesfest« denken, trotz der dort anderen Situation:

Nestor jetzt, der alte Zecher,
 Der drei Menschenalter sah,
 Reicht den laubumkränzten Becher
 Der betrännten Hekuba:
 Trink ihn aus, den Trank der Labe,
 und vergiß den großen Schmerz!
 Wundervoll ist Bacchus' Gabe,
 Balsam fürs zerrißne Herz.

Denn solange die Lebensquelle
 An der Lippen Rande schäumt,
 Ist der Jammer weggeträumt,
 Fortgespült in Lethes Welle.

Doch zurück zu den zeitgenössischen Schilderungen. Solche Bacchanalien blieben in den Jenaer und Weimarer Jahren gewiss die Ausnahmen, und wir werden Goethes Aussage gegenüber Eckermann vertrauen dürfen, dass Schiller nie viel getrunken habe und er sehr mäßig gewesen sei – wenn er auch gelegentlich versucht habe, seine Kräfte »durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoses zu steigern«. In diesem Sinne darf man wohl auch Friedrich Schlegels Äußerung gegenüber dem Bruder August Wilhelm lesen, Schiller begeistere sich durch Weintrinken.

Zur Mäßigkeit zwang diesen allein schon die nicht ablassende Brustkrankheit, die ihn seit 1791 plagte. Überanstrengungen, Eskapaden musste er in zunehmendem Maße mit Krämpfen und Katarrhen büßen. So auch die erwählten Abende bei Hof oder ein Diner beim Prinzen Louis Ferdinand in Berlin, bei dem ihm zu einem guten Mahl auch einer seiner Lieblingsweine – Montranchet, ein weißer Burgunder – aufgetischt wurde.

Eine Ahnung von den Beschwerden mag eine Passage aus einem Brief des Dichters an Cotta vermitteln. Schiller hatte noch immer mit einem Katarrh zu kämpfen, als er am Tage vor Weihnachten seinem Verleger schrieb: »Von Bremen ist eine Kiste mit Porto und Malaga Wein an mich angekommen, woraus ich abermals Ihre liebe Sorgfalt für mich erkenne, werthester Freund. Auch scheint der Himmel einen eigenen Segen darauf zu legen, denn, nachdem ich schon seit meiner letzten Krankheit im Julius den Wein nur mit Widerwillen getrunken, obgleich meine Ärzte mir ihn verordneten und ich es mit allen möglichen Sorten, süßen und sauern, weißen und rothen, deutschen, französischen und spanischen umsonst versucht, so fange ich nun an, den rothen Porto Wein, den Sie mir geschickt, mit Vergnügen zu trinken.«

Werfen wir, die Weingewohnheiten Schillers nun ungefähr kennend, einen kurzen Blick auf die Dichtung. Es kann dabei nicht darum gehen, Erwähnungen des oder eines Weines, seiner Wirkung, seiner Bedeutung im Lebens- und Weltbild oder auch der mythischen Gestalt des Bacchus nachzuspüren; da müssten wir bei den »Räubern« beginnen. Der Blick soll hier nur auf ein paar Gedichte gehen, die das köstliche, festliche Getränk und den Freudenbringer Bacchus zum Thema haben.

Auf das Faktum, dass Schiller in einer Weinlandschaft geboren und aufgewachsen ist, weist schon der stolze Vierzeiler mit patriotischem Anklang in seiner »Anthologie auf das Jahr 1782«. Auf eine historisch falsche, dennoch reizvolle Volksethymologie bauend, fragt da Schiller:

Der Name Wirttemberg
Schreibt sich von Wirt am Berg.
Ein Wirtemberger ohne Wein,
Kann der ein Wirtemberger sein?

Wie Schubart ruft Schiller in seinen frühen Gedichten das Bild des Bacchus auf. 1781 schreibt er das Gedicht »Bacchus im Triller«; Triller ist eine Art Käfig, in dem Verurteilte gedreht wurden. In diesen satyrisch strafenden Versen mag noch das Strafergericht der Schubart'schen »Palinodie« nachklingen. Bacchus ist hier noch der Übeltäter, der

Manchen Kopf mit Dampf gefüllet,
Manchen klugen Kopf berülpet,
Manchen Magen umgestilpet . . .
Manchen Hut krumm aufgesetzt,

Manches Lamm in Wut gehetzt,
Bäume, Hecken, Häuser, Gassen,
Um uns Narren tanzen lassen.
Darum wird er auch getrillet . . .

Später jedoch, 1788 in den »Göttern Griechenlands«, wird der sieghaft von Indien kommende Gott des Weines nicht mehr angeklagt, sondern als Lust- und Freudenbringer gepriesen, wenn auch seine »goldne Spur« nur noch »in dem Feenland der Lieder« lebt, da ja die Natur längst entgöttert ist.

Das Evoe muntre Thyrusschwinger,
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer.
Faun und Satyr taumeln ihm voran,
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und die Wagen des Bewirters laden
Lustig zu dem Becher ein.

III.

Schaut man in die Musenalmanache, die Taschenbücher und Blütenlesen der Zeit um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, so begegnet man allenthalben Liedern und Gedichten zum Lob des Weines, vor allem des heimischen. So, wie die jungen schwäbischen Poeten Selbstbewusstsein an den Tag zu legen beginnen – nicht nur die Sachsen können dichten! –, so wird dieser vaterländisch-patriotische Geist auch zum Preis des heimatlichen Rebensaftes eingesetzt.

Das lehrt zum Beispiel ein Blick in Gotthold Friedrich Stäudlins »Schwäbischen Musenalmanach für's Jahr 1787«. Stäudlin, der spätere Entdecker Friedrich Hölderlins, nahm eben aus dem erwähnten patriotischen Selbstgefühl das »Neckarweinlied« von Karl Philipp Conz in seinen Almanach. Conz war Jugendgefährte von Schiller in Lorch gewesen und später einer der Repetenten Hölderlins im Tübinger Stift. Aus dem Lied hier einige Verse, die eine damals allgemeine Stimmung im Lande spiegeln:

Lobt immer den gehörnten Rhein
Und seine milden Gaben.
An diesen Ufern auch reift Wein,
Die Seele baß zu laben!
Gott Bacchus hat, als er die Welt
Durchzog, in deutschen Landen
An ihrer Ströme breitem Zelt
Verweilend auch gestanden.

Auch mit dem Neckar hat der Gott
Gar stattlich sich geletzet,
Die dürre Kehle hat der Gott
Aus seinem Strom genetzt.

Zum gastfreundlichen Danke ließ
Er mit des Segens Blicke
Ihm aus der Götter Paradies
Des Weins Geschenk zurücke.

Drum trinkt und laßt uns fröhlich sein,
Mag euch das Ausland höhnen!
Trinkt echten deutschen Schwabenwein,
So ziemts den Schwabensöhnen.

Auch Stäudlin selbst hat sich in diesem Sinne in einer idyllischen Dichtung »Die Verlobung« zu Wort gemeldet, von der eine Fortsetzung in diesen Almanach aufgenommen ist. Bei der Schilderung der Verlobungstafel kann er sich die Bemerkung nicht verkneifen: »Izt verdrängten die köstlichen Weine des Auslands, wie seine köstlichen Sitten die unsern, den Segen der schwäbischen Reben.« Stäudlin hat übrigens ebenfalls ein »Neckarweinlied« geschrieben, das nun aber aus wiedergewonnener Selbstsicherheit nicht nur ein »Schwaben-Wohl« ausruft, sondern zur Ehre deutscher Einfachheit und Freiheit mahnt:

Am Neckarstrand, da wachsen Evans Gaben!
Da wuchs der edle Wein,
Drum sitzt nun in der Runde, biedre Schwaben!
Des Weines euch zu freu'n!

Dann wird die, wie ihr Wein, unverfälschte Sitte der Schwaben gepriesen, ihr Biedersinn, der sie lieber klein und arm in freien Hütten bleiben ließ als groß in Sklaverei. Schließlich endet das Lied mit den Strophen:

Ja deutsche Einfachheit, deutsche Freiheit ehren,
Dies, Brüder, sei allein
Das Losungswort bei jubelvollen Chören
Und echtem Neckarwein.

Es ferne sich, wo unsre Becher kreisen,
Wer sie nicht kennt und ehrt!
Er ist nicht wert, ein Schwabensohn zu heißen,
Ist dieses Weins nicht wert.

IV.

Conz und Stäudlin leiten uns zu Friedrich Hölderlin. In Hölderlins Leben gibt es kaum eine Station, die nicht auch in irgendeiner Weise durch den Weinbau, und was mit ihm zusammenhängt, geprägt war: Lauffen, wo Hölderlin 1770 geboren wurde, war alter Weinort; Nürtingen wurde Hölderlins Kindheitsheimat, sein Stiefvater Johann Christian Gok eröffnete dort eine Weinhandlung; in Denkersdorf, unweit von Nürtingen, besuchte Hölderlin die niedere, in Maulbronn die höhere Klosterschule, ehe er 1788 in Tübingen das Stift bezog; selbst in Waltershausen im Grabfeld an der Grenze zum Thüringischen, wo Hölderlin seine erste Hauslehrerstelle hatte, wuchs und reifte im Schlossgarten derer von Kalb Wein;

Frankfurt und Homburg vor der Höhe, Arbeits- und Zufluchtsorte zwischen 1796 und 1800, waren von Weinlandschaften umgeben; Stuttgart war um 1800 noch mehr als heute die Stadt zwischen Wald und Reben; schließlich das ferne Bordeaux, kurzfristiger Aufenthaltsort mit wieder gescheitertem Versuch, sich als Hauslehrer zu bewähren; und zuletzt nochmals Tübingen: ein halbes Lebensalter, 1806 bis 1843, von der Welt abwesend im Turm am Neckar.

Anfang Juni 1788, kurz bevor er die Maulbronner Klosterschule verließ, um im Herbst dann ins Tübinger Stift einzutreten, reiste Friedrich Hölderlin mit einem Cousin in die Pfalz. Der Mutter gab er darüber genauen Bericht, auch meldete er minutiös seine Ausgaben, unter denen er Zechen in Bruchsal, Rheinhausen und Frankental aufführt. Einmal heißt es im Reisebericht, er habe den Abend in Speyer »bei einem Glas Bier noch sehr vergnügt« zugebracht. Aber es ist wohl die Vermutung erlaubt, dass Hölderlin gerade in diesem Landstrich auch dem Wein zugesprochen haben wird – dies gewiss beim Abstecher nach Heidelberg, wo er auch das Schloss besuchte und sich dessen berühmtestes Inventarstück anschaute: »Ich machte eine Wallfahrt zu dem berühmten Heidelberger Faß, dem Symbol so manchen Zechers, dem Bonmot so manchen Trinklieds. Es ist wirklich so groß, daß man oben ganz bequem herumtanzen kann. Es sind Schranken auf ihm, daß man ohne Gefahr darauf gehen kann. Aber das kann ich versichern, daß ein Fall von seiner Höhe mir ebenso unangenehm wäre als aus meinem Klosterfenster.«

Aus dem Tübinger Stift dann erfährt man 1791 in einem Klagbrief an die Mutter, Geld habe Hölderlin freilich keines, der vielen Ausgaben wegen, zu denen auch die für einen »Trunk Weins«, aber nur »alle Sonntage«, gehörten. Das mag vielleicht der »mäßige Rheinwein« gewesen sein, dem Hölderlin in Gesellschaft der schon genannten Stiftsfreunde Neuffer und Magenau gelegentlich zugesprochen hat. Für eine kurze Zeit versammelten sich die drei Freunde »Donnerstags bei einem Becher Weins oder Bier«, um sich ihre Gedichte vorzutragen und zu kritisieren. Von einer dieser geselligen Zusammenkünfte haben wir einen Bericht von Rudolf Magenau: »Eines solcher Gesellschaftchen verlegten wir an dem heitersten Tage in den Garten des Lamm-Wirtes. Ein niedliches Gartenhäuschen nahm uns auf und an Rheinwein gebrach es nicht. Wir sangen alle Lieder der Freude nach der Reihe durch. Auf die Bowle Punsch hatten wir Schillers Lied an die Freude aufgespart. Ich ging, sie zu holen. Neuffer war eingeschlafen, da ich zurückkam, und Hölderlin stand in der Ecke und rauchte.« Nachdem sich die drei am nahen Philosophenbrunnen, ihrem kastalischen Quell, gereinigt hatten – Hölderlin hatte gemeint, Schillers Lied dürfe kein Unreiner singen –, sangen sie. Magenau dazu weiter: »Bei der Strophe ›dieses Glas dem guten Geist‹ traten helle klare Tränen in Hölderlins Auge, voll Glut hob er den Becher zum Fenster hinaus gen Himmel und brüllte ›dieses Glas dem guten Geist‹ ins Freie, daß das ganze Neckartal widerscholl. Wie waren wir so selig!«

Dazu korrespondiert Neuffers »Elegie an Magenau«, in der dieser zwei Jahre nach dem Abgang vom Stift des Freundschaftsbundes gedenkt:

Sorgsam nähreten wir den schöpferischen Funken der Dichtkunst,
Und genossen durch sie zweifach der Freundschaft Beruf;
Lasen beim unentheiligten Kelch der Suevischen Traube
Nüchtern und unberauscht unsre Lieder uns vor.

Nüchtern und unberauscht – so mag es bei Hölderlin die Jahre über weitergegan-

gen sein, allein schon, weil er immer wenig Geld im Beutel hatte. Der Hauslehrer- oder Hofmeisterposten brachte nicht viel ein. Kaum erfahren wir etwas über die Trinkgewohnheiten in den folgenden Jahren. So sei der Sprung über mehr als eine Dekade erlaubt.

Geistig zerrüttet, ein Bild des Jammers, war Hölderlin im Sommer 1802 von Bordeaux in die Heimat zurückgekehrt. Im Herbst 1806 musste man ihn in das Autenrieth'sche Klinikum in Tübingen einliefern. 231 Tage behielt man dort den Gemütskranken. Im Rezeptbuch der Klinik kann man nachlesen, dass Hölderlin am 18. September 1806 »ein Schoppen Wein auf zwei Tage« verschrieben wurde. Das wird sich wiederholt haben, auch wenn im Rezeptbuch nichts vermerkt ist. Seinen Schoppen Wein bekam Hölderlin dann auch im Turm beim Schreinermeister Zimmer fast täglich. In einer Kostenabrechnung für 81 Tage, die der Schreiner 1812 Hölderlins Mutter schickte, sind 69 Schoppen mit 6 Gulden 54 Kreuzer berechnet. Auch in späteren Rechnungen werden fast regelmäßig sechs Gulden für Wein aufgeführt, ohne dass die Menge genannt wird.

Zwischen diesen Polen – Studentendasein und Krankenexistenz, beides in Tübingen – entstehen die Dichtungen, die die Heimat auch als Land des Weines besingen, in Bacchus mehr und Tieferes sehen als Schubart und Schiller und nach ihm Eduard Mörike. Die Erfahrung der heimatlichen Landschaft, aber auch der rheinischen während der Reise 1788 erscheint in immer neuer Gestalt in den Gedichten. Das folgende Bild in der Elegie »Der Wanderer« ist Reminiszenz aus den Jahren des Aufenthalts in Frankfurt:

Seliges Tal des Rheins! kein Hügel ist ohne den Weinstock,
Und mit der Traube Laub Mauer und Garten bekränzt,
Und des heiligen Tranks sind voll im Strome die Schiffe,
Städ' und Inseln, die sind trunken von Weinen und Obst.
Aber lächelnd und ernst ruht droben der Alte, der Taunus.

Im Sommer und Herbst 1800 hatte Hölderlin glückliche Wochen im Kreis von Freunden in Stuttgart. Damals entstanden einige der schönsten Elegien. Zu ihnen zählt die einem Freund aus der Frankfurter Zeit gewidmete Elegie »Stuttgart«. In einer vom Regen erfrischten Natur sieht Hölderlin die Hinauswandernden mit dem Thyrsos-Stab des Bacchus in Hand; Menschliches erhält den Nimbus des Göttlichen:

Aber die Wanderer auch sind wohlgeleitet und haben
Kränze genug und Gesang, haben den heiligen Stab,
Vollgeschmückt mit Trauben und Laub, bei sich . . .

Bacchus, der gemeinsame Gott, kränzt den Feiernden umsäuselnd das Haar. »Und den eigenen Sinn schmelzet, wie Perlen, der Wein.« Und dann wird die Stadt selbst zur Dienerin des Göttlichen, zur Priesterin und Fürstin:

. . . mit heiligem Laub umkränzt erhebet die Stadt schon,
Die gepriesene, dort leuchtend ihr priesterlich Haupt.
Herrlich steht sie und hält den Rebenstab und die Tanne
Hoch in die seligen purpurnen Wolken empor.

Damals entstand auch in Christian Landauers Haus in Stuttgart, wo Hölderlin den Kindern Unterricht gab, die Ode »Das Ahnenbild«. Sie ist auf Landauers

Hauswesen bezogen, wird aber darüber hinaus für Hölderlin zum Sinnbild allen häuslichen Wesens – so lautete ursprünglich auch der Titel des Gedichts. Zu dem, was der Ahnherr hoffnungsvoll einst pflanzte, gehörten auch die Reben, und ihr Wein macht das nächtliche Mahl erst zum Fest:

Und am Hügel hinab, wo du den sonnigen
Boden ihnen gebaut, neigen und schwingen sich
Deine freudigen Reben,
Trunken, purpurner Trauben voll.

Aber unten im Haus ruhet, besorgt von dir,
Der gekelterte Wein. Teuer ist der dem Sohn,
Und er sparet zum Fest das
Alte, lautere Feuer sich.

Dann beim nächtlichen Mahl, wenn er, in Lust und Ernst,
Von Vergangendem viel, vieles von Künftigem
Mit den Freunden gesprochen,
Und der letzte Gesang noch hallt,

Hält er höher den Kelch, siehet dein Bild und spricht:
Deiner denken wir nun . . .

Und es tönen zum Dank hell die Kristalle dir;
Und die Mutter, sie reicht, heute zum erstenmal,
Daß es wisse vom Feste,
Auch dem Kinde von deinem Trank.

Und eben diesem Weinberg der Landauers, der mit jedem anderen an den Neckar-
ufern ausgetauscht werden kann – und das erhebt das Gedicht über jede Gelegen-
heitspoesie –, sind die letzten Verse einer unvollendet gebliebenen Elegie gewid-
met. Sie war Landauer zgedacht und von Hölderlin mit dem Titel »Der Gang
aufs Land« versehen:

Aber schön ist der Ort, wenn in Feiertagen des Frühlings
Aufgegangen das Tal, wenn mit dem Neckar herab
Weiden grünend und Wald und all die grünenden Bäume
Zahllos blühend weiß wallen in wiegender Luft,
Aber, mit Wölkchen bedeckt, an Bergen herunter der Weinstock
Dämmert und wächst und erwärmt unter dem sonnigen Duft.

Welches Gedicht könnte einen herrlichen Frühlingstag schöner und eindrucksvol-
ler besingen als diese Verse!

Auf eines muss noch hingewiesen werden, ohne dass es hier näher ausgeführt
werden könnte: Immer wird die heimatliche Weinlandschaft auch mit den griechi-
schen Inseln, »die mit Wein bekränzt«, zusammen gesehen, und das ist es, was
Hölderlin vom »heiligen Laub«, vom »heiligen Trank« sprechen lässt. Nur ein
Beispiel sei gegeben. Es sind Verse aus dem Gedicht »Die Wanderung«:

O Land des Homer!
Am purpurnen Kirschbaum, oder wenn,

Von dir gesandt, im Weinberg mir
Die jungen Pfirsiche grünen . . .
Gedenk' ich, o Ionia, dein!

Doch auch hier dürfen wir, wollen wir Hölderlins Dichtung gerecht werden, nicht stehen bleiben. Wenn Hölderlin, wie zuvor schon Schubart und Schiller, in der Ode »Dichterberuf« das Bild des allerobernden Bacchus zum Vergleich mit der Aufgabe des Dichters gebraucht, so lotet er tiefer als seine Vorgänger:

Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts
Triumph, als allerobernd vom Indus her
Der junge Bacchus kam, mit heiligem
Wein vom Schlafe die Völker weckend.

Das ist die Eingangstrophe der Ode. Wieder ist vom »heiligen Wein« die Rede. Bacchus als Gott ist Dionysos, ist der Evier; und dieser ist für Hölderlin – ständiges Problem seines Nachdenkens – der Bruder von Christus. Der »Patmos«-Gesang (Patmos, die Insel des Johannes) schafft diese Verbindung:

Da, beim Geheimnisse des Weinstocks, sie
Zusammensaßen, zu der Stunde des Gastmahls,
Und in der großen Seele ruhig ahnend den Tod
Aussprach der Herr . . .

Das Abendmahl, Wein und Brot: Immer schwingen sie mit, wenn Hölderlin, durch die Schule der christlichen Theologie gegangen, vom heiligen Wein, vom Gott des Weines spricht. Antike Götterwelt und Christus: beidem zugetan mit ganzer Seele. Nirgends ist der fast verzweifelte Versuch, beide Welten zusammenzubringen, einprägsamer in Worte gefasst als in dem Fragment gebliebenen vaterländischen Gesang »Der Einzige«, der wohl Bruchstück bleiben musste – Hölderlins Tragik –, weil diese Welten am Ende nicht zu vereinen waren. Das verraten die verschiedenen Fassungen der Dichtung, in deren erster es gegen Schluss heißt:

Ich weiß es aber, eigene Schuld
Ist's! Denn zu sehr,
O Christus! häng ich an dir,
Wiewohl Herakles' Bruder.
Und kühn bekenn ich, du
Bist Bruder auch des Eviars, der
An den Wagen spannte
Die Tiger und, hinab
Bis an den Indus
Gebietend freudigen Dienst,
Den Weinberg stiftet' und
Den Grimm bezähmte der Völker.

Ganz anders klingt es bei Eduard Mörike:

Wie der Menschen, so der Götter
Liebster Lieblich heißest du:
Selber Zeus rief seinem Retter
Herzliches Willkommen zu;

Dumpf ist des Olympos Dröhnen,
Aber wie melodisch Gold
Muß sein starres Erz ertönen,
Wenn dein Thyrsus auf ihm rollt.

Hier werden wir nicht Zeugen einer existentiellen Auseinandersetzung wie bei Hölderlin. Aber hier geht es ja um das Fest des Weingottes: »Das Bacchusfest« hieß das Gedicht zunächst, aus dem die Verse stammen. Später gab Mörike ihm den Titel »Die Herbstfeier«.

Doch hier beginnt ein neues Kapitel, das abzuhandeln es eines weiteren Vortrags bedürfte. Denn mit Mörike treten wir nicht nur in die Dichtung der Schwäbischen Romantik, sondern schon weit über sie hinaus ins 19. Jahrhundert ein. Wer wäre hier nicht alles vorzustellen: Justinus Kerner mit seinem gastfreien Haus in Weinsberg, Uhland, Gustav Schwab, der Graf Alexander, Wilhelm Hauff mit seinen »Phantasien im Bremer Ratskeller«, Hermann Kurz und viele andere mehr.

Berichte und Notizen

Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 2000/2001

I. Die Vorträge im Winterhalbjahr 2000/2001 im Staatsarchiv Ludwigsburg

1. Donnerstag, 12. Oktober 2000: Die erste Vortragsveranstaltung im Winterhalbjahr 2000/2001 »Wo weder Sonne noch Mond hinscheint – der geheimnisvolle Brauch der Nachgeburtsbestattungen« bestritt Kurt Sartorius aus Bönningheim, weithin bekannt als Leiter des Schwäbischen Schnapsmuseums und als Wiederentdecker des Brauchs der Nachgeburtsbestattungen.

Als in Bönningheim 1984 Mitglieder der dortigen Historischen Gesellschaft zum ersten Mal im Keller vergrabene Töpfe fanden und diese mit dem Brauch der Nachgeburtsbestattung in Verbindung gebracht wurden, löste dies bei Fachleuten nur ein mitleidiges Lächeln aus. Die Wende kam, als eine chemische Untersuchung der Gefäßinhalte Eiweiß und Hämoglobin nachwies. Auch waren die rund 50 Töpfe, die im Haus Michaelsberger Straße 17–19 ausgegraben wurden, der Auftakt einer ganzen Fundserie. Nicht nur in Bönningheim selbst, fast überall, wo man in den Kellern danach suchte, wurde man fündig. Bis heute sind in Baden-Württemberg etwa 130 Fundstellen bekannt.

Unter Nachgeburt wird die Plazenta (Mutterkuchen) verstanden, die nach der Geburt des Kindes ausgestoßen wird. Bereits im Talmud, dem jüdischen Gesetzeswerk, wird die Nachgeburtsbestattung erwähnt und etwa 5500 Jahre alt ist der bisher älteste Nachweis auf einer Zeremonialsstele in Ägypten. Die jüngste bekannte Überlieferung einer Nachgeburtsbestattung aus Deutschland im Jahre 1964 stammt aus dem Schuttertal im Schwarzwald. Neuerdings wird der Brauch wiederbelebt, wie aktuelle Berichte zeigen.

Nach den mündlichen Überlieferungen musste die Nachgeburt an einem Ort begraben werden, wo weder Sonne noch Mond hinscheint, in den meisten Fällen also im Keller, vereinzelt aber auch unter einem Rosenstrauch, wodurch das Neugeborene vor Bösem und übelriechendem Atem bewahrt werden sollte. Die Töpfe mit der Nachgeburt wurden in der Regel umgedreht aufrecht stehend im Boden vergraben, mit dem Deckel, seltener mit einem Stück Ziegel oder Steinplatte, abgedeckt. Einige Gefäße tragen Monogramme, so dass sie ganz bestimmten Hausbewohnern zugeordnet werden können; auf anderen findet man das Pentagramm, den fünfeckigen Stern oder »Druidenfuß«. Die Datierung der Töpfe erweist sich als schwierig. Die ältesten Töpfe stammen aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, der jüngste gelangte um 1920 in den Boden. Das Vergraben der Nachgeburt dürfte aber schon wesentlich früher praktiziert worden sein, damals aber in Holzgefäßen oder Tüchern, die keine Spuren hinterlassen haben.

Ein volkskundlicher Brauch, der weltweit verbreitet war, ist lange Zeit der archäologischen und volkskundlichen Wissenschaft im Land entgangen gewesen. Erst seit wenigen Jahren beschäftigt man sich dank der Forschungen von Kurt Sartorius intensiv mit diesem uns heute merkwürdig anmutenden Brauch. *ev*

2. Donnerstag, 9. November 2000: Marbachs Stadtarchivar Albrecht Gühring referierte über »Leben und Wirken des pietistischen Predigers Ludwig Hofacker (1798–1828)«. Der Vortrag wurde in leicht überarbeiteter Fassung in den Ludwigsburger Geschichtsblättern 54/2000 abgedruckt.

3. Donnerstag, 14. Dezember 2000: Werbung für den »Schwäbischen Leonardo« betrieb Dr. Robert Kretzschmar, Leiter des Hauptstaatsarchivs Stuttgart, bei seinem Vortrag »Pokale und Straßen, doch kein Denkmal. Der Baumeister Heinrich Schickhardt und die Erinnerung an ihn«. Seine Beschäftigung mit Heinrich Schickhardt (1558–1635) erwuchs aus einer Wanderausstellung des Hauptstaatsarchivs Stuttgart.

Einen direkten Bezug zwischen Ludwigsburg und Heinrich Schickhardt kann es nicht geben, denn der Baumeister war bei der Stadtgründung bereits 70 Jahre tot. Dagegen existieren noch einige Bauwerke in Montbéliard/Mömpelgard, der französischen Partnerstadt von Ludwigsburg. Auch im heutigen Landkreis Ludwigsburg war er unmittelbar tätig: In Marbach baute er eine hängende Mühle, mit einer innovativen technischen Ausgestaltung, bei der die Höhe des Laufrads dem Wassergang angepasst werden konnte, und in Vaihingen/Enz war er mit dem Wiederaufbau nach dem Stadtbrand von 1618 beauftragt.

Heinrich Schickhardt wurde am 5. Februar 1558 in Herrenberg geboren. Ihm gelang der Aufstieg aus einer Handwerkerfamilie in die württembergische Ehrbarkeit, in die Führungselite des Landes. Damit verbunden war auch der wirtschaftliche Aufstieg: Schickhardt gehörte durch Heirat und rastlose Tätigkeit am Ende seines Lebens zu den reichsten Männern im Herzogtum Württemberg.

Entscheidend für Schickhardt wurde der Regierungsantritt Herzog Friedrichs I. von Württemberg (1593). Er avancierte nun zum Stararchitekten des neuen Herzogs, zum bevorzugten Planer seiner ehrgeizigen Vorhaben (Stadtgründung Freudenstadts). Unter dessen Nachfolger Johann Friedrich war es mit den hochfliegenden Plänen allerdings vorbei. Routinearbeiten wie Mühlen, Keltern und Scheunen waren nun die Aufgaben für den Landesbaumeister. Am 14. Januar 1635, mitten in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges, wurde er von marodierenden Soldaten in Stuttgart erstochen. Sein Grab ist unbekannt.

Quellen zu Leben und Werk Schickhardts sind zum einen das Inventar seines Besitzes von eigener Hand und die Reisetagebücher seiner Italienreisen. Ein umfangreicher Nachlass lagert im Hauptstaatsarchiv Stuttgart: rund 1500 Pläne, Skizzen, Zeichnungen sowie einige Meter Akten. Ein einmaliger Bestand, auf den man zu Recht stolz ist. Dieser Nachlass war über Jahrhunderte zunächst relativ unbeachtet geblieben. Von seinen Zeitgenossen hoch geschätzt, geriet Schickhardt nach seinem Tod weitgehend in Vergessenheit. Ein wissenschaftliches Interesse erwachte erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts. In den letzten Jahrzehnten lebte die Forschung ganz enorm auf.

Landesweit gibt es kein Denkmal von Schickhardt, was daran liegen mag, dass kein gesichertes Bildnis von ihm existiert. Es liegt aber auch sicher daran, dass sein Wirken insgesamt mehr durch die Pläne und Skizzen seines Nachlasses fortlebt als durch sichtbare Bauwerke in der Landschaft. Immerhin gibt es in Stuttgart eine Schickhardtstraße, die schon im ausgehenden 19. Jahrhundert so benannt wurde, und eine – daran gelegene und wohl deswegen so benannte – Schickhardtschule.

Institutionalisiert ist die Erinnerung an Schickhardt an zwei Orten und zwar in Form von Preisverleihungen: In Göppingen wird seit 1965 regelmäßig ein Hein-

rich-Schickhardt-Preis in Form eines Silberbeckers für besondere Leistungen auf kulturellem Gebiet verliehen und in Freudenstadt wurde letztes Jahr erstmals ein Schickhardt-Ring als Architektur-Preis verliehen. *ev*

4. Donnerstag, 11. Januar 2001: Im überfüllten Vortragssaal hielt Professor Dr. Paul Sauer, als Biograph des württembergischen Königs-Quartetts ein ausgewiesener Kenner der Materie, einen Vortrag über »König Karl von Württemberg« (1823–1891), den blassesten und schwächsten dieser Regenten, der dennoch als Mensch und Regent interessant war.

In der Morgenfrühe des 6. März 1823, kurz nach sechs Uhr, verkündeten 101 Kanonenschüsse den Stuttgartern die Geburt des seit langem erwarteten Thronfolgers. Es war dies seit 125 Jahren im Haus Württemberg das erste Mal, dass sich ein regierender Fürst über die Geburt eines ehelichen Sohnes und Thronerben freuen konnte. Die Mutter, Königin Pauline, »verzärtelte« den kleinen Sohn, was dem Vater, König Wilhelm I., missfiel. Er versuchte durch eine sorgsame und vielseitige Erziehung den Sohn nach seinem Bild zu formen. Unmittelbar nach seiner Konfirmation bezog Karl die Kriegsschule in Ludwigsburg, doch zog er das Zeichnen dem Reiten vor. Während seines Studiums in Tübingen konnte er sich etwas von der allzu rigiden Bevormundung durch den Vater lösen. In seiner Umgebung hatten junge, lebensfrohe Künstler das Sagen. Bitter enttäuscht musste König Wilhelm zur Kenntnis nehmen, dass sein Sohn das unbeschwerte Leben eines Bohemiens der harten zielgerichteten Arbeit des für ein Land und seine Menschen verantwortlichen Regenten vorzog. Daran änderte auch die Heirat mit der Zarentochter Olga nur wenig. Als er 1865 nach dem Tod seines Vaters den Thron bestieg, bedurfte er eines leitenden Ministers, der sein Vertrauen besaß und in weitgehender Eigenverantwortung die Regierungsgeschäfte führte. Die Anfänge der Regierung König Karls fielen in eine politisch bewegte Zeit. Der preußische Ministerpräsident Otto von Bismarck strebte eine Einigung Deutschlands ohne Österreich an. Karl missfiel die expansive Politik Preußens und die Begeisterung der preußischen Herrscher für das Militärische. Bei der Kaiserproklamation im Spiegelsaal des französischen Königsschlusses Versailles war Karl nicht anwesend; erst einen Monat später tauchte er dort auf, blieb aber zur allgemeinen Überraschung nur drei Tage. Zum Missfallen seines Volkes entzog König Karl sich dem Regieren und Repräsentieren. Die meisten Winter verbrachte er in Südfrankreich oder Italien und führte dort das Leben eines privaten Staatspensionärs; nicht umsonst nannte man ihn »Karl den Auswärtigen«.

Die homosexuellen Neigungen Karls belasteten nicht nur die Ehe des Königs-paars, sondern auch wichtige Fragen der Politik. Zum öffentlichen Skandal wurde seine Liaison mit dem Amerikaner Charles Woodcock, der sich schamlos bereicherte und sich in landespolitische Angelegenheiten einmischte. Auf Druck des Reichskanzlers und des Thronfolgers, des späteren Königs Wilhelm II., gelang es, den König dazu zu zwingen, dass er sich auf Dauer von seinem Günstling trennte.

Trotz dieser mit fortschreitendem Alter zunehmend hervortretenden Schwächen und Unzulänglichkeiten, die Zeitgenossen zu vernichtenden Meinungsäußerungen hinreißen ließen, wurde seine 27-jährige Regierungszeit insgesamt als segensreich für Württemberg empfunden. Im Gegensatz zu Preußen hatten hier politische Toleranz und tätiger Bürgersinn eine Heimstatt behalten. Wenn der preußische Gesandte in Stuttgart Württemberg »ein stark demokratisch angekränkelt Land« nannte und sich auch sein kaiserlicher Herr, Wilhelm II., ähnlich

abschätzig hervortat, so können die Württemberger auf solche Urteile nur stolz sein. *ev*

5. Donnerstag, 8. Februar 2001: Bis auf den letzten Platz war der Vortragsaal gefüllt, wo der Leiter der Bodendenkmalpflege beim Landesdenkmalamt, Dr. Jörg Biel, neue Forschungsergebnisse über »Die Kelten am Mittleren Neckar« vorstellte. Er knüpfte damit an einen Vortrag über das keltische Fürstengrab von Hochdorf an, den er bereits 1980 vor dem Historischen Verein gehalten hatte.

Das mittlere Neckargebiet gehörte in allen Zeiten zu den am dichtest besiedelten Gebieten Südwestdeutschlands. Entsprechend zahlreich sind die archäologischen Fundstellen aus allen Epochen. Vor allem durch die Luftbildarchäologie, die in Baden-Württemberg seit 1980 systematisch betrieben wird, gelang es, zahlreiche neue Fundstellen zu entdecken oder schon bekannte besser lokalisieren und interpretieren zu können.

Ein Schwerpunkt der Forschungen waren die Siedlungen um den Hohenasperg. Auf dem Berg selbst sind alle Spuren durch die Renaissancebefestigung zerstört worden. Beim Bau des Keltenmuseums in Hochdorf im Jahr 1989 konnte ein kleiner Weiler mit etwa zehn Hofstellen angeschnitten und untersucht werden. Es muss sich um eine besonders wohlhabende Siedlung gehandelt haben, fanden die Archäologen doch Importe aus dem Mittelmeerraum, Scherben griechischer Trinkschalen ebenso wie Feigenkerne. Aus Hochdorf stammen auch die ältesten und ersten Nachweise von Hausgans und Hausente überhaupt. Die bisher aufgedeckte Siedlung ist allerdings vier Generationen jünger als das Hochdorfer Fürstengrab. Die Suche nach der Siedlung des Keltenfürsten geht weiter.

Nach 400 v. Chr., in der Zeit der historisch überlieferten Keltenwanderungen und Kriegszüge, bricht die Besiedlung auf dem Hohenasperg sowie in den zugehörigen Siedlungen völlig ab. Am Beginn des 2. Jahrhunderts v. Chr. erfolgte offenbar die Herausbildung oder Konsolidierung einzelner Stämme mit der Gründung großer stadtähnlicher Anlagen, der von Cäsar beschriebenen Oppida. Bei Heilbronn-Neckargartach stammen vermutlich ein umwehrter Einzelhof und ein Kultplatz, wo neben Tier- auch Menschenknochen zu Tage kamen, aus dieser Zeit.

Als Kultanlagen galten bisher auch die seit langem bekannten keltischen Viereckschanzen. Zu ihrer Interpretation hat das mittlere Neckarland nun Wesentliches beigetragen. Bis vor 20 Jahren war hier praktisch überhaupt keine Viereckschanze bekannt. Erst durch die Luftbildarchäologie werden jedes Jahr eine oder zwei neue entdeckt, so dass sich inzwischen das Verbreitungsbild völlig gewandelt hat. In den letzten vier Jahren konnten die Archäologen bei Nordheim zwei solcher Viereckschanzen vollständig untersuchen. Die Grabung erbrachte außerordentlich umfangreiches Fundmaterial, das typisch für eine Siedlung gehobenen Standards ist. Zentner, gar Tonnen von Keramikscherben und zahlreiche Funde aus Metall, Knochen oder Stein sind bisher nur vorläufig gesichtet und noch nicht wissenschaftlich erfasst oder gar ausgewertet. Der Vergleich mit einem römischen Gutshof zeigt viele Gemeinsamkeiten. Zumindest für den mittleren Neckarraum kann man daher die so genannten keltischen Viereckschanzen als Gutshof – in Abgrenzung zum Bauernhof, Gehöft und Weiler – interpretieren. *ev*

6. Donnerstag, 8. März 2001: Der letzte Vortragsabend des Winterhalbjahres begann mit der Mitgliederversammlung. Im Tätigkeitsbericht gab der Vorsitzende Dr. Bollacher einen Überblick über die Aktivitäten des Vereins im Berichtsjahr

(Vorträge im Winterhalbjahr, zwei Sommerfahrten, Übergabe der Geschichtsblätter an den Landrat u. a.). Die Kontakte zu anderen Geschichtsvereinen wurden gepflegt. Des Weiteren wies der Vorsitzende auf die neue Spendenregelung hin. Sein Dank galt den ehrenamtlichen Mitarbeitern im Verein und den Spendern, namentlich der Stadt und dem Landkreis Ludwigsburg sowie der Wüstenrot-Stiftung. Anschließend erstattete Herr Hövel den Kassenbericht. Nach dem Bericht der Kassenprüferin und der Entlastung, die ohne Gegenstimmen erteilt wurde, folgte der Vortrag von Dr. Wolfgang Schöllkopf »Zwischen Herzog und Herrgott – Ludwigsburger Hofprediger zu Zeiten Herzog Eberhard Ludwigs«, der im vorliegenden Heft der Geschichtsblätter veröffentlicht ist.

II. Die Sommerfahrten 2001

1. Samstag, 9. Juni 2001: Ganztagesfahrt zur Heuneburg und zum Federsee. »Der Geschichtsforscher kann sagen, wie es war, der Vorgeschichtsforscher kann nur sagen, wie es gewesen sein könnte.« Mit diesen Worten begann Christian Bollacher M.A. seine Einführung in die Reise, welche die Heuneburg an der Donau und den Federsee zum Ziel hatte. Während er über Vorgeschichte und Geologie berichtete, trug Professor Dr. Paul Sauer aus der Geschichte der Orte und Landstriche vor, die auf der Fahrt berührt wurden, so z. B. Reutlingen, Achalm, Lichtenstein, Hohenzollern.

Die Heuneburg ist herausragendes Monument der Keltenzeit. Die Herkunft des Namens ist nicht gesichert und wird sowohl mit »Hunnen« als auch mit »Hünen« (Riesen) in Verbindung gebracht. Sie ist ein Siedlungshügel, also ein Tell, und erst durch Siedlungsschutt zu ihrer jetzigen Mächtigkeit emporgewachsen. Die etwa 125 Jahre alte Forschung hat durch Tiefschnitte festgestellt, dass von der Bronzezeit des 15. Jahrhunderts v. Chr. bis ins Mittelalter des 12. Jahrhunderts Siedlungsschicht über Siedlungsschicht liegt, und zwar mit deutlich erkennbaren Spuren von baulich ganz verschiedenen Anlagen und einem Kranz von einem runden Dutzend immer wieder erneuerter Burgmauern. In vorgeschichtlicher Zeit fielen diese samt den von ihnen umfassten Siedlungen mindestens dreimal von außen kommender Zerstörung zum Opfer. Das Landesdenkmalamt Tübingen ist zur Zeit dabei, Teile der ehemaligen Burg gemäß jüngsten Grabungsergebnissen sichtbar zu machen. So ist die Südostecke der Burg wieder errichtet: eine große, aus getrockneten Lehmziegeln bestehende, auf Kalksteinfundament ruhende, verputzte Mauer mit aufgesetztem »Wehrgang« und einem Tor zur Donau hin. Unmittelbar hinter der Mauer finden sich ebenfalls wieder errichtete Wohn- und Handwerkerhäuser, in denen Metall hergestellt oder verarbeitet wurde, wie Reste von Schmelzöfen und Kaminen beweisen. Die imponierende Rekonstruktion gibt wieder, wie die Heuneburg in ihrer Blütezeit, also in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr., der älteren Späthallstattzeit, ausgesehen hat. Rings um die Burgsiedlung schließen sich Außensiedlungen und Riesengrabhügel an. Die Grabhügel, mit vielleicht sogar skulptierten Stelen geziert, waren ihrerseits teilweise schon wieder auf älterem Siedlungsland errichtet. Sie alle sind mit den Siedlungen ihrer Zeit verknüpft und nehmen diese »schützend in ihre Mitte«. Regelmäßig enthalten sie ein Kammergrab (»Burgherrengrab«) und ringförmig darum herum Nachbarstätten, sind also Nekropolen.

Die hier ansässige keltische Bevölkerung hatte »Südkontakte«. Dafür sprechen einzelne Bauweisen wie die Lehmziegelmauer, aber auch Gebrauchs- und Prunkgegenstände sowie Produkte mediterraner Provenienz. Ob es sich bei den Gegenständen um Handelsware, Braut- oder »Staats«-Geschenke oder um Beutestücke handelte, ist ungewiss. Dass die Bevölkerung auch Nord- und Ostkontakte hatte, zeigen Bernstein- und Graphitfunde.

Unter den Funden der hallstattzeitlichen Heuneburg nimmt Töpferware den breitesten Raum ein. Es ist davon auszugehen, dass es Großbetriebe gab, welche für einen weiten Umkreis produzierten. Dies gilt besonders für die rot-weiß bemalte Keramik der Heuneburg, für die dort so etwas wie ein Monopol bestanden haben dürfte. Weiter ist unter den Funden das Trachtgut zu erwähnen, also Schmuck und Schmuckteile, Gewandnadeln, ferner Toilettenartikel wie Pinzette, Ohrlöffeln, Nagelschneider.

Dies alles spricht dafür, dass das Land an der oberen Donau in keltischer Zeit eine herausragende Stellung hatte, so dass Hinweise antiker Schriftsteller auf das Land der Kelten mit diesem Gebiet in – vorsichtigen – Zusammenhang gebracht werden können. Nach Hekataios von Milet (um 500 v. Chr.) ist das Hinterland von Massalia (Marseille) von Ligurern bewohnt. Dahinter, also im Norden und Osten der Provence, schließt sich die »Keltike«, das Keltenland, an. Nach Apollonios von Rhodos (3. Jh. v. Chr.) erreicht man das Gebiet der Kelten, wenn man den Rhodanos (Rhône) aufwärts fährt und stürmische Seen überquert (Genfer See, mittelschweizerische Seenplatte, Bodensee), und Herodot von Harlikarnassos (um 450 v. Chr.) meint, die Donau, die ganz Europa durchströmt und dieses teilt, entspringe im Keltenland bei der Stadt »Pyrene«.

Der Hohmichele – das Suffix »le« bedeutet »leh« oder »lehen«, also Hügel – ist einer der größten Grabhügel und war die nächste Station der Exkursion. Er erhebt sich 13 Meter über dem natürlichen Gelände und hat einen Durchmesser von 80 Metern. Der »Grabherr«, so wird vermutet, war der Begründer der keltischen Heuneburg-Dynastie. Nach seiner Bestattung wurde der Hügel in Etappen aufgeschüttet, wobei es zu Nachbestattungen kam. Die zentrale Grabkammer, mit Mann und Frau belegt, war ausgeraubt, wie die große und spektakuläre Ausgrabung von 1937/38 bewies. Der Hohmichele liegt heute mitten im Wald.

Der Federsee entwickelte sich vor etwa 20 000 Jahren aus einem zwischen den Endmoränen der Riss- und Würmeiszeit eingeschlossenen Schmelzwasser- oder Gletschersee. Er verlandete seit der danach einsetzenden Warmzeit und ferner durch die Seefällungen des 18. Jahrhunderts zunehmend und hat heute noch eine freie Wasserfläche von 1,4 Quadratkilometer. Das Federseebecken zeichnet sich durch eine einmalige Dichte vorgeschichtlicher Besiedlung aus. Die Forschungsgeschichte mit ihren oft als sensationell empfundenen Entdeckungen begann im Jahre 1875, als der Schussenrieder Oberförster Eugen Frank im Staatsried östlich des Henauhofes der Fachwelt die ersten vorgeschichtlichen »Pfahlbauten« anzeigte. Seither kam eine Fülle vorzüglich erhaltener Holzbaureste in bis dahin nie gesehener Güte und Erhaltung zutage. Dank der Konservierung im wassergetränkten Moor erwecken sie den Eindruck, als hätten ihre Erbauer nicht vor mehreren tausend Jahren, sondern erst vor kurzem ihre Wohnstätten verlassen. Der auf diese Erhaltungsbedingungen zurückzuführende ungemein vielfältige Fundreichtum reicht von 7000 Jahre alten Getreidekörnern, zahlreichen Einbäumen und den ältesten neolithischen Holzrädern bis hin zur Keramik, die zur Definition

mehrerer jungsteinzeitlicher Kulturen führte. Dies bewies ein Rundgang durch das Freigelände mit rekonstruierten Häusern und Hütten aus mehreren vorge-schichtlichen Epochen und durch die Räume des Federseemuseums in Bad Buchau, einer sehr geschickt aufgemachten Einrichtung mit einmaligen Exponaten.

Einem kurzen Abstecher auf den »Archäologischen Moorlehrpfad«, den Christian Bollacher zu einem Überblick über die Geologie und die Entwicklung der vorgeschichtlichen Besiedlung nutzte, schloss sich ein Halt beim jüdischen Friedhof Bad Buchaus an. Professor Dr. Sauer referierte über Schicksal und herausragende Persönlichkeiten der ehemals jüdischen Gemeinde. Eine Einkehr im »Rössle« in Dettingen beendete die Fahrt, die von großer Eindrücklichkeit war. *wb*

2. Samstag, 29. September 2001: Besichtigung des Schlosses Ludwigsburg.

Die Herbstexkursion führte in das Residenzschloss Ludwigsburg. Die Teilnehmer wurden von Kammerzofe Christine (Christine Luise Döring) und dem Kammerdiener Johann (Johann Hartmann) durch jene Räume des Schlosses geführt, in denen König Friedrich I. 1809 und Königin Charlotte Mathilde 1818 wirkten und lebten. In ebenso instruktiver wie amüsanter Weise berichtete die »Dienerschaft ihrer Majestäten« über Leben und Gewohnheiten am Ludwigsburger Hof, wobei sie sich auch einige »Indiskretionen« gestattete. Eindrücklich wurden das strenge Hofzeremoniell mit seiner Rangordnung bei Festtafel und Audienz geschildert, Gestalt und Wesenszüge des Königs und der Königin, aber auch der ungeheure Luxus einerseits und die Langeweile bei Hofe andererseits, die ein fruchtbarer Boden für Klatsch war, so dass die Teilnehmer von Anfang bis Ende in Spannung gehalten wurden.

Es fügten sich Besuche in der Fürstengruft und im Theater des Schlosses an. In der Fürstengruft, durch die Herr Krüger führte und die noch immer dem Hause Württemberg zu Eigentum gehört, taucht man in die Geschichte ein. Die evangelischen und katholischen Fürstinnen und Fürsten des Hauses Württemberg ruhen in getrennten Gewölben. Nicht ohne Bewegung blickt man auf die altersgrauen Sarkophage von Herzog Eberhard Ludwig, dem Gründer der Stadt Ludwigsburg, Herzog Carl Alexander, Herzog Carl Eugen, König Friedrich, Königin Mathilde und von Königin Katharina, der Gemahlin König Jérômes von Westfalen, der in Kassel als »König Lustik« residierte und im Dôme des Invalides in Paris bestattet liegt. Dort ist auch das Herz seiner Gemahlin beigesetzt, die ihm trotz seiner Eskapaden die Treue gehalten hat. Herr Krüger erinnerte am Sarkophag Herzog Carl Eugens an das Gedicht »Die Fürstengruft« von Christian Friedrich Daniel Schubart, das Schubart in wenigen Stunden aus sich herauschleuderte, als der Herzog die Ankündigung, ihn aus der Festungshaft auf dem Hohenasperg zu entlassen, nicht erfüllte. Das Gedicht ist ein gewaltiger, auch heute noch anrührender Wurf. Die Fürstengruft mit den sterblichen Überresten der württembergischen Großen ist eine ernste und schwermütige Stätte, beherrscht von den Mahnungen »Memento moriendum esse« und »Sic transit gloria mundi«.

Ganz anders das Schlosstheater. Hier wurden die Teilnehmer noch einmal in die Zeit des Empire und vor allem des Barock versetzt, in der Heiterkeit, Leichtlebigkeit und Sinnlichkeit regierten. Das Theater mit seiner denkwürdigen Maschinerie, mit Schnürboden, zum Zuschauerraum hin geneigter Schaubühne, mit Kulissen und Soffitten, Windmaschine, Donnerschacht und nicht zuletzt mit Unterbühne, der »Hölle«, ist einmalig. Ähnliches findet man nur noch in Ceský Krumlov (Böhmisch-Krumau) in Tschechien und Drottningholm und Gripsholm in

Schweden. Ältestes funktionstüchtiges barockes Theater ist aber Ludwigsburg. Sein großer Wellenbaum ist im Geburtsjahr Mozarts 1756 geschlagen und dann in das Theater eingebaut worden – eine bemerkenswerte Koinzidenz zweier Daten. Frau Elfriede Krüger, hervorragende Kennerin des Theaters, führte durch die verschiedenen Stockwerke, zeigte das gewaltige Balkenwerk des Daches, die Hebeanlage für den Kronleuchter, die raffinierten »Verwandlungen« und »Versenkungen« und erklärte die Funktion aller Teile. Zum Schluss setzte sie das Modell des Schlosstheaters, das sich im Theatermuseum befindet, in Betrieb und veranschaulichte das soeben im Original und im Großen Gesehene und Gehörte en miniature. Das Ludwigsburger Schlosstheater gehört unbestreitbar zu den großen Schätzen des Landes. *wb*

Der Jahresbericht fußt auf den (Zeitungs-) Berichten von Dr. Wolfgang Bollacher (*wb*) und Dr. Erich Viehöfer (*ev*).

Wolfgang Läßle

Rückblick auf das Jahr 2000

Januar

1. Das neue Jahr beginnt ohne das vielfach befürchtete Computer-Chaos. Ein technischer Defekt sorgt jedoch in Ludwigsburg für eine große Panne: Zur Enttäuschung der rund 3000 Zuschauer ist das geplante große »Millennium-Feuerwerk« vor dem Schloss schon nach wenigen Minuten vorzeitig zu Ende. – Ärgerliches wird auch aus Vaihingen gemeldet, wo Unbekannte Feuerwerkskörper durch die Stifterfenster in den Sitzungssaal des Rathauses geschossen haben.
5. Nach einer telefonischen Bombendrohung wird der Ludwigsburger Bahnhof von der Polizei gesperrt und muss mitten im Feierabendverkehr der Regional- und S-Bahnverkehr für fast zwei Stunden eingestellt werden. Die vermeintliche Bombe erweist sich zum Glück als eine Attrappe.
10. Die Pfarrerin Elisabeth Hege aus Mühlacker wird zur neuen Dekanin des Kirchenbezirks Ditzingen gewählt. Sie tritt im Juli die Nachfolge von Walter Strohal an, der zum 1. Januar als Referent zum Oberkirchenrat in Stuttgart wechselte.
14. Fast drei Monate nach ihrer Wahl treten die 98 Mitglieder des neuen Kreistags im Ludwigsburger Kreishaus zu ihrer konstituierenden Sitzung zusammen. Der sechste Kreistag seit der Kreisreform von 1973 ist mit einem Durchschnittsalter von 52 um drei Jahre jünger als sein Vorgänger-Gremium und wird mit einem Anteil von fast 48 Prozent geprägt von Beschäftigten des öffentlichen Dienstes. – Die Stadt Korntal-Münchingen feiert mit einem Festakt in der Stadthalle den Zusammenschluss von Korntal und Münchingen vor 25 Jahren.
15. Unter den 45 kommunalen Bürgeraktionen aus dem ganzen Land, die im Stuttgarter Neuen Schloss von Ministerpräsident Erwin Teufel mit einer Auszeichnung für vorbildliches Engagement im Dienste der Gesellschaft geehrt werden, sind auch der Altenheim-Förderverein Bietigheim-Bissingen und die Radweg AG der Ferdinand-Steinbeis-Realschule in Vaihingen.
16. Beim 15. Stiftungsfest des Pädagogisch-Kulturellen Centrums ehemalige Synagoge Freudental hält der Rottenburger Weihbischof Thomas Maria Renz die Festrede zum Thema »Christlich-jüdischer Dialog heute«.
17. Wegen einer vermeintlichen Verunreinigung des Trinkwassers müssen sich die Einwohner Sersheims einen Tag lang mit Wasser aus Tankwagen und Flaschen versorgen. Es kann jedoch schnell Entwarnung gegeben werden.
22. In Löchgau wird mit einer kleinen Feierstunde die neue Schulsporthalle eingeweiht. Der 3,8 Millionen Mark teure Neubau ersetzt die vor zwei Jahren abgebrannte alte Halle.

23. In Bietigheim findet das 19. Landesnarrentreffen der württembergischen Karnevalsvereine statt. Beim Umzug der über 9000 aktiven Masken- und Hänsträger durch die historische Altstadt herrscht trotz Kälte und Schneeregen beste Stimmung.
31. Weil die Außenfassade dringend saniert werden muss, wird das Schiller-Nationalmuseum in Marbach für ein Jahr geschlossen.

Februar

1. Das Landeskabinett beschließt, das im Frühjahr 1997 eröffnete Ernährungszentrum in Ludwigsburg und ihre drei Schwestereinrichtungen über die zweijährige Modellphase hinaus bestehen zu lassen. Sie seien zu »unverzichtbaren Institutionen der neutralen Ernährungsberatung« geworden.
8. Im Breuningerland beginnen die umfangreichen Arbeiten für die Erweiterung und Modernisierung des 30 Jahre alten Einkaufszentrums, in das in den nächsten zwei Jahren rund 150 Millionen Mark investiert werden sollen. Der Erweiterungsbau kann Mitte Dezember eröffnet werden.
10. Großeinsatz für die Feuerwehr in Murr: Ein Brand in der Lagerhalle eines Automobilzulieferers im Industriegebiet verursacht Millionen-Schaden.
13. Besigheims Bürgermeister Steffen Bühler wird mit 86,9 Prozent der gültigen Stimmen für eine zweite Amtszeit gewählt.
14. Im Widerstand um die geplante Einrichtung eines Zwischenlagers für abgebrannte Brennelemente auf dem Gelände des Kernkraftwerks Neckarwestheim kann die Gemeinde Gemmingheim einen ersten Teilerfolg verbuchen: Die Kraftwerksbetreiber ziehen ihren Bauantrag vorerst zurück. Doch die umstrittene Lagerung der »Castor-Behälter« sorgt weiterhin für Unruhe und Ängste.
17. Neue Hoffnung für das angeschlagene Scala-Theater in Ludwigsburg: Mit einer Auffanggesellschaft, Verzicht auf mehrere hunderttausend Mark Forderungen der Stadt und einer neuen Geldspritze hilft der Gemeinderat der renommierten Kultureinrichtung auf die Beine.
20. Die evangelische Kirchengemeinde Vaihingen feiert mit einem Dankgottesdienst den Abschluss der Sanierung ihrer Stadtkirche, die vor zehn Jahren begonnen hatte und insgesamt 5,5 Millionen Mark kostete.
22. Die traditionsreiche Beschälplatte des Landkreises in der Vaihinger Löbertstraße hat nach 95 Jahren ausgedient. Die für Pferdezüchter wichtige Einrichtung wird künftig auf einem Reiterhof in Horrheim betrieben.

März

1. Schlechte Nachrichten für Großbottwar: Mit viel Aufwand hat sich die Kommune um die Ansiedlung eines Entwicklungszentrums der Firma

- Bosch vor den Toren der Stadt bemüht. Der Wunschinvestor entscheidet sich jedoch anders und baut im benachbarten Abstatt.
3. Große Geldsorgen bei den Ludwigsburger Schlossfestspielen. Das Finanzdefizit ist fast doppelt so hoch wie erwartet. Dem Management wird »Schlamperei« vorgeworfen.
 13. In Marbach wird mit der umfassenden Sanierung des Oberen Torturms begonnen. Die rund 2,5 Millionen Mark teure Renovierung soll in zwei Jahren abgeschlossen sein.
 14. Die Salamander AG in Kornwestheim nutzt nur noch ein Viertel ihres riesigen Areals selbst. Jetzt soll der Vertrieb des Telekommunikationsunternehmens Tesion in das Werksgelände an der Stammheimer Straße einziehen.
 16. Bei einem Großfeuer in einer Insektenzuchtanlage in Rielingshausen entsteht Sachschaden in Millionenhöhe.
 17. Das im Sommer 1997 abgebrannte Sachsenheimer Hallenbad wird nach einer Komplettsanierung wieder eröffnet.
 18. In Schwieberdingen wird die neue Felsenberghalle, die dritte Sporthalle in der Gemeinde, offiziell eingeweiht. Der 8-Millionen-Bau an der Markgröninger Straße konnte ohne Kredite finanziert werden.
 24. In Hemmingen kann nach 14 Monaten Bauzeit eine zweite Sporthalle in Betrieb genommen werden. Die rund fünf Millionen Mark teure Halle ist hauptsächlich für den Ballsport gedacht und soll von Schulen sowie Vereinen genutzt werden.
 31. Im Kreis Ludwigsburg sind erstmals seit sieben Jahren wieder weniger als 12 000 Menschen arbeitslos. Die Arbeitslosenquote beträgt 4,8 Prozent.

April

2. Freibergs neuer Bürgermeister heißt Ralf Maier-Geißer. Der 34-jährige Diplomverwaltungswirt aus Karlsruhe setzt sich schon im ersten Wahlgang gegen vier Mitbewerber durch und tritt im Juni die Nachfolge von Herbert Schlagenhaut an, der nach 28 Amtsjahren in den Ruhestand geht.
3. Das Bundesarchiv in Koblenz richtet an der »Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Verfolgung von nationalsozialistischen Gewaltverbrechen« in Ludwigsburg eine Außenstelle ein.
4. Die Mitglieder des Neckar-Elektrizitätsverbandes beschließen den Verkauf von Aktien der Neckarwerke Stuttgart an die Energie Baden-Württemberg. Damit können nun auch die Städte und Gemeinden ihre Anteile an dem Energieversorgungsunternehmen zu Geld machen.
13. Die Stadt Kornwestheim erwirbt das Ende 1998 in Konkurs gegangene Kaufhaus Schöller und beschließt, das rund 20 Jahre alte Gebäude im Laufe des Jahres 2001 abzureißen.
15. In Ditzingen demonstrieren rund 400 Menschen mit einer Mahnwache auf dem Marktplatz für mehr Toleranz und Fremdenfreundlichkeit. Fünf Tage zuvor hatten vier jugendliche Skinheads am Ditzinger Bahn-

hof einen tamilischen Flüchtling zusammengeschlagen und schwer misshandelt.

16. In Freudental wird Dorothea Bachmann zur Bürgermeisterin gewählt. Die 34-jährige Verwaltungswirtin setzt sich im zweiten Wahlgang gegen drei Mitbewerber durch und tritt im Juli die Nachfolge von Hartmut Singer an, der nach 32 Dienstjahren in den Ruhestand geht.
19. Die 46 Meter hohe Windkraftanlage auf dem so genannten Grünen Heiner zwischen Korntal und Ditzingen nimmt offiziell ihren Betrieb auf. Die lange Zeit heftig umstrittene Windmühle soll jährlich 600 000 bis 800 000 Kilowattstunden Strom erzeugen.

Mai

1. Der erste regionale Nachtbus-Service ab Stuttgart stößt auf gute Resonanz. Mit ihm soll Nachtschwärmern am Wochenende und vor Feiertagen eine Alternative zum Auto geboten werden. Direkt angefahren werden Kornwestheim und Ludwigsburg, ab dort gibt es Anschluss in weiter entfernte Orte.
3. Der Gerlinger Gemeinderat stimmt dem Antrag zum Abbruch des so genannten Rebmannhauses zu. Um den Erhalt des historischen Gebäudes, in dem der Missionar und Afrikaforscher Johannes Rebmann geboren wurde, hatte es einen jahrelangen Rechtsstreit zwischen dem Eigentümer und Denkmalschützern gegeben.
5. Die Gemeinde Mundelsheim weiht ihr neues Bürgerhaus ein. Das über 400 Jahre alte denkmalgeschützte Gebäude in der Hindenburgstraße ist für rund 2,6 Millionen Mark grundlegend renoviert und für die neue Nutzung als Kulturzentrum umgebaut worden.
7. Bei der Bürgermeisterwahl in Affalterbach erhält Steffen Döttinger 84,7 Prozent der gültigen Stimmen. Der 31-jährige Diplomverwaltungswirt tritt im August die Nachfolge von Herbert Müller an, der nach 42 Amtsjahren in den Ruhestand geht.
11. Ein schwerer Hagelschlag vernichtet im Vaihinger Stadtteil Horrheim 90 Prozent der Reben. Glück im Unglück besteht für die Weingärtner darin, dass von der guten Ernte des Vorjahres Übermengen eingelagert worden sind, die nun verkauft werden können.
12. Am »Geigersberg« bei Ochsenbach wird ein neuer kulturhistorischer Weinlehrpfad eröffnet, der auf zahlreichen Tafeln über Fauna und Flora und die traditionelle Nutzung des Weinbergs informiert. – Die Ludwigsburger Stadtgründungsfeier im Ordenssaal des Residenzschlosses steht ganz im Zeichen des 50-jährigen Bestehens der Städtepartnerschaft mit Montbéliard. Die Festrede hält der bekannte französische Deutschland-Kenner Alfred Grosser.
13. Mit einem großen Fest feiern die Remsecker das 25-jährige Bestehen ihrer Gemeinde, die am 1. Januar 1975 durch Zusammenschluss von Aldingen, Hochberg, Hochdorf, Neckargröningen und Neckarremis gebildet wurde.
15. Landrat Dr. Rainer Haas und Europaabgeordneter Rainer Wieland

- zeichnen im Kreishaus die Preisträger des 47. Europäischen Wettbewerbs der Schulen aus. An dem Wettbewerb hatten sich im Kreis 1578 Schülerinnen und Schüler beteiligt, so viel wie noch nie zuvor.
20. Die Türkisch-Islamische Union Pleidelsheim stellt bei einem Tag der offenen Tür ihre nach zweijähriger Bauzeit fertig gestellte Moschee vor.
21. Mit einer musikalischen Matinee und Stehempfang feiert die Stadt Bietigheim-Bissingen das 25-jährige Bestehen ihres Zusammenschlusses. – Ein großer historischer Festumzug ist Höhepunkt der 1200-Jahr-Feier in Hohenhaslach. – In Ludwigsburg findet im Rahmen des Pferdemarkts zum ersten Mal seit 1994 wieder ein verkaufsoffener Sonntag statt.
24. Auf dem Areal der ehemaligen Ludendorffkaserne in Kornwestheim wird mit den Erschließungsarbeiten für den künftigen »Wohnpark Neckarstraße« begonnen.
28. Der auf Aldinger Gemarkung erbaute neue Stadtbahnbetriebshof der Stuttgarter Straßenbahnen AG nimmt den Betrieb auf. Die 62 Millionen Mark teure Anlage bietet Arbeitsplätze für 160 SSB-Mitarbeiter.

Juni

1. In Sersheim nimmt eine Notfall-Praxis ihren Dienst auf. 47 Ärzte aus dem Raum Vaihingen/Sachsenheim haben sich zusammengeschlossen, um für ihre Patienten eine zentrale Anlaufstelle zu bieten.
9. Bönningheim und die ungarische Stadt Balatonboglár begründen eine neue Städtepartnerschaft.
14. Sersheims Grundschüler können ihre neue Schule beziehen. Die Gemeinde hat 5,2 Millionen Mark in den Neubau investiert.
15. In der ungarischen Stadt Vác besiegeln Landrat Dr. Rainer Haas und Komitatspräsident András Mészáros die neue Partnerschaft zwischen dem Landkreis Ludwigsburg und dem Komitat Pest.
16. Die Ludwigsburger Schlossfestspiele starten mit Haydns Oratorium »Die Schöpfung« in die neue Festspielsaison.
19. Im denkmalgeschützten Maschinenhaus des stillgelegten Dampfkraftwerks Marbach wird Europas erste Fabrik für Dünnschicht-Sonnenzellen eröffnet. Die 30 Millionen Mark teure Pilotanlage des Unternehmens Würth Solar soll in den nächsten Jahren das Wissen für die preiswerte Massenfertigung von Sonnenstromkollektoren liefern.
20. Nach acht Monaten Bauzeit kann der erste Teilabschnitt der neuen Ostumfahrung von Markgröningen für den Verkehr freigegeben werden.
21. Die erste Bönningheimer »Museumsnacht« erweist sich als publikumsträchtige Veranstaltung. Rund 4000 Besucher werden in den drei bis Mitternacht geöffneten Museen in der Ganerbenstadt gezählt.
24. Beim 30. Ludwigsburger Marktplatzfest stehen vor allem Aufführungen von Gruppen und Vereinen aus den verschiedenen Partnerstädten im Mittelpunkt.
25. Die Evangelische Kirchengemeinde Bietigheim feiert mit einem Fest-

- gottesdienst das 600-jährige Bestehen der Stadtkirche und die Kirchengemeinde in Aldingen das 500-Jahr-Jubiläum ihrer Margaretenkirche.
26. Auf dem deutsch-französischen Gipfeltreffen in Berlin wird beschlossen, dass Ludwigsburg neben Paris Standort der neuen gemeinsamen Filmakademie werden soll.

Juli

4. In Ludwigsburg beginnen die Bauarbeiten für das neue Hans-Klenk-Heim. In dem vom Landeswohlfahrtsverband, dem Landkreis und der Awo gemeinsam finanzierten 16-Millionen-Projekt an der Talstraße sollen bis Frühjahr 2002 90 Pflegeplätze entstehen.
10. Die Wüstenrot-Stiftung feiert mit einem Festakt im Forum ihr zehnjähriges Bestehen. Seit ihrer Gründung hat sie insgesamt 78 Millionen Mark für gemeinnützige Projekte der Wissenschaft, Bildung, Kunst, Kultur und Denkmalpflege bereitgestellt.
14. Landrat Dr. Rainer Haas zeichnet zehn Organisationen und Privatpersonen mit dem Umweltpreis des Landkreises aus.
16. Beim traditionellen Pferderennen des Reit-, Fahr- und Zuchtvereins Nussdorf gehen rund 100 Teilnehmer an den Start. Es ist das einzige Trab- und Galopprennen, das in Württemberg veranstaltet wird.
22. Rund 500 Nachwuchstalente aus den Musikschulen im Kreis stellen beim Jugendkulturfestival im Forum mit verschiedenen Opern- und Musicalaufführungen ihr Können unter Beweis.
25. Die Ludwigsburger Stadtverwaltung informiert bei einer Bürgerversammlung über das Projekt »Soziale Stadt« für Eglosheim, das vom Land mit 6,8 Millionen Mark bezuschusst wird. Mit dem Geld soll neben Maßnahmen zur Arbeits- und Ausbildungsförderung und zur Integration von Migrantenfamilien insbesondere die Schaffung von neuen Anlaufstellen wie Jugendhaus, Bürgerbüro und Versammlungsräume gefördert werden.
31. Im Ludwigsburger Arbeitsamt werden die landesweit ersten »Green-cards« für ausländische Computer-Spezialisten ausgehändigt.

August

3. Vaihingen, Oberriexingen und Illingen sowie zwei private Firmen gründen eine Gesellschaft zur Erschließung des interkommunalen Gewerbegebietes »Ensingens Süd«, das mit einer Fläche von 85 Hektar und bis zu 2000 Arbeitsplätzen das größte neue Gewerbegebiet in der Region Stuttgart werden soll.
9. Die Ludwigsburger Kastanien zeigen schon früh ein herbstliches Kleid. Schuld ist jedoch nicht das seit Wochen anhaltende nasskalte Wetter, sondern die Kastanienminiermotte. Um die Bäume zu schützen, müssen die Schädlinge mit chemischen Mitteln bekämpft werden.
10. Die Wirte und Gäste der Ludwigsburger Weinlaube im Rathaushof
- 242

- können aufatmen. Pünktlich zum Start stellen sich sommerliche Bedingungen ein.
15. Nach Abschluss der Weizenernte zeigen sich die Landwirte nur wenig zufrieden. Zwar liegt die Ertragsmenge im Durchschnitt der letzten Jahre, doch die Trockenheit im Frühsommer und der anschließende Dauerregen im Juli haben die Qualität stark beeinträchtigt.
 18. Der Sachsenheimer CDU-Regionalrat Helmut Xander erklärt seinen Rücktritt als Vorsitzender des Stuttgarter Regionalparlaments und legt auch sein Mandat nieder. Als Gründe nennt er unüberbrückbare Differenzen mit dem hauptamtlichen Verbandsdirektor Dr. Steinacher und Teilen seiner Fraktion.
 24. Premiere im Ludwigsburger »U-Land«: Auf dem Gelände der ehemaligen Vogelkäfigfabrik an der Uhlandstraße startet erstmals eine Open-Air-Kinoreihe. Um die Genehmigung des neuen Kulturangebots hatte es allerdings heftige Turbulenzen gegeben.
 25. Markgröningen kann beim traditionellen Schäferlauf erstmals seit acht Jahren wieder einen eigene Herde und einen Stadtschäfer präsentieren.

September

2. In Marbach beginnt das erste »Untergrundfestival«. In mehreren Kellern der Altstadt präsentieren Künstler ihre Werke.
3. Der 66. Bietigheimer Pferdemarkt zieht trotz des kalten Regenwetters wieder über hunderttausend Menschen auf das Fest- und Turniergelände unter dem Viadukt.
4. Die in Oberstenfeld lebende Historikerin Margarete Dörr wird für ihre grundlegende Untersuchungen über Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in der Nachkriegszeit vom Deutschen Staatsbürgerinnen-Verband zur »Frau des Jahres 2000« gewählt.
7. Im gemeinsamen Industriegebiet von Bietigheim-Bissingen und Tamm nimmt die Kamps AG ihre neue Backfabrik in Betrieb. Der 90-Millionen-Bau gilt als Europas größte und modernste Brotfabrik.
8. Im Südgarten des Ludwigsburger Schlosses wird die laut Angabe der Veranstalter »weltgrößte« Kürbisausstellung eröffnet. Über 600 000 Kürbisse verschiedenster Sorten, Größen und Formen sind zu sehen. Die Ausstellung bringt dem »Blühenden Barock« in den folgenden Wochen einen kräftigen Besucherschub und trägt maßgeblich dazu bei, dass die älteste Gartenschau des Landes am Ende der Saison im Vergleich zum Vorjahr bei den Gästezahlen einen Zuwachs von zehn Prozent verzeichnen kann.
14. Mit einem Festakt im Forum am Schlosspark wird der internationale Kongress »Städtepartnerschaften für ein Europa der Bürger« eröffnet. An der dreitägigen Veranstaltung anlässlich des 50-jährigen Bestehens der Partnerschaft zwischen Ludwigsburg und Montbéliard nehmen rund 800 Gäste aus Deutschland und Frankreich teil.
16. Hohenstein feiert mit einem Festabend die erste urkundliche Nennung des Ortes vor 750 Jahren.

- 17. Der in Bietigheim geborene und aufgewachsene Geistliche Dr. Gebhard Fürst wird zum neuen Bischof der Diözese Rottenburg-Stuttgart geweiht.
- 20. Bietigheim-Bissingens Sportler freuen sich über die Wiedereröffnung der Sporthalle am Viadukt, die für knapp fünf Millionen Mark grundlegend renoviert und um Anbauten erweitert wurde.
- 24. In der Bönnigheimer Cyriakuskirche wird ein besonderer Rekordversuch gestartet: 24 Stunden Gottesdienst am Stück.

Oktober

- 6. Wissenschaftler aus Europa und den USA treffen sich in Vaihingen zu einem Kolloquium über die Ausgrabungen der jungsteinzeitlichen Siedlung bei Ensingen. Das vom Landesdenkmalamt betreute Projekt in Ensingen gilt als »die bedeutendste laufende Grabung in Europa im Blick auf die Bandkeramik«. – Möglingen feiert mit einem Festakt im Bürgerhaus sein 725-jähriges Bestehen. Rechtzeitig zum Jubiläum kann auch das neue Heimatbuch vorgestellt werden.
- 14. In Bietigheim wird mit einer Sonderausstellung zeitgenössischer russischer Kunst die für rund 8,5 Millionen Mark völlig neu gestaltete und erweiterte Städtische Galerie eröffnet.
- 16. Die Volksbank Ludwigsburg weiht ihre für 40 Millionen Mark errichtete neue Zentrale an der Schwieberdinger Straße ein.
- 20. Am Bönnigheimer Schulzentrum wird der für 10,5 Millionen Mark erstellte Erweiterungsbau offiziell eingeweiht. Er ist eine der Voraussetzungen dafür, dass das bisherige Progymnasium künftig als Vollgymnasium geführt werden kann.
- 22. In Besigheim wird der neue Bahnhofsvorplatz eingeweiht. Die Stadt hat in die Umgestaltung des Areals rund 3 Millionen Mark investiert.
- 27. Das Finanzministerium gibt grünes Licht für die schon seit langem geforderte Erweiterung der PH in Ludwigsburg. Bis zum Sommersemester 2003 sollen die Fachbereiche Technik, Hauswirtschaft und Musik einen Neubau erhalten.
- 30. In Ludwigsburg beginnen die Bauarbeiten für die neue Tiefgarage im Rathaushof. Das 23,5-Millionen-Projekt soll in zwei Jahren fertig sein und dann 470 Autos Platz bieten. – Auch in Marbach rüstet man sich für ein Großprojekt: Auf dem Gelände des stillgelegten Dampfkraftwerks soll bis Ende 2002 für 50 Millionen Mark Europas größtes Brennstoffzellen-Kraftwerk entstehen.

November

- 6. In Eglosheim wird das erste Teilstück der lange Zeit heftig umstrittenen Mäurach-Querspange für den Verkehr freigegeben. Die neue Tangente verbindet die von Freiberg kommende Landesstraße mit der Bundesstraße 27 und entlastet die Monreposstraße vom Durchgangsverkehr

- Richtung Autobahn. Sechs Wochen später ist auch die zweite Fahrbahn fertig gestellt.
8. Im Ordenssaal des Ludwigsburger Schlosses wird der erste Band des neuen Buches »Geschichte der Stadt Ludwigsburg« von Dr. Albert Sting vorgestellt.
 13. Ministerpräsident Erwin Teufel weiht den Erweiterungsbau »Metropolis« der Filmakademie Baden-Württemberg in Ludwigsburg ein. In den für 5,6 Millionen Mark umgebauten ehemaligen Kasernentrakt auf dem Mathildenareal können mehrere Abteilungen der Hochschule und künftig auch die neue Deutsch-Französische Filmakademie einziehen.
 16. Der Sachsenheimer Gemeinderat befürwortet einstimmig das Vorhaben der Evangelischen Landeskirche, das bisher als Oberstufeninternat für Mädchen geführte Lichtenberggymnasium in Großsachsenheim bis 2003 zum Vollgymnasium für Jungen und Mädchen auszubauen, an dem dann, bundesweit einzigartig, von der fünften Klasse an Ökonomie als Hauptfach erteilt werden soll. An den Investitionskosten für das Projekt, das auch den Bau einer neuen Sporthalle umfasst, will sich die Stadt mit 9,5 Millionen Mark beteiligen.
 18. In Vaihingen-Kleinglattbach wird Deutschlands erstes Bonbonmuseum eröffnet.
 25. Bietigheim-Bissingen und Besigheim richten auf Initiative des Schwarzwaldvereins einen historischen Flößerweg ein, der an 15 Stationen die Geschichte des Holzhandels auf der Enz dokumentiert.
 28. Das so genannte Lamparter-Haus in der Vaihinger Mühlstraße wird mit dem diesjährigen baden-württembergischen Denkmalschutzpreis ausgezeichnet.

Dezember

3. Die Wahl zum Ausländerausschuss des Ludwigsburger Gemeinderats stößt auf äußerst geringe Resonanz. Von den 12 217 ausländischen Mitbürgern, die zur Wahl aufgerufen sind, machen lediglich 897 von ihrem Stimmrecht Gebrauch.
6. Mit dem Abschluss der Fassadensanierung an der Südseite des Neuen Corps de Logis sind die umfangreichen Renovierungsmaßnahmen am Ludwigsburger Residenzschloss einen wichtigen Schritt weitergekommen.
12. Nach dem mildesten November, der je in der Wetterchronik in Baden-Württemberg verzeichnet wurde, zeigt sich auch der Dezember frühlinghaft. Auf den Weihnachtsmärkten sind Erfrischungsgetränke stärker nachgefragt als Glühwein und mancherorts blühen sogar Rosen. Auch in den folgenden zwei Wochen bleibt es für die Jahreszeit zu warm und nach Feststellung des Deutschen Wetterdienstes war das Jahr 2000 überhaupt das wärmste des 20. Jahrhunderts.
14. In Ditzingen wird die »neue Innenstadt« eingeweiht. Rund 2,8 Millionen Mark hat die Stadt investiert, um die Marktstraße und die Münchinger Straße attraktiver zu gestalten.

15. Der vom Kreistag verabschiedete Haushalt des Landkreises bringt den Bürgern Entlastungen bei den Müllgebühren, den Kreisgemeinden jedoch eine der höchsten Kreisumlagen im ganzen Land. Im Vordergrund steht das Ziel eines konsequenten Schuldenabbaus.
19. Der Landkreis erwirbt vom Land für rund zehn Millionen Mark ein 1,3 Hektar großes Grundstück in unmittelbarer Nachbarschaft zum Landratsamt und stellt somit die Weichen für die dringend erforderliche Erweiterung des Kreishauses, das 17 Jahre nach seiner Einweihung »aus allen Nähten platzt«.
23. Veranstalter und Händler des Ludwigsburger Barock-Weihnachtsmarktes zeigen sich überaus zufrieden. Der Andrang der Besucher sei so groß gewesen, dass man an Kapazitätsgrenzen stoße.
28. Die bundesweite Verunsicherung der Verbraucher wegen der Rinderkrankheit BSE wirkt sich auch im Landkreis nachhaltig aus. Obwohl in der Region bisher noch kein Krankheitsfall festgestellt wurde, bringt die stark zurückgegangene Nachfrage nach Rindfleischprodukten viele Tierhalter und Fleischverarbeiter in Existenznöte.
31. Erstmals seit 1992 gibt es im Landkreis am Jahresende wieder weniger als 11 000 Arbeitslose. Die Arbeitslosenquote ist im Laufe des Jahres von 5 % auf jetzt 4,1 % gesunken. Insbesondere der anhaltende Exportboom im Maschinenbau und bei der Kfz-Industrie wirkte sich positiv auf den Arbeitsmarkt aus.

Thomas Schulz

Buchbesprechungen

Christian Keitel: Herrschaft über Land und Leute. Leihherrschaft und Territorialisierung in Württemberg 1246–1593. Leinfelden-Echterdingen 2000, 288 S.

Obwohl die Leibeigenschaft zu den Erscheinungen gehört, die man gemeinhin auf Anhieb mit dem Mittelalter verbindet, ist sie insgesamt noch wenig untersucht. Schon deshalb ist die Arbeit von Christian Keitel so wichtig, die 1999 von der Geschichtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen als Dissertation angenommen wurde und in der erstmals die Leihherrschaft in Württemberg als Gegenstand einer eingehenden Studie gewählt wurde. Der Untersuchungszeitraum setzt 1246 ein, da Graf Ulrich I. von Württemberg nach seiner in diesem Jahr vollzogenen Abkehr von König Konrad IV. mit dem zielstrebigem Aufbau seines Territoriums begann, was zwangsläufig zu einer vermehrten Ausfertigung von Urkunden führte, wodurch eine hinreichende Quellenbasis gegeben ist. Als Endpunkt wurde der Tod Herzog Ludwigs im Jahre 1593 gewählt, unter dessen Nachfolgern eine Neuausrichtung der Politik erfolgte, die für den Bereich der Leibeigenschaft bereits von Otto Herding und Wolfgang von Hippel dargestellt wurde.

Keitels Untersuchung schließt hier also eine Lücke in der Forschung. Sie ist darüber hinaus aber auch durch ihren methodischen Ansatz bedeutsam, der sicherlich Maßstäbe für entsprechende Studien zu anderen Territorien setzen wird. Denn Keitel betrachtet die Leihherrschaft im Kontext des Territorialisierungsprozesses und damit stets in Verbindung zur Grund-, Orts- und Landesherrschaft, um ihre Funktion zu bestimmen und ihre Entwicklung zu erklären. Die Arbeit leistet dadurch wesentlich mehr als eine Beschreibung der Unfreiheit und ihrer Ausprägungen im späteren Mittelalter und in der frühen Neuzeit; sie ist vielmehr eine grundlegende Studie zur Ausbildung des württembergischen Territorialstaats und, was der Titel zunächst so nicht vermuten lässt, zum Steuerwesen und seiner Rolle in diesem Prozess. Minutiös analysiert Keitel auf der Grundlage einer relationalen Datenbank, die er bei der Auswertung von rund 100 Lagerbüchern erstellt hat, die Steuererhebungspraxis in den rund 40 weltlichen Ämtern des entstehenden Territoriums in ihren Bezügen zur Leihherrschaft. Deutlich wird dabei vor allem, wie unterschiedlich die lokalen Voraussetzungen für die Durchsetzung der Herrschaftsansprüche des Territorialstaats waren und wie differenziert man auf die örtlichen Unterschiede seitens der Herrschaft darauf reagierte. Im Ergebnis wurden Ansprüche der »territorialen Vogtei« (Grund- und Orthserrschaft, Steuererhebungsrecht) sowie der »personalen Vogtei« (Leihherrschaft) miteinander verschmolzen, um einen einheitlichen unfreien Untertanenstand zu schaffen; die Dichotomie zwischen personaler und territorialer Herrschaft wurde aufgehoben. Die besondere Aufmerksamkeit Keitels gilt in diesem Zusammenhang der Beschränkung der Freizügigkeit in ihrer Entwicklung, die in gleicher Weise die Städte wie das flache Land betraf, sowie der Konfliktregelung mit konkurrierenden Leihherren und Territorien. Die klar strukturierte Arbeit leistet damit im Rahmen ihres Untersuchungsgegenstandes auch einen Beitrag zur Geschichte der

Landstädte und der zwischenterritorialen Beziehungen. Nicht zuletzt bietet sie eingehende Analysen der herangezogenen Quellengattungen mit wichtigen Ergebnissen zur Entwicklung der Schriftlichkeit in der württembergischen Verwaltungspraxis.

Wie man aus dem sorgfältig erstellten Orts- und Personenregister ersehen kann, findet sich im Übrigen zu den historischen Ämtern, die im heutigen Landkreis Ludwigsburg aufgegangen sind, eine solche Fülle an detaillierten Angaben, dass auch die auf den Ludwigsburger Raum und seine Orte bezogene Forschung zukünftig kaum an der Studie vorbeigehen können wird. *Robert Kretzschmar*

Fremde in Deutschland – Deutsche in der Fremde. Schlaglichter von der frühen Neuzeit bis in die Gegenwart. Hg. von Uwe Meiners und Christoph Reinders-Düselder. Cloppenburg 1999, 375 S., Abb.

Die Diskussion um Deutschland als Einwanderungsland bewegt die Gemüter und beschäftigt nahezu täglich die Medien. Seit Jahren sind Art und Umfang der Zuwanderung heftig umstritten. Der Blick in die Geschichte zeigt aber, dass die Bewegung von Menschen über Grenzen hinweg und die Begegnung der Kulturen nicht die Ausnahme, sondern die Regel war. Dies versuchte auch die Ausstellung »Fremde in Deutschland – Deutsche in der Fremde« zu vermitteln, die im »Museum für Volkskultur in Württemberg« in Waldenbuch zu sehen war. Eine wahrhaft gesamtdeutsche Ausstellung, waren doch Museen von Cloppenburg über Leipzig bis Stuttgart daran beteiligt.

Der Begleitband, der zur Ausstellung erschien, vermittelt zunächst die »Grundlagen« des Themas und geht dann auf einzelne Gruppen ein. Dabei verkörperten die »Zigeuner« gleichsam die ausgegrenzten, unerwünschten Fremden. Ganz anders erging es den Glaubensflüchtlingen in der frühen Neuzeit, den Hugenotten, Salzbergern und Niederländern. Weniger günstig trafen es die Waldenser, die zunächst von der heimischen Bevölkerung abgelehnt wurden. Die Neuankömmlinge bereicherten Wirtschaft und Kultur ihrer Aufnahmeländer. In den letzten Jahrhunderten existierte sowohl eine Zuwanderung nach als auch eine Auswanderung aus Deutschland. Italiener kamen, als Architekten, Musiker, Maler und Bildhauer, im Familien- oder Werkstattverband über die Alpen. Die Residenz Ludwigsburg wäre ohne sie nicht denkbar; ebenso wenig der Verkehrsknotenpunkt Kornwestheim ohne die italienischen Wanderarbeiter. Viele Deutsche wanderten im 18. und 19. Jahrhundert aus; zwei Hauptziele waren die USA und Russland. Die Reaktion auf die Fremden, vom Nationalismus bis zum Rassenwahn der NS-Zeit, ist ein weiterer Schwerpunkt der Aufsätze. Der zeitliche Bogen spannt sich vom Mittelalter bis in die Gegenwart der Bundesrepublik Deutschland. Denn das 20. Jahrhundert war das »Jahrhundert der Flüchtlinge«: Durch Weltkrieg und Öffnung der Grenzen war ein Drittel der Gesamtbevölkerung Westdeutschlands betroffen. Eine Rückwanderung aus Osteuropa findet seit Jahren statt und sorgt für Konfliktstoff.

Im Sommer 1990 hat es bereits eine Ausstellung »Fremde in Ludwigsburg« gegeben, ebenfalls mit Begleitband. Das neue Buch stellt nun das Thema in einen größeren geographischen und thematischen Rahmen. Die Lesbarkeit leidet leider unter dem dreispaltig gesetzten Text. Bildnachweise, wie zu Asperg (S. 258), fehlen zum Teil und in die Bibliographie haben sich etliche Druckfehler eingeschli-

chen. Trotz dieser kleinen Mängel kann das Buch uneingeschränkt empfohlen werden.

Erich Viehöfer

Wilfried Ott: Ich bin ein freier Wildbretschütz. Geschichte und Geschichten um die Wilderei. Leinfelden-Echterdingen 2000, 286 S., Abb.

»Ich bin ein freier Wildbretschütz«, so beginnt ein Lied von Hermann Löns, das wie viele Sagen und Legenden die Wilderei verklärt. Wilfried Ott, der frühere Leiter der baden-württembergischen Landesforstverwaltung, hat nun mit seinem Buch die erste wirklichkeitstreuere Geschichte der Wilderei verfasst. Räumlicher Schwerpunkt der Darstellung ist Württemberg, wo zwar legendäre Wilderergestalten (wie Jennerwein) und literarische Erzeugnisse (wie die Romane von Ludwig Ganghofer) fehlen, aber die archivalischen Quellen eine weitgespannte Darstellung, vom 15. Jahrhundert an, ermöglichen.

Erst das Verbot der Volksjagd, der Freien Pirsch bei Bottwar, im oberen Remstal, zwischen Donau und Iller und am oberen Neckar hatte das Delikt »Wilderei« entstehen lassen. Für das neue Delikt musste erst ein neuer lateinischer Begriff, *fericidium*, geschaffen werden. Einer der frühesten Belege betrifft Geldstrafen bei Wilderei im Stromberg. Die Strafen wurden in den folgenden Jahrhunderten immer mehr verschärft, denn die Jagd war Attribut des Herrschertums, ein gottgegebenes Privileg, zugleich aber auch ein Machtinstrument, das die Landeshoheit durchsetzen und absichern sollte. Mit weitreichenden Folgen: Letztlich verdankte Ludwigsburg seine Existenz der Jagdleidenschaft der württembergischen Herzöge.

Die Landbevölkerung aber war belastet durch Wildschäden und Jagdfronen; beides senkte die Hemmschwelle hin zur Wilderei. Armut und Nahrungsmangel, nicht Jagdlust, machten sie zu Wilderern. Feuerwaffen revolutionierten die Wilderei und gaben ihr starken Auftrieb. Härteste Strafen drohten den Wilderern, bis hin zum Augenausstechen. Ertrappte »Erzwilderer« landeten in den Verliesen der Landesfestungen, also auch auf dem Hohenasperg, oder auf den Galeeren. Der gnadenlose Kampf zwischen Jägern und Wilderern forderte ungezählte Opfer auf beiden Seiten. Im 19. Jahrhundert war die große Zeit der Wilderei vorbei. Die nach der Revolution 1848/49 eingetretene Wildarmut entzog ihr in Südwestdeutschland weitgehend die Grundlage. An die Stelle der feudalen trat die bürgerliche Jagd.

Im Buch wechseln allgemeine Darstellungen und konkrete Fälle. Dadurch ist eine gut lesbare, geradezu spannende Lektüre entstanden, reich illustriert und in hochwertiger Ausstattung. Ein Verzeichnis jagdlicher Fachausdrücke, Quellen- und Bildnachweise runden das gelungene Werk ab. Schmerzlich vermisst hat der Rezensent jedoch ein Orts- bzw. Personenregister.

Erich Viehöfer

August Lämmle: Knotenpunkte der schwäbischen Geschichte. Eine Vortragsfolge. Möckmühl 2001, 147 S.

August Lämmle hielt vom November 1954 bis zum Mai 1955 im Rahmen einer Sendereihe des Südwestfunks eine Folge von 14 Vorträgen zur schwäbischen Geschichte. Nach einer ersten Auflage im Jahr 1964 sind diese Vorträge jetzt vom Freundeskreis August Lämmle neu herausgegeben worden.

Lämmle verfasste keine trockenen Geschichtsabhandlungen, an Fakten orientiert, nach Zeitabschnitten oder Regierungszeiten unterteilt. Er erzählt Geschichte, stellt Querverbindungen her, gliedert die Ereignisse nach gemeinsamen Schwerpunkten, springt in seinen Erzählungen, wenn es sein muss, vorwärts und rückwärts und schweift der Verständlichkeit halber gerne ab. So beginnt er überraschender- oder bezeichnenderweise mit der Anekdote, wie der Herrgott quasi als Übungsarbeit das so genannte Musterländle geschaffen hat. Er beschäftigt sich mit den Urkunden der Geschichte, die nicht immer nur aus Papier bestehen müssen, berichtet über das alte Recht, das Lehnswesen, den Ständestaat, den Schwäbischen Kreis und die einschneidenden Veränderungen, die die Ankunft Napoleons mit sich brachte. Mit einem Vortrag über das 19. Jahrhundert und einer Betrachtung über die Probleme der Gegenwart endet die Sammlung. *Günther Bergan*

Dieter Kapf und Reinhard Wolf: Steinkreuze, Grenzsteine, Wegweiser. Kleindenkmale in Baden-Württemberg. Hg. vom Schwäbischen Heimatbund. Stuttgart 2000, 175 S., Abb.

Man übersieht sie leicht, die Steinkreuze, Grenzsteine, Wegweiser usw., die man in unserem Lande da und dort noch antrifft. Und wenn man diesen kleinen steinernen Zeugnissen längst vergangener Tage am Wegesrand, in Dörfern, Wald und Flur begegnet, weiß man in aller Regel nicht allzu viel über sie. Den Autoren, beide sind ausgewiesene Kenner der Materie, kommt das große Verdienst zu, dass sie noch vorhandenen Kleindenkmalen samt ihrer Geschichte nachspürten und die Ergebnisse ihrer mehrjährigen Forschungsarbeiten im vorliegenden Buch einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht haben. Beschrieben und vorgestellt werden aber nicht nur Kleindenkmale im eigentlichen Sinn, sondern auch Hauszeichen, Straßenpflaster, Hohlwege, Hochwassermarken und anderes mehr.

Insgesamt ist es eine sehr ansprechende, fundierte und reich bebilderte Veröffentlichung, die auch durch manche Anekdoten und Geschichten angereichert ist. Alle, die sich für die Kultur und Natur unseres Landes interessieren, werden an dem inhaltsreichen Buch große Freude haben und es mit Gewinn lesen. Möge es außerdem zur Erhaltung der noch vorhandenen Kleindenkmale beitragen, ohne die unsere Heimat mit Sicherheit um einiges ärmer wäre. *Wolfgang Läßle*

Streiflichter aus Verfolgung und Widerstand 1933–45. Heft 6, 2001. Hg. von der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes/Bund der Antifaschisten, Kreisvereinigung Ludwigsburg, 62 S., Abb.

Der in diesem Jahr erschienene sechste Band der »Streiflichter« bildet den vorläufigen Abschluss der Reihe. Die Herausgeber/Verfasser, Reinhard Hildebrandt und Werner Hoffmann, versuchen auch diesmal »Licht in das Dunkel dieser Zeit und die unmittelbaren Nachkriegsjahre zu bringen«. Das neue Heft ist dem Ludwigsburger Stadtrat Wilhelm Bader gewidmet, der am 10. März 1945 im KZ Dachau starb; eine Straße in der Weststadt ist nach ihm benannt.

Einleitend wird ein fast unbekanntes Kapitel der Ludwigsburger Partnerstadt Jevpatorija aufgeschlagen, wo während der deutschen Besatzung mehr als 12 000 Menschen ermordet wurden. Schwerpunkt des Heftes ist der Beitrag von Rudi Maier von der Alexander-Seitz-Geschichtswerkstatt Marbach über »Die Opfer

des »Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchs« und der NS-»Euthanasie« im Landkreis Ludwigsburg«. Der Beitrag geht sowohl auf die Durchführung der Zwangssterilisierungen als auch auf die Deportation und Ermordung von Patienten aus der Landesfürsorgeanstalt Markgröningen im Rahmen der »Aktion T 4« ein. In Ludwigsburg verweigerte der Direktor der Karlshöhe seine Mitwirkung und rettete damit 73 Männern das Leben.

Mit Bild- und Textdokumenten soll vor allem an die Opfer erinnert werden, an das Schicksal der aus Ludwigsburg in das KZ Auschwitz verschleppten Menschen oder den Maschinenarbeiter Alfred Nietzsche, der auf dem Hohenasperg im Oktober 1944 starb. Aber auch den Tätern versuchte man auf der Spur zu bleiben, wie dem Spitzel im Kirchengemeinderat oder dem KZ-Aufseher Helmut Bärwald. Die vorgestellten Fälle betreffen sowohl die Stadt Ludwigsburg wie auch umliegende Gemeinden (Asperg, Bietigheim, Marbach), bis hin zur Geschichte des Kornwestheimer Naturfreundehauses am Rotenackerwald, das 1933 die Nazis für ihre eigenen Zwecke beschlagnahmten.

Erich Viehöfer

Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg. Band 1: Von der Vorgeschichte bis zum Jahr 1816. Ludwigsburg 2000, 719 S., Tabellen, Pläne und Abb.

Ein neues Buch zur Stadtgeschichte Ludwigsburgs war längst überfällig. Vor rund 100 Jahren veröffentlichte Christian Belschner das bisher einzige Standardwerk zu diesem Thema, wobei spätere Auflagen nicht neu verfasst, sondern nur teilweise überarbeitet und fortgeschrieben wurden. Die inhaltliche Darstellung und die äußere Aufmachung, die spärliche Bebilderung und vor allem das fehlende Quellenverzeichnis minderten den Wert dieses Buches immer mehr.

Albert Sting übernahm die Aufgabe, die umfangreich vorliegenden Fakten neu zu gliedern und aufzubereiten und sie entsprechend anschaulich dem Leser darzustellen. Eine Aufteilung in zwei Bände erwies sich bei der Fülle des vorliegenden Stoffes als unumgänglich. Dabei sollte auf den schnellen Leser von heute, der sich in kurzer Zeit und ohne Umschweife über ein Einzelthema informieren will, genauso Rücksicht genommen werden wie auf den historisch Interessierten, der sich einen größeren Überblick verschaffen und auch weiterführende Informationen und Hinweise zur Vertiefung eines Themas erfahren möchte. Geschichtsschreibung sollte zum einen sachlich und korrekt, zum anderen aber auch für jedermann verständlich und anregend zu lesen sein. Vor allem eine Stadtgeschichte, die von den Bürgern der Stadt angenommen werden soll, darf nicht nur ein trockenes Geschichtsbuch, sondern muss auch ein Buch zum Schmöckern mit Geschichten am Rand der Geschichte sein. Um das alles zu realisieren, mussten vom Autor Kompromisse geschlossen werden, und in diesen liegen die Stärken, aber auch die Schwächen des Buches.

Über den Inhalt des Buches muss nicht ausführlich berichtet werden, der Titel ist bereits die Inhaltsangabe. Nach zwei einführenden, kurz gehaltenen Kapiteln über die Vor- und Frühgeschichte sowie über die drei Bebenhäuser Klosterhöfe wird die Geschichte der Stadt von der Schlossgründung bis zum Tod von König Friedrich in 15 Kapiteln beschrieben. Die Regierungszeit von Herzog Carl Eugen steht dabei schwerpunktmäßig im Mittelpunkt.

Wichtiger scheint es, über die vom Autor gewählte Gliederung und das äußere Erscheinungsbild des Buches zu sprechen. Wohl aus Gründen der Übersichtlich-

keit ist der Satzspiegel zweiseitig. Alte Stiche und den Text ergänzende oder erläuternde Einschübe sind durch eine gelbe Unterlegung optisch hervorgehoben. Die eigentliche Stadtgeschichte als Hauptteil nimmt nur die erste Hälfte des Buches ein. In der zweiten Hälfte liefert der Autor ebenso wichtige Zusatzinformationen, die das Gesamtbild ergänzen und abrunden sollen. So werden in einem Kapitel die Ludwigsburg betreffenden herzoglichen Reskripte und Verlautbarungen im Wortlaut wiedergegeben. In einem weiteren Kapitel sind bisher nicht veröffentlichte Auszüge aus den Kirchenkonventsprotokollen zusammengestellt, die dem Leser einen authentischen Einblick in das Alltagsleben von Ludwigsburg gestatten. Im folgenden Abschnitt sind voneinander unabhängige, chronologisch geordnete Ergänzungen zum Hauptteil zusammengestellt. Die einzelnen Beiträge sind dabei von sehr unterschiedlicher Wertigkeit, manche sind mehr illustrierende Ergänzungen, viele aber gehören thematisch eng zum Hauptteil, was eine gewisse Zerrissenheit der Darstellung zur Folge hat und dadurch die Lektüre mitunter erschwert. Einen großen Raum nehmen die sich anschließenden Biographien von rund 80 wichtigen Personen der Stadtgeschichte ein, die von Kurzbiographien der bedeutendsten Porzellan-Manufakturisten ergänzt werden. Interessant das Kapitel mit diversen Tabellen und Zusammenstellungen, u. a. der frühzeitlichen Bodenfunde im Stadtgebiet, der ersten Häuser in Ludwigsburg, der Bürgermeister, Vögte, Dekane, Ärzte und Lehrer sowie der Bevölkerungsstatistik der Stadt. Ein weiteres Kapitel enthält Überlegungen und Skizzen zur geometrischen Grundkonstruktion der Stadtanlage und erstmals eine Sammlung der wichtigsten historischen Stadtpläne. Das abschließende Literaturverzeichnis sowie die Textanmerkungen mit Quellennachweisen sind umfangreich und somit eine wichtige zusätzliche Informationsquelle. Der zweite, abschließende Band ist in Vorbereitung.

Günther Bergan

Heinz Bauer: Des send no Zeita gwä... Ludwigsburg 2001, 159 S., Abb.

Der Autor, Jahrgang 1922, verbrachte Kindheit und einen Teil seiner Schulzeit in Ludwigsburg. Das Büchlein soll einen Einblick in den Alltag einer Beamtenfamilie in den 20er- und 30er-Jahren bieten. Vielleicht ein etwas hohes Ziel, denn es werden überwiegend Geschichten und Histörchen erzählt, wie sie Buben bis zur Mittleren Reife erleben, Lausbubenstreiche, Schulerlebnisse, Erinnerungen an skurrile Lehrer, Witziges von Freunden und natürlich auch Familiengeschichten rund um die Eltern, Großeltern und die Tante, insgesamt eher harmlos, aber mit vielen Ludwigsburg-Bezügen. Zeitgenossen des Autors werden beim Lesen sicher ihre Freude haben, vieles wiedererkennen und sich an längst Vergessenes erinnern. Schade, dass der Autor die Zeit nach 1933 ausgespart hat und lediglich im Kontext anklingen lässt; das Büchlein wäre dann auch für einen breiteren Leserkreis interessant gewesen.

Günther Bergan

Karen Eva Noetzel: Nationalsozialistischer Rassenwahn und seine Opfer in Asperg. [2001], 129 S.

Dritter und letzter Teil der lokalgeschichtlichen Reihe »Asperg und das Deutsche Thema«, der bedauerlicherweise nur noch in einfachster Gestaltung und ohne Abbildungen im Selbstverlag der Autorin erschienen ist.

Der vorliegende Band behandelt zunächst die nationalsozialistische Rassenpolitik. Ausgehend von den Grundsätzen der nationalsozialistischen Rassenideologie geht die Autorin auf die Kernpunkte dieser Politik und auf ihre Auswirkung und Umsetzung speziell in Asperg näher ein: Propagandistische Verbreitung der Ideologie durch Vorträge und Medien, Familienpolitik und Mutterkult, Heimstätten-siedlungen, Diffamierung von Suchtkranken und Bettlern und Verfolgung als Asoziale, das Erbgesundheitsgericht und die Zwangssterilisation »minderwertiger« Personen sowie die Euthanasie so genannter unheilbar Kranker. Die in dieser Zeit nicht unumstrittene Rolle von Stadtarzt und Bürgermeister wird dabei mehr als deutlich.

Das Schicksal der Sinti und Roma bildet einen zweiten Themenschwerpunkt. Vor ihrer Deportation wurden Sinti und Roma aus dem südwestdeutschen Raum zunächst in ein Sammellager auf dem Hohenasperg und dann vom Asperger Bahnhof aus in die Konzentrationslager Buchenwald und Dachau gebracht. Eine Gedenktafel auf dem Asperger Bahnhof erinnert seit 1995 an ihr Schicksal.

Zum Schluss ein äußerst aktuelles Thema: der Einsatz von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen in Asperg. Im Jahr 1944 arbeiteten insgesamt über 750 Personen zwangsweise in der Landwirtschaft, in der Kriegsindustrie und in kommunalen wie in staatlichen Einrichtungen. Die Autorin erwähnt die einzelnen Beschäftigungsbetriebe dabei namentlich und schildert die Arbeitsbedingungen, die Unterbringung, Ernährung und ärztliche Versorgung sowie das recht unterschiedliche Verhältnis der Asperger Bevölkerung zu den Zwangsarbeitern. *Günther Bergan*

Hohenasperg oder ein früher Traum von Demokratie. Gefangenenschicksale aus dem 19. Jahrhundert. Hg. von Franz Quarthal und Karl Moersch. Leinfelden-Echterdingen 1998, 288 S., Abb.

Die Silhouette des Hohenaspergs ist uns allen vertraut. Allerdings gilt dies nicht unbedingt für seine Geschichte. Hier gibt es noch viele unbekannte Facetten, die es aufzuhellen gilt.

Der vorliegende, von Franz Quarthal und Karl Moersch herausgegebene Sammelband ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des schwäbischen Demokratenbuckels und zur Demokratiegeschichte unseres Landes. Von verschiedenen Autoren, überwiegend Studenten des Historischen Instituts der Universität Stuttgart, werden insgesamt 14 Lebenswege von politischen Gefangenen des Hohenaspergs im 19. Jahrhundert nachgezeichnet. Entstanden ist ein äußerst lesenswertes und interessant geschriebenes Buch über mehr oder weniger bekannte Vordenker der Demokratie in Württemberg (Karl Kower, Georg David Hardegg, Jakob Friedrich Kammerer, Johannes Nefflen, Gustav Werner, Friedrich List, Theobald Kerner, Julius Haußmann, Wilhelm Binder, Heinrich Schweickhardt, Immanuel Hoch, Karl Reichenbach, Gustav Adolph Rösler, Adolph Majer). *Wolfgang Läßle*

Johannes Authenrieth: Der Hohenasperg. Hg. von Rolf Authenrieth. Bietigheim-Bissingen 2000, 130 S., Abb.

Rolf Authenrieth hat die Erinnerungen seines Großvaters herausgegeben, die dieser selbst untertitelte als die »Aufzeichnungen eines Strafanstaltskommissars vom Kaiserreich bis zur Hitlerzeit«. Johannes Authenrieth, noch vor dem Ersten

Weltkrieg als Sanitätsfeldwebel vom Militär in den Justizdienst übergetreten, macht dort Karriere und bringt es zum leitenden Beamten im Aufsichts- und Pflegedienst. Er spannt den Bogen weit: seinen eigenen Erinnerungen stellt er die lange und wechselhafte Geschichte des Hohenaspergs voran. Von der Burg des Mittelalters über den Festungsbau, von der »Schwäbischen Bastille« über das Gefangenenlager 1914/18 zur noch bestehenden Strafanstalt reicht seine mit vielen Fakten, Namen und Daten versehene Darstellung. Seine eigenen, jahrzehntelangen Erfahrungen schildert er im Zusammenhang mit der Beschreibung vieler »Fälle«, d. h. vieler Gefangener der unterschiedlichsten Kategorien, die seiner und seiner Kollegen Aufsicht unterstanden. Es hat auch für das Justizpersonal auf dem Hohenasperg nie ein leichtes Leben gegeben; das geht deutlich aus Johannes Authenrieths Erinnerungen hervor. Dem Leser, der die Festung auf dem Hohenasperg nur als Besucher von außen, nur von einem Spaziergang her kennt, sei das Buch empfohlen: Es wird zur Erweiterung der Geschichtskennntnisse beitragen.

Wolfgang Klusemann

Bildnachweis

- Gemeindearchiv Remseck S. 31, 32
Hauptstaatsarchiv Stuttgart S. 15, 22, 61, 91, 191, Beilage
Kreisarchiv Ludwigsburg S. 20, 23, 28
Nebel, Wolfgang (Bietigheim-Bissingen) S. 185, 196, 203
Schedler, Ernst (Oberstenfeld) S. 144, 149, 150, 151 (o.), 152, 153 (r.), 155, 157,
159–161, 165, 167, 168
Schick, Hermann (Marbach) S. 139
Schiller-Nationalmuseum Marbach S. 130, 131
Schlossverwaltung Ludwigsburg S. 45
Staatliches Hochbauamt Ludwigsburg S. 145, 148, 151 (u.), 153 (l.), 162–164
Stadtarchiv Bietigheim-Bissingen S. 27
Stadtarchiv Großbottwar S. 12
Stadtarchiv Ludwigsburg S. 67, 70, 72, 74, 78, 81, 82, 85, 94, 97, 99, 100, 103, 113,
115, 116, 118, 119, 173
Stadtarchiv Marbach S. 133
Städtisches Museum Ludwigsburg S. 64, 66, 93, 95, 107
Universitätsbibliothek Stuttgart S. 179
Württembergische Landesbibliothek Stuttgart S. 40, 42, 47, 49, 177, Umschlagbild

»Ludwigsburger Geschichtsblätter« 1900–2001

Heft	Jahr	Seiten	Heft	Jahr	Seiten
Redaktion Christian Belschner:			Redaktion Dr. Wolfgang Schmierer:		
1	1900	87	31	1979	148
2	1901	100	32	1980	188
3	1903	106	33	1981	256
4	1905	186	34	1982	176
5	1909	115	35	1983	180
6	1911	88	36	1984	242
7	1913	57	37	1985	245
8	1916	48	38	1985	196
9	1923	119	39	1986	224
10	1926	107	40	1987	252
11	1930	133	41	1988	200
12	1939	46	42	1988	224
			43	1989	188
Redaktion Dr. Oscar Paret:			44	1990	232
13	1957	140	45	1991	236
14	1960	66	46	1992	232
			47	1993	168
Redaktion Heinrich Gaese:			48	1994	196
15	1963	162	49	1995	264
16	1964	203	50	1996	200
17	1965	207	51	1997	244
18	1966	192			
19	1967	164	Redaktion Dr. Thomas Schulz:		
20	1968	196	52	1998	240
			53	1999	228
Redaktion Dr. Willi Müller:			54	2000	220
21	1969	92	55	2001	256
22	1970	116			
23	1971	195			
24	1972	272			
25	1973	141			
26	1974	141			
27	1975	199			
28	1976	161			
29	1977	179			
Redaktion Dr. Paul Sauer:					
30	1978	128			

Hefte 1–4, 11, 13, 26, 27, 28 und 45
vergriffen, alle anderen lieferbar.

Ebenfalls noch lieferbar ist der 1997 vom
Historischen Verein zu seinem 100-jährigen
Jubiläum herausgegebene Sammel-
band »Ludwigsburg. Erinnerungen aus
Stadt und Kreis 1897–1997«.



Bestellungen: Buchhandlung Aigner, Arsenalstraße 8, 71638 Ludwigsburg

du (1) n = C
ε 47 + Tusch

